Staatl. Bibliothek
Regensburg

Class. 345

Der Stadt
Bibliothek
gewidmet
vom Uebersetzer
im J. 1783.

SBR 069026239035

23

Briefe

des

L. A. Seneka.

Uebersetzt

von

Albrecht Christoph Kayser.

Dessau,

auf Kosten der Verlagskasse und zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten.

1783.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Gebohren werden, wachsen, blühen, sterben, und sterbend den Saamen zu einem neuen Leben ausstreuen, dieß ist die Geschichtssumme aller Erscheinungen unserer Welt, dieß scheinen die Grundzüge im Entwurfe unserer Schöpfung, die Hauptform zu seyn, die der Allmächtigweise so mannichfaltig ausgebildet, als es seine Macht und Weisheit für gut gefunden. Leben, Wachsthum, Blüthe, Frucht, Tod und Wiedergeburth im Tode würde vielleicht die Aufschrift am Eingang unserer Welt seyn, wenn es einen gäbe. Das Thier, die Pflanze, der Stein, der nicht umsonst auf seiner Stelle liegt und sich dann erst, wann sie seiner nicht mehr bedarf, dem allgemeinen Looſe der Zerstörung unterwirft, um einer neuen Bestimmung Stoff zu seyn — Alles in der belebten und unbelebten Natur scheint nach diesem Ersten aller Gesetze zu leben,

ben, zu vegetiren, zu existiren. Und der Geist des Menschen, der durch seine Ausbildung eine zwote Welt geschaffen, eine moralische, durch die erst Gesellschaften und Staaten, Tugenden und Laster, Wissenschaften und Künste, ihr Daseyn erhalten, fühlt, arbeitet und zerstört nicht minder nach dieser algemeinen Vorschrift. Gleich nicht das Schicksal einer Nation einem Baum, der Knospen treibt, sich ausbreitet, Früchte zeitigt und in der ausgezeitigt abfallenden Frucht den Saamen zu andern abwirft? Die glühendste Empfindung hat eine Zeit ihres Verlöschens, die blühendste Phantasie eine ihres Welkens und das Ewigkeiten trotzende Monument, das sich der Geist des Menschen stolzkühn erbaut, eine Zeit seiner Vergessenheit.

Dieser Vergessenheit haben sich, um bey den Geistesproducten stehen zu bleiben, tausend gute Werke, hundert edle Künste nicht entziehen können. Das allgemeine Loos der Zerstörung traf auch sie und die wenig geretteten ein ähnliches: denn ist nicht achtlose Vergessenheit so viel als Vernichtung? Ein neuer Frühling verdrängt den Gedanken an den vergangenen: je mehrere diesem folgen, desto

mehr

mehr verbleicht das Erinnerungsbild des ersten. Eine Menge neuer Werke verlischt das Andenken an die vorhandenen älteren. Unser Geist wird, so lang nicht die Natur zu wirken aufhört, so lang nicht zu denken und seine Gedanken andern mitzutheilen aufhören. In unserer Ideenwelt wird der nämliche Kreislauf, wie in unserer physischen fortdauern, bis der Schöpfer beyden stille zu stehn gebiethet. Haben die Werke der Menschen ein den Werken der physischen Welt ähnliches Schicksal: werden sie eine Zeit lang geachtet, vielleicht bewundert, bis zum Himmel erhoben und dann über die Nachfolge anderer bey Seite gelegt vergessen: so ist es in mancherley Rücksichten gut, so ist es nothwendig, ihr Andenken zu erneuern.

Unser Zeitalter, das sich so gern vergißt, die menschlichste aller Schwachheiten — und sich so gern mit seinen Kentnissen brüstet, thu' einen Rückblick auf die wenigen Ueberreste von Schriften, die wir aus den verfloßnen Jahrhunderten haben. Abgezogen die neuen Ideen, die sich nothwendig aus der christlichen Religion aufschließen mußten, werden wir mit Redlichkeit bekennen müssen, daß jene Männer

über Thorheit und Vernunft so weise gedacht, die Schwächen, Laster und Tugenden ihres Zeitalters so gut gekannt, als wir, ja wir werden bey sorgfältigerem Nachlesen zum Beweise dieses Satzes finden, daß Männer unserer Zeiten, denen wir bewundernd Weihrauch streun, nicht selten ihre geachtesten Ideen aus der dunklen Vergessenheit jener Werke hervorgeholt.

Da denn alles in der physischen und moralischen Welt eine Zeit seines Lebens und Todes, seiner Bewunderung und seiner Vergessenheit hat, und nach diesem allgemeinen Schicksale gegenwärtig die Liebe zu den lebenden Sprachen dieienige zu den Todten immer mehr und mehr verdrängt, und den in diesen leztern verfaßten Schriften eine weit längere Vergessenheitsperiode als iemals bedroht, da sich von der andern Seite die Lust zur Lectüre, durch eine allgemeine Geistesgährung veranlaßt, mit der abnehmenden Kenntniß iener Sprachen täglich vergrößert und erweitert: so dünkt mich für beyde Bedürfnisse kein besseres Auskunftsmittel als die Lesbegierde neugieriger Menschen durch Verdeutschung jener Schriftsteller zu stillen und diese damit

vor

vor der Ungeachtheit zu retten, die ihren Ideen und ihrem Geiste immer unvermeidlicher zu werden scheint. Der nämliche Baum treibt im Frühling wieder Knospen, der im Herbst abgestorben ist: aber die Schrift ist für die Menschheit verloren, die in Vergessenheit geräth und auf keine Art in das Andenken der Menschen wiedergebracht wird.

Ob es Seneka verdiene, nicht vergessen und allgemeiner gemacht zu werden? Dafür könnt' ich hundert Stellen bewährter Schriftsteller anführen. Allein die in diesen Briefen bald weitläufig ausgeführten, bald nur hingeworfnen Gedanken werden jeden Leser in den Stand setzen, sich die Frage selbst zu entscheiden. Doch muß ich ihn bitten, sich nicht vielleicht von drey oder vier Stellen, die ihm am ersten in die Hände fallen und nicht nach seinem Geschmacke seyn könnten, abschrecken zu lassen. Trifft man ja auch bey einem Spazziergange manche minder schöne Gegend an und vergilt nicht die darauf folgende schönere das unbefriedigte Gefühl der vorherigen?

Ueberzeugt von dem Werth und Nutzen einer Senekaischen Uebersetzung wünscht ich nur,

 daß

daß sie einer von den Männern übernähme, die die Stimme des Publikums für sich haben. Als Seneka schrieb, waren Luxus und Ausgelassenheiten aller Art auf einem so hohen Grad, als sie nachher nie wieder gestiegen: und sein ernster, feierlicher Ton, seine strengen Forderungen gefielen demohngeachtet. Er ward allgemein gelesen und dieser unbeschränkte Beyfall läßt uns mit Grund folgern, daß er nicht ohne wesentlichen Nutzen geschrieben. Die Art zu empfinden scheint gegenwärtig bey Vielen ihre Stärke und Mannhaftigkeit beynah ganz verlohren, überhaupt nie weniger allgemeinen Character als in unserem itzigen Jahrzehend gehabt zu haben. Wie wenn nun ein Mann, der den Ton im Geschmack unter uns anzugeben im Stande ist, den unbeugsamen männlichen Seneka verdeutschte? Würden nicht die zu strengen Forderungen des Stoikers, die wir liebgewönnen, weil sie uns einer unserer Lieblingsschriftsteller vortrüge und empföhle, im Contrast mit unserer zu großem Empfindsamkeit, vielleicht im Ganzen genommen eine Empfindungsart in uns hervorbringen, die in ihrer Wahrheit und Würde die edelste unter allen wäre?

Bis

Bis zur Erfüllung dieses Wunsches liefre ich hier einige seiner Briefe, die mir interessant für den Leser und charakteristisch für ihn als Schriftsteller schienen. Ich habe einem jeden derselben einen kurzen Inhalt vorgesetzt, oder, wenn ich ihn nicht füglich zusammenziehen konnte, einige der vornehmsten darinnen befindlichen Ideen. Diese Summarien hab ich zur Uebersicht des Ganzen am Schlusse statt eines Registers wiederholt. Da ich den Plan eines zweyten Bändchens aufgegeben, so hab ich auch eine ganz kurze Nachricht von Seneka's Leben und Schicksalen zwischen die gegenwärtige Einleitung und die übersetzten Briefe eingeschaltet, um diejenigen, die von ihm noch nie vielmehr als seinen Namen gehört, mit ihm und seinen Verhältnissen einigermaaßen bekannter zu machen. Der mehr darüber zu wissen wünscht, wird in dem vom Herrn Diderot vor kurzem verfertigten Leben des Seneka, das H. Epheu diese Ostermesse auf Kosten der Verlagskasse verdeutscht herausgiebt, unstreitig hinlängliche Befriedigung finden. Was meine Uebersetzung betrifft, so hab ich sie als kein Meisterstück, sondern als einen Versuch angekündigt und als solchen bitt ich sie allein

zu betrachten. Mein Vorsatz war, mich stäts genau an den Wortsinn und die Stellung der Säze meines Originals zu halten. Lieber that ich dem Wohlklang meiner Verdeutschung als seiner eigenthümlichen Schreibart wehe. Ich suchte seine Kürze zu erreichen und vermied seine Nachlässigkeiten nicht, weil es sonst Nachahmung, nicht Kopie, geworden wäre. Ich hatte bey meiner Arbeit die dalechampische Ausgabe *) zum Grunde. Die darinnen befindlichen Noten des Lipsius und A. gaben mir den wenigsten Trost in den schwierigsten Stellen, so wenig als eine Französische **) und zwo deutsche Uebersetzungen, ***) die ich

*) Lu. A. Senecae, Philosophi, Opera omnia, quae exstant, ad veterum exemplarium fidem a. t. Dalechampio castigata, a Th. de Juges recognita Aureliae. MDCXXVIII. F.

**) Les Epistres de Seneque traduites par Mre. François de Malherbe. a Paris. MDCXXXIX. 16. Diese Uebersetzung geht nur bis zu den 92sten Brief.

*** a) Sittliche Zuchtbücher des hochberümpten Philosophi und Lerers Lucii Annei Senece durch Michael Herr verteutscht. Straßburg. MDXXXVI. Fol.

b) Opera

ich zur Hand hatte. H. v. Malherbe glitt über die schwersten Stellen weg und meine zween Landsleute schlugen den noch bequemern Weg ein und ließen sie ganz aus. Von meinen Gehülfen und Vorgängern verlassen sucht' ich die Hindernisse zu übersteigen, die sich mir entgegen stellten und jene umgiengen. Wenn mein Unternehmen oft mißlungen ist, so versprech ich mir von denienigen, die meine Arbeit in Vergleichung mit dem Original beurtheilen, daß sie mich da, wo ich gefehlt, mit dem unpartheyischen Anstande zurecht weisen, auf den Jeder, dem um Belehrung zu thun ist, gerechten Anspruch machen kann und darf. Bey einer solchen Beurtheilung erwart' ich gleichfalls, daß man die angegriffene Stelle besser übersetzt beyfüge: denn manche hätt ich selbst besser umschreiben können, wenn ich nicht befürchtet hätte, vom Charakter der Schreib- und Denkart des Seneka zu viel zu verlöschen. Unverdroßne Aufmerksamkeit auf Seneka's Vortrag und Vereignung seiner schön

b) Opera des billig-berümbten und fast Nicht-Unchristlichen weisen Heiden L. Annaei Senecae ins Hochteutsche übergesetzet durch Conradum Fuchsium. Frankfurt. Anno. MDCXX. 8.

schön gefundenen Gedanken wünsch ich mir als Belohnung von meinen Lesern! unpartheyische Anerkennung, daß ich mir alle Mühe gegeben, getreu zu copiren, als Lob von denen: die mich beurtheilen. Regenspurg d. 16. Febr. 1783.

Kurze Nachricht vom Philosophen Seneka.

Das Vaterland des Lucius Annäus Seneka ist die Provinz Andalusien im Königreich Spanien, sein Geburtsort Cordua am Flusse Quadalquivi. Er kam in seiner ersten Kindheit schwächlich und kränkelnd auf den Armen seiner Muhme nach Rom, da sich die ganze Familie dahin zog. Sein Vater L. Annäus Seneka, ein als Schriftsteller gleichfalls berühmter Mann, führte den Beynamen Declamator. Seine Mutter, Helvia, war eine Frau von viel Verstand und erhabnem Charakter. Schwestern hatt' er nicht, aber zween Brüder, einen ältern, der M. Annäus

näus Novatus, einen ebenfalls wegen seiner Beredtsamkeit geachteten Mann, der nachher von einem gewissen Gallio an Kindesstatt angenommen wurde, und einen jüngern, den L. Annäus Mela, der sich als Vater des Dichters Lucanus bekannt gemacht. Sein Eifer für die Philosophie, seine Liebe zu ihr, äußerte sich frühzeitig, er besuchte Stoiker und Cyniker, aber sein Vater zwang ihn mehr zur Rechtsgelehrsamkeit, die er iedoch mit der Beredtsamkeit und seinem Lieblingsstudium der stoischen Philosophie aufs glücklichste zu vereinigen wußte. Er legte hiervon verschiedene Proben auf dem Gerichtsplatze ab, und wurd' endlich Quästor. Das Glück spielte auch mit ihm — Des Kaisers Claudius Gemahlinn, Messalina, eine Frau voller Ränke, machte ihn zum Mitschuldigen an den Ausschweifungen der Julia, des Germanikus Tochter, und er wurde nach Corsika verwiesen. In dieser Verbannung bracht' er ohngefähr 8. Jahre zu. Agrippina, nach Messalinens Tode zur zwoten Gemahlinn des Kaisers erhoben bewirkte, um die widrigen Eindrücke ihrer bereits verübten Schandthaten zu verlöschen und allgemeines Vergnügen zu erregen, die Zurückberufung

berufung des von Jedermann verehrten Seneka, und verband mit der Erlaubniß seiner Rückkehr noch die Prätorswürde und Hofmeistersstelle über Domitius, ihren Sohn, der zum Kaiser bestimmt war, und es unter dem Namen Nero bald darauf auch wurde. Bewunderung, Ehre, Einfluß und Reichthum folgten nun Seneka's Tritten. Die Freygebigkeit des Fürsten, dessen Lehrer er war, machte ihn, der selbst eignes Vermögen hatte, königlich reich. Er besaß itzt Landgüter, Gärten, Kapitalien, prächtig eingerichtete Häuser. Burrhus, der Chef der kaiserlichen Leibwachen, eifrig im Dienste, streng in Sitten, theilte mit ihm bey der Leitung des Nero Macht und Einfluß so lang gemeinschaftlich glücklich, bis ihn die schändlichen Lieblinge des immermehr ausartenden Kaisers stürzten. Burrhus Tod war der erste Schritt zu Seneka's Untergang, der itzt nichts mehr wünschte, als abgeschiedne Ruhe und stillen Frieden, fern von den Intriguen und Gräuelthaten des Hofes. Es gelang ihm, Nero zu sprechen, der ihn überall zu vermeiden anfieng. Er rechtfertigte sich über die Vorwürfe, die ihm von seinen Feinden wegen seines Reichthums ge-

macht wurden. Er berief sich darauf, daß er ihn seiner Freygebigkeit zu verdanken habe, und bath um die Erlaubniß, das ihm in seinem Alter nun lästige, zu große Vermögen seinen (des Kaisers) Prokuratoren überantworten und in genügsamer Sparsamkeit entfernt leben zu dürfen. Nero, ein Meister in der Verstellungskunst, schlug ihm unter den schmeichelhaftesten Aeußerungen seine Bitte ab, ja, er umarmte und küßte seinen ehemaligen Lehrer, er sagte, er wollte eher sterben, als ihm Schaden zufügen. Dieser, mit Danksagung für des Kaisers Gnadenbezeigungen unerhört wegzugehen gezwungen, sah mit weiser Gelassenheit das Ungewitter aufziehn, das ihm den Tod drohte. Er entzog sich inzwischen dem Hof' immer mehr, vermied Aufwartungen von Klienten und Höflingen, und ließ sich unter dem Schein gelehrter Beschäfftigungen oder kränkelnder Zufälle nur selten mehr sehen. Dem ohngeachtet blieb er Nero ein Dorn im Auge — Piso, selbst aus edlem Blut entsprossen und mit den besten Familien in Verbindung, von der Nation geliebt, begann mit einigen von den vornehmsten Männern des Staats eine Verschwörung wider den Kaiser,

dessen

dessen Regierung seit einigen Jahren eine Kette blutdürstiger und unsinniger Handlungen gewesen war. Das Unternehmen ward entdeckt, und Piso mußte mit seinen Anhängern sterben. Natalis, einer der Verschwornen, hatte ausgesagt, „er sey vom Piso zum kranken Seneka geschickt worden, ihn zu befragen, warum er denn keinen Besuch von ihm „annehmen wolle: Seneka habe darauf geantwortet, häufige Unterredungen und Zusammenkünfte seyen beyden nicht rathsam, „aber seine Erhaltung beruhe auf Piso's „Wohlfahrt.„ Diese Aussage schien Nero eine erwünschte Gelegenheit, den mislungenen Versuch auf seines Lehrers Leben zu wiederholen. Er hatte bereits einen Freygelaßnen desselben, Kleonikus, verführt, ihn mit Gift zu vergeben: der Plan schlug aber fehl, entweder durch Entdeckung, oder, weil Seneka nichts als Früchte aß und Flußwasser trank. Er war eben aus Campanien auf ein nah bey Rom gelegenes Landgut zurück gekommen, und saß mit seiner zwoten Gemahlinn (der Name der ersten, mit der er einen früh verstorbenen Sohn erzeugte, ist unbekannt,) Pompeia Paullina, und zween Freunden zu Tische, als der vom

Nero abgeschickte Tribun ins Zimmer trat, und ihn befragen mußte, ob er die Reden des Natalis und seine Antworten, die wir schon oben angeführt, eingestünde. Seneka erklärte hierauf: „Natalis sey ihm vom Piso zuge„schickt worden, sich zu beklagen, daß er dem„selben keinen Zutritt zu ihm gestatte, er habe „sich aber mit seiner Gesundheit und Liebe zur „Ruhe entschuldigt: warum er das Wohl ei„nes Privatmannes seiner Erhaltung hätte „vorziehen sollen, dazu hab' er keine Ursache „gehabt, auch sey Heucheley seine Sache nicht, „was Niemand besser, als Nero wisse, der es „oft erfahren, daß er mehr Freyheits- als Skla„vensinn habe.„ Der Tribun meldete diese Nachricht zurück, und der Kaiser frug wütend: „Ob sich Seneka auf einen freywilligen Tod gefaßt mache?„ Kein Zeichen, erwiederte der Tribun, keine Miene, keinen Laut von Furcht oder Traurigkeit hab' er an ihm wahrgenommen. Nero, an der Seite seiner niederträchtigen Lieblinge, befahl: „wieder zu ihm zu „gehn, und ihm den Tod anzukündigen.„ Der Tribun hatte weder Muth, noch Lust dazu, er übertrug es einem Centurio. Seneka vernahm sein Todesurtheil unerschrocken und fo-

 derte

derte sein Testament. Als es der Centurio verweigerte, wandt' er sich gegen seine Freunde: „weil es mir verwehrt ist, sagt' er, eure „Verdienste zu vergelten, so vermach' ich euch „das einzige mir noch übrige, aber das köstlichste — das Beyspiel meines Lebens.„ Sie weinten: er suchte ihren Thränen bald im traulichen, bald im ernsteren Tone, Einhalt zu thun. Er foderte sie zur Standhaftigkeit auf: „wo sind sie nun, die Lehren der Weisheit? „wo der seit so viel Jahren auf drohende Gefahren gefaßt gemachte Sinn? Wer kannte „wohl Nero's Grausamkeit nicht? Nichts war „ihm ja nach Mutter- und Brudermord mehr „übrig, als seinen Erzieher und Lehrer zu tödten.„ So sprach er gegen Alle: dann umarmte er seine Gattinn. Ihr Unglück rührte ihn: aber er ermannte sich bald wieder und bath, bath sie dringend: „ihren Schmerz zu mäßigen, der Ruhe nicht auf ewig zu entsagen, „sondern seinen tugendhaften Wandel zu betrachten und ihre Sehnsucht nach ihm durch „edle Trostgründe zu mildern.„ Aber Paullina betheuerte: „auch ihr Tod sey beschlossen, „und verlangte, daß man Hand an sie lege.„ Diesen Ruhm konnt' er ihr nicht versagen.

Auch

Auch aus Zärtlichkeit, die Einziggeliebte keinen weitern Kränkungen zurück zu lassen, schlug er ihr seine Einwilligung nicht ab. „Des Lebens „Reize, sagte er, hab' ich dich gelehrt: du „ziehst des Todes Schmuck vor: ich misgön„ne dir die Ehre des Beyspiels nicht. So „sey denn bey diesem muthigen Tode unsere „Standhaftigkeit gleich groß, dein Ende — „glänzender.„ Nun öffneten sich beyde die Adern. Seneka's Körper war alt, bey schlechter Kost ausgezehrt. Sein Blut floß langsam. Er sehnte sich nach ewiger Freyheit, und schnitt sich, um früher dahin zu gelangen, noch die Adern an den Schienbeinen und Kniekehlen auf. Heftige Schmerzen ermatteten ihn. Bekümmert, daß der Muth seiner Gattinn bey seinen Leiden sinken, der seinige bey ihren Quaalen in Ungeduld übergehn möchte, rieth er ihr, sich in ein anderes Zimmer zu begeben. Voll Geistesgegenwart ließ er noch Schreiber kommen, denen er vieles diktirte, das sich bis auf unsere Zeiten nicht mehr erhalten. Das Blut floß ihm noch immer zu langsam, und der Tod zauderte ihm zu viel. Er bath seinen erprobten Freund und Arzt, Statius Annäus, ihm das Gift zu reichen, womit er sich schon

lange versehen hatte. Vergeblich trank er's: es konnte den bereits zu viel erstarrten Körper nicht mehr durchdringen. Er nahm nun seine Zuflucht zu einem warmen Bade. Als er hinein stieg, bespritzte er die Nächstumstehenden mit den Worten: „Er gösse dieses Wasser „zum Opfer für Jupiter, den Erlöser, aus.„ Von da ward er in ein Schweißbad gebracht, und vom Dampf erstickt. Sein Leichnam wurd' ohne Feyerlichkeit verbrannt, wie er es schon zur Zeit seines Reichthums und seiner Macht in einem Testament verordnet hatte. Er starb im Jahre 65. nach Christi Geburt.

Auf Paullinen hatte Nero keinen persönlichen Haß, er ließ sie also vom Tode retten: aber die Todtenblässe ihres Gesichts und ihrer Gliedmaßen waren die redendsten Zeugen seiner Grausamkeit und ihrer Liebe. Sie folgte ihrem Gemahl in wenig Jahren nach.

Ob gleich Seneka's Schriften zur Zeit ihrer Erscheinung Epoche in der Litteratur machten, so konnten sie doch dem allgemeinen Loose der Zerstörung und Vergessenheit nicht entgehen. Ein großer Theil derselben ist nicht mehr auf unsere Zeiten gekommen: manche, die wir noch unter seinem Namen haben, sind

theils

theils Auszüge aus den verlornen Werken, theils untergeschoben. Und selbst von denjenigen, die wir noch unverfälscht besitzen, und deren Aufschriften hier folgen, fehlen ganze Stücke und Bücher.

1) De beneficiis ad Aebutium libr. VII. Ueber Wohlthaten, 7. Bücher an den Aebucius.

2) CXXIIII. epistolae ad Lucilium. 124 Briefe an den Lucilius. Lucilius war ein Mann niedriger Herkunft, der sich aber durch Kenntnisse und Talente in den Ritterstand schwung, und Procurator von Sicilien ward. Dieses Amt erhob ihn zu dem Rang eines Senators und beschäfftigte ihn mit den Finanzen, Domainen, s. w. des Fürsten. Er war selbst ein geachteter Schriftsteller, und die vom Seneka an ihn gerichtete Briefe sind kurz, vielleicht binnen den letzten zwey Jahren vor dem Tode desselben geschrieben.

3) De prouidentia s. quare bonis viris mala accidant, quum sit prouidentia, libr. I. Ein Buch über die Vorsehung, oder, warum guten Menschen so viele Unfälle begegnen, da es eine Vorsehung giebt.

4) De ira ad Nouatum, lib. III. Vom Zorn drey Bücher an seinen Bruder Novatus. Diese Schrift ist nicht ganz.

5) Ad Neronem Caesarem de clementia. Von der Gnade gegen Vergehungen und bey Strafen an den Kaiser Nero. Dieß Werk scheint aus drey Büchern bestanden zu seyn, davon nur das erste und ein Theil des zweyten auf uns gekommen.

6) De vita beata ad Gallionem fratrem. Vom glückseligen Leben an seinen Bruder Novatus, den adoptirten Gallio, ein einziges Buch, davon das Ende fehlt.

7) De otio aut secessu sapientis. Von der Muße, oder der von Staatsgeschäfften abgesonderten Einsamkeit des Weisen. Ein Stück aus einem verlohrnen Werke.

8) Ad Serenum de Tranquillitate animi. Von der Ruhe der Seele an den Serenus.

9) De constantia sapientis s. quod in sapientem non cadit iniuria. Von der Standhaftigkeit des Weisen, oder daß der Weise unverletzbar sey: dem ebengenanten Serenus zugeeignet.

10) De brevitate vitae ad Paullinum. Von der Kürze des Lebens an den Paullinus.

11) De Consolatione ad Polybium. Trostgründe an den Polybius.

12) Ad Marciam de consolaitone. Trostgründe an Marcien.

13) Ad Heluiam matrem de consolatione. Trostgründe an seine Mutter Helvia.

14) Ad Lucilium naturalium quaestionum Libri VII. Untersuchungen aus der Naturlehre. 7. Bücher an den Lucilius.

15) Claudii Caesario Αποκολοκυντωσις. Satyre auf den Kaiser Claudius.

Seneka

Nachricht vom Philos. Seneka.

Seneka war auch tragischer Dichter, und von den 10. Trauerspielen, die man unter Seneka's Namen hat, sind drey: Hippolytus, Troades und Medea unstreitig von ihm.

Die Buchbinder werden ersucht, dies Blatt vor Seite 1, nach dem Leben nemlich, und vor die Briefe zu binden.

Da bey einer so kurzen und gedrängten Schreibart, wie die des Seneka ist, sehr viel von Druckfehlern abhängt; so bitte ich meine Leser, zu ihrem und meinem Vortheile, die hier verbesserten jeden am gehörigen Orte zuvor anzumerken, ehe sie die Briefe selbst zu lesen anfangen. Ich habe so viele von jenen namhaft gemacht, als mir die Kürze der Zeit zur Durchsicht des ersten mir in die Hände gekommnen Abdruckes erlaubte; die übrigen, wenn sich noch beträchtliche darinnen finden sollten, so wie einzelne ausgelaßne oder falsche Buchstaben, wird die billige Einsicht der Leser selbst verbessern. Regensburg, den 19. Jul. 1783.

Seite 12 Zeile 2 von oben lies: Und warum es nicht geschehen könne?
— 15 — 15 v. u. l. Anhänglichkeit am Guten hat
— 19 — 4 v. o. l. warum du ihn ꝛc.
— 18 — 9 v. u. l. unterjochen
— 21 — 13 v. o. l. Die Schauspieler, die in der Nachahmung der Leidenschaften ꝛc.
— 22 — 13 l. nach welchem sich der Charakter von selbst bildet
— 30 — 3 v. u. l. die erstern Jahre waren so beschaffen ꝛc.

Seite 34 Zeile unten l. Was von irgend einem gut gesagt worden ꝛc.
— 37 — 4 v. o. l. damit das Leben dem Reden entspreche ꝛc.
— 41 — 17 l. Glaubst du, ich wollte dir nun alle Freude nehmen ꝛc.
— 51 — 12 l. die Weisheit ist eine Kunst: sie wähle ꝛc.
— 52 — 19 l. und sehr beissend grinzen sehn.
— 56 — 12 v. u. l. sterblich. Eile zu mir ꝛc.
— 65 — 14 v. u. l. wird, ob man ihn gleich ꝛc.
— 70 — 7 v. u. l. nicht Stolz in den Weg gestellt.
und — — 5 v. u. ist zwischen: worden, ist ein Comma zu machen.
— 76 — 14 v. u. l. den nie eine Gewaltthätigkeit rührt,
— 83 — 10 v. u. l. statt sich l. sie.
— 86 — 13 — 14 v. o. statt Athem lies Aether
— 91 — 7 v. o. st. gereichten l. gereihten
— 95 — 7 v. u. l. Laß uns das eben so machen
— 105 — 9 v. o. statt bey allen l. bey allem
und — — 17 statt vorgegangen l. vorangeschickt.
— 107 — 13 v. u. l. Wunden entgegen zu gehn ꝛc.
— 108 — 1 o. l. wie wenn ich mir tugendhaft zu leben wünsche
— — — 19 statt weichenden, l. weihenden
— 125 — 16 st. abrechnen l. abbrechen
— 125 — 9 v. u. l. schon so viel schuldig ꝛc.
— 132 — 17 v. u. l. die anschlagende See aushaltend.

Seite 132 Zeile 21 st. daß l. das
— 138 — 4 v. o. l. wenn er weiß ꝛc. ob er sein Leben
— 139 — 4 v. o. l. und nie
— 141 — 6 v. u. l. wodurch sie nun ꝛc.
— 142 — 15 v. o. l. Zeno rede nun ꝛc.
— 153 — 8 v. u. l. daß ich vor ꝛc.
— 159 — 11 v. u. st. begeben l. begebe
— 165 — 14 v. u. l. Gutmüthigkeit
— 166 — 7 v. u. l. dem Geize
— 167 — 11 v. o. l. Föhren und Tannen
— 168 — 16 v. o. st. Becker l. Becher
— 169 — 14 v. o. l. und anderer Thiere ꝛc.
— — — 6 v. u. l. indeß Regengüsse an den ꝛc.
— 174 — 7 und 8 l. zu der, jedem einzelnen Saamen Bildung und Form gebenden Kraft zurück
— 176 — 7 v. o. l. ausgespäht
— 177 — 17 l. ungehinderter
— 178 — 14 v. u. l. vor der Sonne schützte, gegen ꝛc.
— — — 5 v. u. st. wollten l. rollten
— 179 — 3 v. o. hinuntersenken
— — — 16 l. eine ländliche Hütte
— 183 — 12 v u. l. an dem Gegenwärtigen ꝛc.
— 188 — 16 v. u. l. leidtragender ꝛc.
— 189 — 17 l. verlischt
— — — 3 v. u. l. oder im Schmerz ꝛc.
— 190 — 7 v. o. l. da dein Sohn
— 199 — 14 v. u. l. so wie jener verdorben ist
— 202 — 16 v. u. l. herunter gesunken sind
— 205 — 10 v. o. l. die einem Nachahmung ꝛc.
— 206 — 4 v. o. l. so ist auch ꝛc.

Seite 211 Zeile 10 v. o. l. vom Schmuz überdeckte Schönheit.

— 215 — 13 v. u. l. darum wird dir die ꝛc.

— — — 12 v. u. l. nie wirst du ꝛc.

— 221 — 5 v. u. l. die Natur zieht ihre Geburten hervor.

Anmerkung. S. 194 Z. 6 u. 7 von unten heißt es: wie viel würdest du von dem Deinigen behalten — Die Stelle ist im Original nach Lipsius u. a. Geständniß dunkel und entstellt. Der natürlichste Gedanke scheint mir folgender: Wie schlimm würd' es erst da mit dir aussehen!

I.

Inhalt.

Trag die Zeit an, weil sie noch dein ist. Sie zu nützen, ist das einzige Mittel, gegen ihre Eilfertigkeit.

Mach es so, mein Lucilius, gieb dich dir selbst wieder, und sammle und bewahre die Zeit, die dir noch nicht entwendet, abgeschlichen, oder verloschen ist. Ueberzeuge dich, daß es so ist, wie ich dir sage: ein Theil unserer Zeit wird uns geraubt, ein Theil aus den Händen gespielt, ein Theil entwischt. Doch ist der schändlichste Verlust, der aus Nachlässigkeit entspringt; und wenn du acht geben wolltest, ein großer Theil des Lebens geht durch Uebelthun verloren, der größere durch Nichtsthun, und das Ganze mit Sachen, die sich nicht gehören. Wen wirst du mir aufweisen, der nur einigen Werth auf die Zeit setzte? der einen Tag achtete? der einsähe, daß er mit jedem Tag abstirbt. Darinnen irren wir uns eben, daß wir den Tod vor uns den-

ken, indeß schon ein großer Theil davon bey uns vorüber ist. Was wir am Alter zurück legen, nimmt der Tod an sich. Also, mein Lucil, wie du schreibst, daß du es thust, nimm alle Stunden zusammen, dadurch wirst du weniger vom morgenden Tag abhängen, wenn du den heutigen fest hältst. Ueber dem Verschieben eilt das Leben vorüber. Alles, mein Lucil, ist nicht unser, nur die Zeit gehört uns eigen. In den Besitz dieses einzigen, flüchtigen und leicht entschlüpfenden Gutes hat uns die Natur gesetzt, woraus uns treibt, wem es einfällt. Aber so groß ist die Thorheit der Menschen, daß sie sich Kleinigkeiten und die nichts bedeutendsten, wenigstens wieder zu erstattenden Dinge anrechnen lassen, wenn sie sie erlangt haben, keiner aber sich für die ihm aufgeopferte Zeit verbunden achtet, da sie indessen doch das Einzige ist, was auch der Dankbare nicht einmal wieder erstatten kann. Du wirst vielleicht fragen, wie ich's wohl mache, der ich dir solche Anweisungen gebe. Ich will's freymüthig bekennen, mir geht's, wie dem Verschwender, der dabey achtsam ist: ich weiß, wie viel ich ausgebe. Ich kann nicht sagen, daß ich nichts verschwende, aber was und warum, und wie ich's verschwende, will ich sagen, ich will die Ursachen meiner Armuth angeben. Ich habe das gewöhnliche Schicksal der Meisten, die ohne ihre Schuld an den Bettelstab kommen: Jedermann entschuldigt sie, Niemand greift ihnen unter die Arme. Wie's denn also mit mir steht? Ich halte den nicht für arm, dem auch der kleinste Ueberrest noch genügt. Du aber magst das Deinige für die böse Zeit aufsparen, und bey guter anzutragen anfangen. Denn nach dem Gutdünken unserer Alten ist's Sparen auf der Neige zu spät. Denn auf dem Boden bleibt so nicht nur das Wenigste, sondern auch das Schlechteste zurück.

II. In-

II.

Inhalt.

Das Lesen allerley Bücher schadet. Man muß bey bewährten Schriftstellern stehen bleiben, und sich aus einem täglich eine Stelle zum Durchdenken auswählen.

Nicht, wer wenig hat, sondern, wer nach mehrern geilt, ist arm.

Aus dem, was du mir schreibst, und aus dem, was ich höre, faß ich gute Hoffnung von dir. Du läufst nicht herum, und läßt dich durch Ortveränderungen nicht aus dem Zirkel bringen. Jenes Hin- und Hertreiben kömmt von einem kranken Gemüth. Ich halte das für den ersten Charakter eines gesetzten Geistes, auf einem Fleck und bey sich selbst bleiben können. Sieh dich aber vor, daß jenes Lesen vieler Schriftsteller und Bücher aller Art nicht noch etwas unbeständiges und unstätes zum Grunde hat. Du mußt dich an gewisse grosse Männer anschliessen, und dich gleichsam damit nähren, so du etwas daraus zu ziehen wünschest, das sich in deiner Seele unwandelbar ansetze. Wer überall ist, ist nirgends. Denen, die ihr Leben auf Reisen zubringen, geschieht's, daß sie viele Gastbündnisse, keine Freundschaften haben. So muß es denen gerad auch gehen, die sich nicht den Genius eines Schriftstellers zum besondern Vertrauten machen, sondern bey allen nur im Vorbeylaufen und auf der Eile einsprechen. Die Speise, die von einem geht,

 so,

so, wie man sie zu sich nimmt, nützt nichts, und setzt im Körper nicht an. Eben so hindert die Genesung nichts so sehr, als eine häufige Aenderung mit Arzneyen. Die Wunde kömmt nicht zum heilen, an der man immer neue Proben mit Heilmitteln macht. Die Pflanze gedeiht nicht, die oft versetzt wird: nichts ist so nützlich, daß es auch im Vorbeygehen seinen Nutzen gäbe. Viele Bücher zerstreuen den Geist. Daher, da du nicht lesen kannst, so viel du hast, so ist's ja genug, so viele zu haben, als du lesen kannst. Aber bald, sagst du, verlangt mich dieß, bald jenes Buch aufzuschlagen. Von vielen Speisen kosten, ist ein Zeichen eines verdorbenen Magens, und wo ihrer vielerley sind und die sich nicht zusammen schicken, da nähren sie nicht, sondern verursachen Unbequemlichkeiten. Lies daher beständig Bewährte, und wenn du einmal zur Veränderung Lust hast, so komm doch zu den erstern wieder zurück. Sammle dir täglich etwas Trost gegen die Armuth, gegen den Tod, wie nicht weniger gegen die übrigen Unfälle, in Vorrath. Und wenn du vieles durchkostet hast, so nimm dir Eins davon heraus, das du denselben Tag verdau'st. Ich mache das eben so. Von mehrerm, das ich lese, nehm' ich nur etwas. Mein heutiges Stück hab' ich vom Epikur bekommen: denn ich bin gewohnt, bisweilen auch in fremder Herren Land zu streifen, nicht als Ueberläufer, sondern als Kundschafter. Es ist eine ehrwürdige Sache, sagt er, um eine fröliche Armuth. Das ist aber keine Armuth, wenn sie frölich ist. Denn der sich in seine Armuth gut zu finden weiß, ist reich. Nicht wer wenig hat, sondern wer nach mehrerm geilt, ist arm. Was nützt dem Manne alles, wenn er noch so viel in seinem Kasten, wenn er noch so viel in seinen Scheunen liegen

gen hat, wenn er noch so viel Vieh auf die Weide treiben läßt, oder Geld auf Zinsen ausleiht, ihm, der nach fremdem Gut trachtet, und nicht berechnet, was er hat, sondern was er noch haben könnte. Fragst du mich um das Maaß des Reichthums? Das erste ist ein nothdürftiges, und das nächste daran ein sattsames Auskommen.

III.

Inhalt.

Wenn du nach reifer Ueberlegung einen zum Freund aufnimmst, so öffne ihm dein ganzes Herz — einem andern gehört der Name Freund nicht. Gegen Jedermann, oder gegen Niemand sich aufschließen, ist so gut ein Fehler, als rastlos unruhig seyn, oder nie aus der Ruhe kommen.

Du hast, wie du schreibst, deinem Freunde Briefe an mich mitgegeben. Gleich darauf giebst du mir zu erkennen, ich möchte nicht mit ihm von allem, was dich betrift, reden, weil du es selbst nicht einmal gegen ihn so zu thun pflegtest. Also hast du ihn in einerley Brief deinen Freund genannt, und es wieder zurück genommen. Auf diese Art hast du dich des Worts in fast alltäglichem Sinne bedient, und ihn Freund genannt, wie wir alle Kandidaten brauchbare Männer nennen, wie wir jeden, der

uns begegnet, wenn uns sein Name nicht beyfällt, mit: Herr, begrüßen. Das mag seyn. Wenn du aber einen als deinen Freund betrachtest, dem du nicht so viel trau'st, als dir selbst, so bist du sehr irrig, und kenn'st den Umfang wahrer Freundschaft noch nicht genug. Frag deinen Freund in allem um Rath, dich aber seinetwegen zuvor. Nach geschlossenem Freundschaftsbund muß man trauen, vorher überlegen. Denn die haben verkehrte Grundsätze, die gegen des Theophrast's Anweisung erst dann urtheilen, wenn sie schon lieben, und nicht zuvor urtheilen, ehe sie lieben. Ueberleg' es lange, ob du einen zum Freund aufnehmen sollst: hast du es einmal zu thun beschlossen, laß ihn alsdann in dein ganzes Herz sehen: red mit ihm so keck, wie mit dir selbst. Leb aber nur so, daß du nichts thust, was du nicht auch deinem Feinde gestehen könntest, gethan zu haben. Weil indessen manche Dinge vorkommen, die die Gewohnheit zu Geheimnissen gemacht, so theil doch mit deinem Freund all dein Anliegen und deine Gedanken. Du wirst ihn getreu machen, wenn du ihn dafür hältst. Denn viele lehrten dadurch betriegen, daß sie fürchteten, betrogen zu werden, und gaben andern durch ihren Verdacht zu Vergehungen Anlaß. Warum sollt ich vor meinem Freund irgend ein Wort verschlucken? Warum sollt' ich mich nicht bey ihm wie allein zu seyn glauben? Einige erzählen allen, die ihnen begegnen, was man nur Freunden anvertrauen kann, und entschütten jedem ins Ohr, was sie auf dem Herzen drückt; wieder andere scheuen auch die Mittheilung gegen Lieblinge, und vergraben jedes Geheimniß dergestalt in sich, daß sie es gern, wenns möglich wäre, sich selbst nicht gestehen würden. Keins von beyden muß man thun. Denn beydes ist ein Fehler. Jedermann und

und Niemand trauen; doch möcht' ich sagen, daß das erstere ein edlerer Fehler, das andere ein sicherer ist. Eben so tadelnswerth sind beyde, die beständig in Unruh sind, und die nie aus ihrer Ruhe kommen. Denn bey jenen ists nicht Thätigkeit, sondern Hin- und Hertreiben eines Geistes, der nicht rasten kann, und am Wirrwarr seine Freude hat, und bey diesen ists nicht Ruhe, die jede Bewegung für Beschwerlichkeit hält, sondern äußerste Gleichgültigkeit und Schlafsucht. Ich will dir dabey eine Stelle empfehlen, die ich beym Pomponius gelesen. Einige haben sich dergestalt in die Einsamkeit vergraben, daß sie alles, was im Lichte ist, für rastlos halten. Beydes muß gehörig gemischt werden: der Ruhende muß arbeiten, und der Arbeiter ruhen. Frag die Natur um Rath. Die wird dir sagen, daß sie nicht Tag und nicht Nacht alleine gemacht hat.

V.

Nimm nichts Auffallendes in deinem Äußerlichen an, es schadet der Philosophie. Unsere Außenseite komme mit dem Volke überein, wer uns näher betrachtet, sehe den Unterschied.

So wie du nichts mehr hoffst, wirst du nichts mehr fürchten.

Daß du dich unabbringlich bemühst, und mit Beyseitsetzung alles andern dirs zum einzigen Geschäffte machst, täglich besser zu werden, dieß hat meinen ganzen Beyfall, dieß freut mich, und ich ermahne dich nicht allein, darinnen fortzufahren, sondern ich bitte dich auch darum. Dieß aber rath ich dir ernstlich, daß du nicht nach Art derer, denen es nicht, um weiter zu kommen, sondern, um gesehen zu werden, zu thun ist, irgend etwas Auffallendes in deinem Anzug oder in deiner Lebensart annimmst. Hüte dich vor nachlässigem Anzug, einem ungeschornen Kopf, einem unordentlichen Bart, einem erklärten Haß gegen das Geld, einer Schlafstelle auf der Erde, und vor allen andern üblen Folgen einer falschen Begierde, sich auszuzeichnen. Schon der Name Philosophie ist verhaßt, wenn man auch gleich kein Aufsehn mit ihr macht. Warum sollten wir uns von der Art und Weise der Menschen absondern wollen? Unser Inneres sey ganz von einander verschieden, unsere Außenseite komme mit dem Volke überein. Unsere Toga glänze nicht, sey aber auch nicht schmuzig. Wir wollen kein Silber haben, in

welches dichtes Gold in erhabne Arbeit geschmolzen wäre — aber wir wollen das nicht für ein Zeichen einer nüchternen Lebensart halten, wenn wir weder Gold, noch Silber haben. Dahin laß uns trachten, daß wir ein besseres Leben, als der übrige Haufe, und kein widerwärtiges führen. Sonst scheuchen und entfernen wir die von uns, die wir bessern wollen. Auch dahin bringen wir's, daß sie nichts von uns annehmen mögen, weil sie fürchten, alles annehmen zu müssen. Der erste Charakter der Philosophie ist alltäglicher Ton, Leutseligkeit und Umgänglichkeit, wovon uns ein widersprechendes Betragen abführen wird. Wir wollen acht haben, daß nicht das, wodurch wir uns Bewunderung erwerben wollen, lächerlich und verhaßt werde. Es ist ja unser Vorsatz, nach der Natur zu leben. Das ist aber wider die Natur, seinen Körper quälen, unmühsame Reinlichkeit hassen, sich mit Fleiß unsauber halten, und nicht nur geringe, sondern auch garstige und ekelhafte Kost genießen. Wie es Ueppigkeit ist, nach leckeren Sachen zu lüstern, so ists Thorheit, gewöhnliche und leicht zu bekommende sich zu versagen. Genügsamkeit und keine Büßung fordert die Philosophie. Genügsamkeit kann aber auch reinlich seyn. So ein Benehmen gefällt mir. Man schlage den Mittelweg zwischen dem guten und dem allgemeinen Ton ein. Jedermann lasse unserm Betragen Gerechtigkeit widerfahren, sehe es aber auch ein. Werden wir's nun auch so machen, wie die andern? Soll kein Unterscheid zwischen uns und ihnen seyn? Der größte! Wer uns näher betrachtet, wisse, daß wir anders, als der gemeine Haufe, sind. Wer in unser Haus tritt, bewundre mehr uns selbst, als unsern Hausrath. Der ist groß, der sich der irdenen Geschirre bedient, als wären sie silbern; aber auch

der ist nicht kleiner, der sich der silbernen bedient, als wären sie von Erde. Das ist ein schwacher Geist, der nicht reich seyn kann. Aber damit ich auch den kleinen Gewinn mit dir theile, den ich heute gemacht: ich habe bey unserm Hecato gefunden, daß, nichts mehr begehren, auch als ein Mittel gegen die Furcht nützlich ist. Du wirst zu fürchten aufhören, sagt er, so bald du zu hoffen aufhörst. Da wirst du dich fragen: wie so verschiedene Dinge sich so ähnlich sind? So ist's, Lucil! Sie vereinigen sich, wo sie sich zu trennen scheinen. Wie einerley Band den Bewachten und den Wächter zusammen hält, so laufen diese so unähnlichen Dinge gleichen Schritts in einander. Furcht folgt der Hoffnung. Und ich wundere mich nicht, daß es so geht. Beydes ist die Wirkung eines Hin- und Herwankenden, eines über die Erwartung der Zukunft bekümmerten Geistes. Bey beyden aber liegt die Hauptursache darinnen, daß wir uns nicht ins Gegenwärtige fügen, sondern immer in die Zukunft hinaus sinnen. Auf diese Art wird die Sorge für die Zukunft, das größte Gut der Menschheit, misbraucht. Die Wildthiere fliehen die Gefahr, die sie gewahr werden, und sind ruhig, so wie sie ihr entflohen sind. Wir quälen uns mit der Zukunft, wie mit der Vergangenheit. Viele unserer guten Eigenschaften schaden uns. Die Quaal der Furcht erneuert das Gedächtniß. Die Vorsorge quält sich damit im voraus. Keiner ist nur durch das Gegenwärtige allein unglücklich.

VI.

VI.

Ich habe mich um vieles gebessert, ich will dir die Arzneyen schicken, die mir geholfen haben. Alle Weisheit möcht' ich nicht, ohne Erlaubniß, sie mittheilen zu dürfen, besitzen. Aber persönlicher Umgang mit dem Lehrer nutzt mehr, als das Lesen seiner Schriften.

Ich merke, Lucilius, daß ich mich nicht blos verbessere, sondern ein ganz anderer Mensch werde; aber ich verspreche und hoffe noch nicht, daß ich gar nichts mehr an mir zu ändern übrig hätte. Warum sollt' ich nicht noch viel an mir haben, was zu bessern, oder zu sichten, oder dem noch aufzuhelfen nöthig wäre. Auch dies ist schon ein Kennzeichen eines verbesserten Herzens, wenn es seine Fehler, die es bisher nicht einsah, erkennt. Gewissen Kranken wünscht man Glück, sobald sie ihre Krankheit selbst zu fühlen angefangen. Ich wünschte daher, daß du an meiner so schnellen Veränderung Antheil nähmest. Dann würde ich ein zuverlässigeres Vertrauen auf unsere Freundschaft setzen, auf jene wahre, die keine Hoffnung, keine Furcht, keine Sorge für eignen Vortheil trennt, jene Freundschaft, mit der und für die die Menschen sterben. Ich will dir viele nennen, die nicht Mangel an Freunden, sondern an Freundschaft litten. Das kann nicht geschehen, wo einer-

ley Begierde, rechtschaffen zu handeln, die Seelen zu einander zieht. Und warum es geschehn könne? Sie wissen ja, daß sie alles mit einander gemein haben, und zwar um so viel mehr die Widerwärtigkeiten. Du glaubst nicht, wie ich dem großen Einfluß eines jeden einzelnen Tages auf mich spüre. Theil uns auch mit, sagst du, was du als so wirksam erfunden hast. Mich verlangt, dir das alles aufs innigste einzuflößen. Und darum freut es mich, etwas zu lernen, damit ich's wieder lehren kann. Keine Kenntniß, wär' sie auch noch so groß und heilsam, würde mir Freude machen, müßte ich sie nur allein wissen. Empfienge man die Weisheit nur unter der Bedingung, sie für sich zu behalten, und nicht weiter zu verkünden, ich wiese sie zurück. Ohne einen Mitgenossen giebt es keinen frohen Besitz eines Gutes. Daher will ich dir die Bücher selbst schicken, und damit du nicht nöthig hast, das hie und da zerstreuete Nützliche mit Mühe aufzusuchen, so will ich dir Noten dazu machen, damit dir's gleich in die Augen fällt, was ich billige und bewundre. Doch wird dir persönlicher Umgang und Unterredung mehr nützen, als Schriften. Du mußt deine Erkenntniß anschauend machen. Erstlich, weil die Menschen mehr den Augen als den Ohren trauen; darnach weil der Weg durch Lehren lang, durch Beyspiele kurz und wirksam ist. Kleanth würde kein Ebenbild vom Zeno geworden seyn, wenn er ihn nur gehört hätte. Er war um ihn, sah in sein Innerstes, und beobachtete ihn, ob er nach seiner eignen Vorschrift lebte. Plato und Aristoteles und der ganze Haufe der verschiednen entsprungnen philosophischen Sekten schöpften mehr aus dem Leben, als aus den Reden des Sokrates. Metrodorus, Hermachus und Polyänus machte der Umgang des Epikurs, nicht seine

Schule,

Schule, zu großen Männern. Auch ruf ich dich nicht bloß hieher, um Nutzen davon zu haben, sondern auch zu geben. Einer wird dem andern, in den meisten Fällen, die Hand reichen. Indessen, weil ich dir den kleinen Taglohn schuldig bin, so will ich dir sagen, was mir heute beym Hecato gefallen. Du fragst, sagt er, um was ich weiter gekommen bin? Ich habe angefangen, mein Freund zu seyn. Da ist er um viel weiter gekommen. Nun wird er nie mehr allein seyn. Wer sich selbst Freund ist, der, mein Lieber, ist allen Freund.

VII.

Je größer der Kreis von Menschen ist, unter den wir uns mischen, desto mehr Gefahr. Blutige Spektakel schaden den guten Sitten, wie böser Umgang und böse Beyspiele. Trachte nicht nach dem Beyfalle des größern Haufens.

Du fragst mich, wovor ich glaubte, daß du dich vorzüglich in acht zu nehmen hättest? Vor dem großen Haufen. Du wirst dich nie ohne Schaden unter ihn mischen. Ich wenigstens gestehe meine Schwachheit. Ich komme nie mit dem Herzen zurück, mit dem ich ausgegangen. Etwas von dem, was ich zur Ruhe gedämpft habe, wird mir aufgestört; etwas von dem, was ich aus mir gejagt, kömmt zurück. Wie es den Kranken geht, die eine

lange Schwachheit so sehr angegriffen hat, daß sie sich nie ohne Ahndung ausbegeben werden, so geht es uns, deren Seelen von einer langen Krankheit genesen. Der Umgang mit vielen ist schädlich. Keiner, der uns nicht entweder ein Laster annehmlich machte oder einschwazte, oder uns ohne unser Wissen anhieng. Ja, je größer der Kreis von Menschen, unter den wir uns mischen, desto mehr Gefahr. Vor allem ist nichts den guten Sitten so schädlich, als sich in einem Schauspiel verlieren: denn alsdann schleichen sich unter dem Vergnügen die Laster leichter ein. Was denkst du, daß ich da sage? Gieriger, ehrsüchtiger, ausgelaßner, ja sogar grausamer und unmenschlicher komm' ich zurück, weil ich unter Menschen gewesen bin. Von ohngefähr gerieth ich ins Mittagspektakel, und erwartete Spielerey, lustige Einfälle, etwas zum Athemholen, wobey sich die Zuschauer von dem Anblicke des vergoßnen Menschenblutes erholen möchten. Gerade das Gegentheil. Der Frühkampf war Barmherzigkeit. Der Spaß wird weggelassen, nun ists bloßer Menschenmord. Es geht alles unregelmäßig. Ihr ganz nackter Körper, ohne Bedeckung ist jedem Schlage ausgesetzt, und keine Hand wird aufgehoben, ohne daß sie verwundete. Und das ziehn die meisten den Kämpfen von ausgezeichneten und erbetenen Kämpfern vor. Warum sie solche vorziehn? Weil man durch keine Wendung, durch keinen Schild dem Stahl ausweichen kann. Wozu Bedeckungen? wozu Fechtkunst? All diese Dinge verzögern den Tod. Früh werden die Menschen den Löwen und Bären, Mittags ihren Zuschauern vorgeworfen. Man befiehlt Mörder Mordenden vorzuwerfen, und der Sieger wird zum neuen Mord gespart. Der Ausgang der Kämpfe ist Tod. Das Spiel wird mit Eisen und

Feuer

Feuer geführt. Das wird so lang getrieben, bis der Platz leer ist. Aber der da, hat einen Straßenraub begangen. Was hat er also verdient? Daß er gehangen werde. Der hat einen Menschen umgebracht. Wer gemordet hat, verdient, daß ihm das nämliche geschieht. Was hast du verdient, Elender, daß du dabey zuschaust? Tödte, senge, peitsche zu! Warum rennt der so furchtsam ins Eisen? Warum mordet jener den andern mit so wenig Antrieb? Warum stirbt dieser so ungern? Mit Prügeln werden sie zu den Wunden getrieben, und keiner thut einen Schlag auf den andern vergebens. An ihren entkleideten, überall Blöße gebenden Körpern treffen alle. Das Schauspiel wird ausgesetzt. Die Menschen werden indessen erwürgt, damit doch etwas gethan wird. Wohl, so verstehet ihr nicht einmal, daß böse Beyspiele auf die zurück fallen, die sie geben. Danket den unsterblichen Göttern, daß ihr den grausam zu seyn lehret, der es nicht lernen kann. Man muß dem Volk ein zartes Gemüth, und das noch wenig Anhänglichkeit an Guten hat, entziehen. Der Uebergang zum größern Haufen ist leicht. Eine Menge von ungleichen Menschen hätte selbst einem Sokrates, einem Kato, einem Lälius seinen Sinn ausziehen können. Also kann keiner von uns, die wir uns erst zu bilden suchen, den Angriff der Laster, die mit einem so großen Schwall über uns kommen, aushalten. Ein Beyspiel der Ausgelassenheit oder des Geizes richtet viel Uebel an. Ein verzärtelter Tischgenoß entnervt und verweichelt nach und nach. Ein reicher Nachbar reizt Habsucht auf. Ein böser Gesellschafter hat auch schon einem reinen und einfältigen Herzen seinen Rost angehängt. Was glaubst du nun, daß aus denen wird, auf die ein öffent-

 licher

licher Angriff geschieht? Es ist kein Mittelweg. Du mußt mitmachen, oder wirst gehaßt. Man muß beyden ausweichen, daß man den Bösen nicht ähnlich werde, weil ihrer viele sind, noch sich viele zu Feinden mache, weil sie uns unähnlich sind. Geh, so viel du kannst, in dich selbst zurück, geh mit Leuten um, die dich bessern werden. Gestatte denen den Zutritt zu dir, die du bessern kannst. Das geschieht wechselsweise, und die Menschen lernen, indem sie lehren. Es verlohnt sich der Mühe nicht, daß dich der Ruhm, deine Talente zu zeigen, ins Publikum ziehe, daß du vor ihnen sprechen, oder dich mit ihnen im Streit einlassen wollest. Wenn du, wie das Volk, dächtest, solltest du es thun. Es ist ja aber Niemand, der dich verstehen könnte. Vielleicht, daß du auf den einen oder den andern stießest, und auch den würdest du dir erst zurichten und zustutzen müssen, damit er dich verstünde. Du sagst: Für wen hab ich alsdann dieß alles gelernt? Fürchte gar nicht, als hättest du dir vergebene Mühe gemacht, du hast für dich gelernt. Damit aber ich heute nicht für mich allein gelernt habe, so will ich dir drey herrlich gesagte Sprüche, die mir aufgefallen sind, und ohngefähr einerley Gedanken haben, mittheilen. Den einen davon kann dir dieser Brief als eine Schuld bezahlen, mit den zwey andern zahl' ich zum voraus. Demokritus sagt: **Einer gilt mir für das ganze Volk, und das ganze Volk für Einen.** Auch hat jener, wer es auch seyn mag, man kennt' den Mann nicht gewiß, gut geantwortet, da er gefragt wurde, warum er mit so viel Anhaltsamkeit an einer Kunst hienge, die äußerst wenig Liebhaber finden würde: **Mir sind wenige, mir ist Einer, mir ist auch**

gar

ner keiner genug. Vortreflich ist auch das dritte. Epikur schreibt einem, der seinen Geschmack und seine Gesinnung hatte: Das sag ich nicht vielen, das sag ich dir: Einer ist dem andern zu einem Theater groß genug. Das, mein Lucilius, muß man sich stark einprägen, damit man das Vergnügen verachtet, das die Stimme des Publikums dafür erkennt. Viele loben dich. Was hast denn du dir zu gefallen, wenn du einer bist, den viele zu schätzen wissen? Du mußt gut in dir selbst seyn.

X.

Unvernünftige und Böse darf man nicht allein lassen. In der Einsamkeit entwickelt sich ihre Bosheit.

Leb mit den Menschen so, als säh' es Gott, und red mit Gott so, als hörten es die Menschen.

So ists, ich ändre meine Meinung nicht. Fliehe den großen Haufen, fliehe wenig Menschen, fliehe auch einen einzigen. Ich wüßte keinen, mit dem ich dich in Verbindung sehen möchte, und sieh, wie weit meine Meinung von dir geht; ich wag' es dich dir anzuvertrauen. Krates, wie man sagt, ein Schüler des Stilpo, fragte einen jungen Menschen, den er allein auf und abgehn sah: was er hier so alleine

alleine machte? Ich rede mit mir, sagte dieser. Ich bitte dich, fiel Krates ein, nimm dich in acht, daß du nicht mit einem bösen Menschen redest. Den Traurigen und Furchtsamen pflegen wir zu bewachen, damit er keinen üblen Gebrauch von seiner Einsamkeit mache. Man darf keinen Ungescheuten sich selbst überlassen. Sonst schmieden sie böse Anschläge, sonst bereiten sie sich selbst oder andern künftige Gefahren zu, sonst machen sie ungeziemender Begier den Platz, und ihr Geist giebt allem Raum, was er aus Furcht oder Scham verbarg. Dann schärft er Verwegenheit, reizt Lüste auf, spornt Rachgier an. Endlich das einzige, was die Einsamkeit Gutes hat, daß man Niemand etwas anvertrauen, keinen als Verräther fürchten darf, geht dem Unvernünftigen verloren; er verräth sich selbst. Sieh' welche Hoffnung ich von dir habe, ja, was ich mir verspreche; denn die Hoffnung eines zweifelhaften Gutes ist Ehre. Ich finde keinen, mit dem ich dich lieber sehn wollte, als mit dir selbst. Ich erinnere mich, mit welchem großen Geiste du einige Worte schießen ließest, wie voll Kraft sie waren. Da wünscht' ich mir gleich Glück, und sagte: das war nicht in den Tag hinein geredet; diese Worte haben Grund; dieser Mann ist keiner aus dem Volk, er ist für wahres Wohl. Also rede, also lebe: laß dich von nichts unterjochten. Ob du gleich bey den Göttern auf deine alten Wünsche Verzicht thun magst, so thue andere ganz neue, bitte um ein rechtschaffenes Gemüth, gute Gesundheit deines Geistes und alsdann deines Körpers. Warum solltest du nicht darum öfters bitten? Bitte Gott keck darum, indem du ihn um nichts anders zu bitten hast. Aber damit ich nach meiner Gewohnheit dem Brief ein kleines Geschenk mit gebe — was ich beym Atheno-

dor

dor gefunden, ist wahr. Wisse, daß du alsdann von allen Begierden frey und los bist, wenn du es dahin bringst, nichts von Gott zu bitten, warum du ihn nicht auch öffentlich bitten könntest. Denn wie groß ist nun die Thorheit der Menschen, die den Göttern die schändlichsten Wünsche zuflüstern. So einer zuhorcht, werden sie schweigen, und was sie nicht Menschen wissen lassen wollen, erzählen sie Gott. Bedenke, ob dir's nicht eine heilsame Lehre seyn möchte. Leb mit den Menschen so, als säh es Gott; mit Gott rede so, als hörten es die Menschn.

XI.

Schamröthe kömmt und geht ungeheißen. Man kann sie, wie alle Gebrechen, unmerklicher machen, aber nicht ganz vertreiben.

Such dir einen guten Mann aus, und glaub fest, er seh' alle deine Gedanken und Handlungen.

Dein gutgearteter Freund hat mit mir gesprochen. Gleich die erste Unterredung zeigte, wie viel er Herz und Anlage, und wie weit er's schon gebracht hat. Er hat uns einen Vorschmack gegeben, dem er entsprechen wird: denn er sprach nicht vorbereitet, sondern unversehens ins Gespräch verwickelt. Als er sich gesammelt hatte, konnt' er der Schamröthe,

ein

ein gutes Zeichen bey einem Jüngling, kaum los werden, so sehr war ihm das Blut ins Gesicht gestiegen. Dieß wird ihm, wenn er gleich mehr Charakter annimmt, und alle andere Schwachheiten ablegt, so viel ich vermuthe, auch noch als einem Weisen nicht vergehn. Denn keine Weisheit vermag natürliche Mängel des Körpers und der Seele abzulegen: was eingepflanzt und angeboren ist, wird durch Kunst unmerklicher, aber nicht ausgerottet. Manchen auch den männlichsten, bricht der Schweiß aus, wenn sie vorm Volk erscheinen, wie es ermüdeten und erhitzten Personen zu geschehen pflegt, manchen zittern die Kniee, wenn sie reden sollen, manchen klappern die Zähne, die Zunge stottert, und die Lippen fiebern zusammen. Das rottet kein Unterricht, keine Uebung jemals aus; die Natur zeigt ihre Gewalt, und erinnert auch die stärksten Männer an ihre Schwächen. Dahin gehört auch meines Wissens das Erröthen, das auch dem Gesetztesten schnell aufsteigt. Freylich ists bey jungen Leuten sichtbarer, die mehr Feuer und ein zarteres Gesicht haben; Demohngeachtet färbt es auch Männer von Jahren und Greise. Manche sind zu keiner Zeit fürchterlicher, als wenn sie erröthen, gleichsam, als wenn sie nun alle Schaam ausgeschüttet hätten. Sulla war alsdann am gewaltthätigsten, wenn ihm das Blut ins Gesicht gestiegen war. Nichts kömmt dem zärtlichen Gesichte des Pompeius bey, er erröthete jederzeit vor mehr Personen, noch viel mehr in öffentlichen Versammlungen. Ich erinnere mich's, daß Fabianus erröthete, als er im Rath als Zeuge aufgeführt wurde, und diese Schamhaftigkeit stund ihm ungemein schön. Das kömmt nicht von einer Schwäche des Geistes, sondern der Neuheit der Sache her, die

die

die Ungeübten zwar nicht aus dem Zirkel bringt, aber erschüttert, zumal, wenn der Körper von Natur leicht dazu geneigt ist: denn so wie einige gutes Blut haben, so haben andere kochendes und flüchtiges, und das schnell ins Gesicht steigt. Dieses, wie ich gesagt habe, bezwingt keine Weisheit, sonst, wenn sie alle Schwächen ausreutten könnte, hätte sie die Natur in ihrer Gewalt. Alles, was uns Geburt und Temperament zutheilen, wird kleben bleiben, wenn man sich auch viel und lange mit der Bildung seines Geistes abgegeben hat. Das kann man sich nicht geben, wie nicht nehmen. Die Schauspieler, die in der Nahrung der Leidenschaften Furcht und Beben ausdrücken, die die Traurigkeit darstellen, diese ahmen die Schamhaftigkeit also nach: sie senken das Gesicht, fallen mit der Stimme, heften ihre Blicke auf die Erde, und sehen nicht aufwärts; das Erröthen können sie nicht ausdrücken: denn das kan man sich weder verwehren, noch kommen lassen. Wider dergleichen Dinge sichert und hilft Weisheit nicht. Sie haben ihre Rechte, ungeheißen kommen sie, ungeheißen gehen sie. Doch der Brief will abgefertigt seyn — Nimm noch diese nützliche und heilsame Lehre, und ich will, daß du sie dir recht in die Seele einprägst. **Einen guten Mann muß man sich aussuchen, und ihn immer so vor Augen haben, als lebten wir unter seinen Augen, als thäten wir nichts, wobey er nicht zusähe.** Dieß, mein Lucil, hat Epikur angerathen, er hat uns einen Wächter und Aufseher verordnet, und nicht ohne Grund. Ein großer Theil von Vergehungen fällt weg, so bald die, welche sie begehen wollen, einen Zeugen an der Seite haben. Das Herz hab' einen, den es scheue, dessen ehrwürdige Erinnerung auch seine Einsamkeit heiliger mache. O! glücklicher Mann

Mann, der nicht durch seine Gegenwart allein, schon durch den Gedanken an ihn bessert. O! der Glückliche, der einen so verehren kann, daß er sich zurecht weist und zur Ordnung anhält, so bald er nur an ihn denkt. Wer einen so verehren kann, der wird bald selbst verehrungswürdig werden. Wähle dir daher den Kato; kömmt er dir zu streng vor, so wähle dir den Lälius, einen Mann von sanfterm Charakter, wähle dir den, dessen Leben und Gesinnung dir gefallen, und hab' immer sein Bild und seinen Geist vor dir, zeig dir ihn immer, als deinen Wächter, auch als dein Vorbild. Man muß einen haben, wiederhole ich, nach welchem sich seinem Charakter selbst bilden kann. Ohne Vorschrift wirst du das Fehlerhafte nicht besser machen lernen.

XII.

Seneka nimmt die sein Alter ankündigenden Erinnerungen mit Freuden auf — Auch das Alter hat seine Wollust — Keiner ist so alt, daß er nicht noch einen Tag hoffen dürfte — Wer am Abend sagen kann, ich habe gelebt, der steht an jedem Tage zu neuem Gewinn auf.

Wohin ich mich nur wende, seh ich die Beweise, daß ich alt bin. Ich war auf mein Vorwerk gekommen, und beklagte mich über die Kosten des einfallenden

fallenden Gebäudes, giebt mir der Hofmeister zur Antwort, er sey nicht aus Nachlässigkeit daran Schuld, er thue alles, aber das Haus sey alt. Dieß Haus ist unter meinen Händen aufgeführt. Was wirds mit mir werden, wenn die Steine von meinem Alter schon verwittern? Bös auf jenen, ergreif' ich die nächste Gelegenheit zu keifen. Das ist offenbar, fang ich an, die Ahornbäume sind versäumt. Sie haben kein Laub, wie knotigt und verdorret sind die Aeste, wie elend und verwüstet die Stämme. So wären sie nicht, wenn sie Jemand umgegraben und begossen hätte. Er schwört bey meinem Schutzgeist, er thue alles, er laß es an keiner Sorgfalt fehlen, aber sie seyen ja alt. Im Vertrauen unter uns gesagt, ich habe sie gesetzt, ich hab' ihre ersten Blätter gesehn. Ich wendete mich gegen die Thür. Wer ist der Abgelebte da? der, sag ich, ist mit Recht an die Thür gelehnt, er sieht schon hinaus. Wo hast du ihn her? was hast du für eine Freude daran, einen fremden Todten aufzunehmen. Aber iener sagt darauf: Kennst du mich nicht? Ich bin Felicio, dem du das Spielwerk zu bringen pflegtest. Ich bin des Hofmeisters Philositus Sohn, dein Augapfel. In der That erwiedre ich, der träumt. Mein Augapfel war ia auch ein kleiner Junge. Indessen kann es gar wohl seyn, denn es fallen ihm schon die meisten Zähne aus. Ich bin meinem Vorwerk das schuldig, daß mir überall mein Alter erschien, wohin ich mich wendete. So wollen wir es denn umfassen und lieben. Es ist voll Wollust, wenn man es nur zu genießen weiß. Die Früchte sind am angenehmsten, wenn sie ausgehn. Das Knabenalter ist am Ausgang am schönsten. Der letzte Trunk des Weins schmeckt Zechbrüdern am besten, jenes Ausschlürfen der letz-

tent

ten Tropfen, die den Rausch fertig machen. Ihr angenehmstes Gefühl spart iede Wollust zuletzt. Das schon abhängige, doch noch nicht verfallne Alter ist das angenehmste. Selbst der, der am äußersten Rande steht, hat noch, glaub ich, seine Freuden, oder das tritt selbst an ihre Stelle, keiner zu bedürfen. Wie süß ists, die Begierden verjagt und sie hinter sich gelassen zu haben. Es ist beschwerlich, sagst du, den Tod vor Augen zu haben. Erstlich darf er dem Jüngling so gut, als dem Greis, vor Augen seyn. Denn wir werden nach keiner Jahrschätzung abgerufen. Darnach ist keiner so alt, daß er nicht noch einen Tag hoffen dürfte. Ein Tag aber ist ein Grad des Lebens. Das ganze Alter besteht aus Theilen, und um die kleinen Kreise ziehn sich größere. Es giebt einen, der sie alle umfaßt und einschließt, er geht vom Geburts bis auf den Sterbetag. Ein anderer umläuft die Jahre der Jugend, einer beschränkt das ganze Kindalter. Endlich kömmt das Jahr, das alle Zeiten in sich faßt, aus deren Vervielfältigung das Leben entsteht. Ein engerer Zirkel umgürtet den Monat, den kleinsten Umfang hat ein Tag, und auch der zieht sich vom Anfang zum Ende, vom Aufgang zum Niedergang. Deswegen sagt Herakletus, der den Beynamen Skotinus von seinem dunkeln Ausdruck bekommen hat: Ein Tag ist dem Ganzen gleich. Das hat ein anderer anders verstanden; denn er hat gesagt, er sey seinen Stunden gleich, und er hat auch nicht unrecht. Denn wenn ein Tag die Zeit von 24 Stunden ist, so müssen sich alle Tage unter einander gleich seyn, weil die Nacht behält, was der Tag verloren hat. Ein anderer sagt: Ein Tag sey allen an Aehnlichkeit gleich; denn der gröste Zeitraum hat nichts, das man nicht in einer einzigen Tagszeit fände: Licht

und

und Nacht und den abwechselnden Gang der Welt. Die bald kürzere, bald längere Nacht gleicht sie aus. Man muß jeden Tag so einrichten, als wenn er den Zug schlösse, und das Leben vollendete und vollzählig machte. Pacuvius, der sich Syrien durch die Länge der Anwesenheit unterworfen hatte, wurde, nachdem er sich in Wein und jenen Todtenschmausereyen begraben, als thät er sich selbst die letzte Ehre an, von der Tafel ins Bett getragen, wobey man unter dem Klatschen der Verschnittenen diese Worte zur Musik sang: Er hat gelebt, gelebt hat er. So begrub er sich jeden Tag. Was jener aus bösem Gewissen that, wollen wir aus gutem thun. Laß uns froh und freudig sagen, wenn wir schlafen gehn:

Ich habe gelebt und den Lauf vollbracht, den mir das Schicksal vorgezeichnet hatte.

Will uns Gott den morgenden Tag noch zugeben, so laß uns ihn mit frohem Herzen annehmen. Der ist der glücklichste und ruhigste Besitzer seiner selbst, der den kommenden Tag ohne Bekümmerniß erwartet. Wer gesagt hat, ich habe gelebt, der steht mit jedem Tage zu neuem Gewinn auf. — — Aber nun muß ich den Brief schließen. So, sagst du, werde ich ihn ohne alle Mitgabe bekommen? Fürcht' es nicht, er wird dir etwas mitbringen; ich weiß nicht, warum ich Etwas und nicht Viel gesagt: denn was ist herrlicher, als diese Stelle, die ich ihm dir zu überbringen gebe. Es ist, in Noth zu leben, übel, aber in Noth zu leben ist keine Nothwendigkeit. Wie? es wäre nicht nothwendig? Ueberall stehn dir viele, kurze und leichte Wege zur Freyheit offen. Laß uns Gott Dank sagen, daß

ein gutes Zeichen bey einem Jüngling, kaum los werden, so sehr war ihm das Blut ins Gesicht gestiegen. Dieß wird ihm, wenn er gleich mehr Charakter annimmt, und alle andere Schwachheiten ablegt, so viel ich vermuthe, auch noch als einem Weisen nicht vergehn. Denn keine Weisheit vermag natürliche Mängel des Körpers und der Seele abzulegen: was eingepflanzt und angeboren ist, wird durch Kunst unmerklicher, aber nicht ausgerottet. Manchen auch den männlichsten, bricht der Schweiß aus, wenn sie vorm Volk erscheinen, wie es ermüdeten und erhitzten Personen zu geschehen pflegt, manchen zittern die Kniee, wenn sie reden sollen, manchen klappern die Zähne, die Zunge stottert, und die Lippen fiebern zusammen. Das rottet kein Unterricht, keine Uebung jemals aus; die Natur zeigt ihre Gewalt, und erinnert auch die stärksten Männer an ihre Schwächen. Dahin gehört auch meines Wissens das Errötheu, das auch dem Gesetztesten schnell aufsteigt. Freylich ists bey jungen Leuten sichtbarer, die mehr Feuer und ein zarteres Gesicht haben; Demohngeachtet färbt es auch Männer von Jahren und Greise. Manche sind zu keiner Zeit fürchterlicher, als wenn sie erröthen, gleichsam, als wenn sie nun alle Schaam ausgeschüttet hätten. Sulla war alsdann am gewaltthätigsten, wenn ihm das Blut ins Gesicht gestiegen war. Nichts kömmt dem zärtlichen Gesichte des Pompeius bey, er erröthete jederzeit vor mehr Personen, noch viel mehr in öffentlichen Versammlungen. Ich erinnere mich's, daß Fabianus erröthete, als er im Rath als Zeuge aufgeführt wurde, und diese Schamhaftigkeit stund ihm ungemein schön. Das kömmt nicht von einer Schwäche des Geistes, sondern der Neuheit der Sache her, die

die Ungeübten zwar nicht aus dem Zirkel bringt, aber erschüttert, zumal, wenn der Körper von Natur leicht dazu geneigt ist: denn so wie einige gutes Blut haben, so haben andere kochendes und flüchtiges, und das schnell ins Gesicht steigt. Dieses, wie ich gesagt habe, bezwingt keine Weisheit, sonst, wenn sie alle Schwächen ausreutten könnte, hätte sie die Natur in ihrer Gewalt. Alles, was uns Geburt und Temperament zutheilen, wird kleben bleiben, wenn man sich auch viel und lange mit der Bildung seines Geistes abgegeben hat. Das kann man sich nicht geben, wie nicht nehmen. Die Schauspieler, die in der Nahrung der Leidenschaften Furcht und Beben ausdrücken, die die Traurigkeit darstellen, diese ahmen die Schamhaftigkeit also nach: sie senken das Gesicht, fallen mit der Stimme, heften ihre Blicke auf die Erde, und sehen nicht aufwärts; das Erröthen können sie nicht ausdrücken: denn das kan man sich weder verwehren, noch kommen lassen. Wider dergleichen Dinge sichert und hilft Weisheit nicht. Sie haben ihre Rechte, ungeheißen kommen sie, ungeheißen gehen sie. Doch der Brief will abgefertigt seyn — Nimm noch diese nützliche und heilsame Lehre, und ich will, daß du sie dir recht in die Seele einprägst. **Einen guten Mann muß man sich aussuchen, und ihn immer so vor Augen haben, als lebten wir unter seinen Augen, als thäten wir nichts, wobey er nicht zusähe.** Dieß, mein Lucil, hat Epikur angerathen, er hat uns einen Wächter und Aufseher verordnet, und nicht ohne Grund. Ein großer Theil von Vergehungen fällt weg, so bald die, welche sie begehen wollen, einen Zeugen an der Seite haben. Das Herz hab' einen, den es scheue, dessen ehrwürdige Erinnerung auch seine Einsamkeit heiliger mache. O! glücklicher

Mann

Mann, der nicht durch seine Gegenwart allein, schon durch den Gedanken an ihn bessert. O! der Glückliche, der einen so verehren kann, daß er sich zurecht weist und zur Ordnung anhält, so bald er nur an ihn denkt. Wer einen so verehren kann, der wird bald selbst verehrungswürdig werden. Wähle dir daher den Kato; kömmt er dir zu streng vor, so wähle dir den Lälius, einen Mann von sanfterm Charakter, wähle dir den, dessen Leben und Gesinnung dir gefallen, und hab' immer sein Bild und seinen Geist vor dir, zeig dir ihn immer, als deinen Wächter, auch als dein Vorbild. Man muß einen haben, wiederhole ich, nach welchem sich seinem Charakter selbst bilden kann. Ohne Vorschrift wirst du das Fehlerhafte nicht besser machen lernen.

XII.

Seneka nimmt die sein Alter ankündigenden Erinnerungen mit Freuden auf — Auch das Alter hat seine Wollust — Keiner ist so alt, daß er nicht noch einen Tag hoffen dürfte — Wer am Abend sagen kann, ich habe gelebt, der steht an jedem Tage zu neuem Gewinn auf.

Wohin ich mich nur wende, seh ich die Beweise, daß ich alt bin. Ich war auf mein Vorwerk gekommen, und beklagte mich über die Kosten des einfallenden

fallenden Gebäudes, giebt mir der Hofmeister zur Antwort, er sey nicht aus Nachlässigkeit daran Schuld, er thue alles, aber das Haus sey alt. Dieß Haus ist unter meinen Händen aufgeführt. Was wirds mit mir werden, wenn die Steine von meinem Alter schon verwittern? Bös auf jenen, ergreif' ich die nächste Gelegenheit zu keifen. Das ist offenbar, fang ich an, die Ahornbäume sind versäumt. Sie haben kein Laub, wie knotigt und verdorret sind die Aeste, wie elend und verwüstet die Stämme. So wären sie nicht, wenn sie Jemand umgegraben und begossen hätte. Er schwört bey meinem Schutzgeist, er thue alles, er laß es an keiner Sorgfalt fehlen, aber sie seyen ja alt. Im Vertrauen unter uns gesagt, ich habe sie gesetzt, ich hab' ihre ersten Blätter gesehn. Ich wendete mich gegen die Thür. Wer ist der Abgelebte da? der, sag ich, ist mit Recht an die Thür gelehnt, er sieht schon hinaus. Wo hast du ihn her? was hast du für eine Freude daran, einen fremden Todten aufzunehmen. Aber iener sagt darauf: Kennst du mich nicht? Ich bin Felicio, dem du das Spielwerk zu bringen pflegtest. Ich bin des Hofmeisters Philositus Sohn, dein Augapfel. In der That erwiedre ich, der träumt. Mein Augapfel war ia auch ein kleiner Junge. Indessen kann es gar wohl seyn, denn es fallen ihm schon die meisten Zähne aus. Ich bin meinem Vorwerk das schuldig, daß mir überall mein Alter erschien, wohin ich mich wendete. So wollen wir es denn umfassen und lieben. Es ist voll Wollust, wenn man es nur zu genießen weiß. Die Früchte sind am angenehmsten, wenn sie ausgehn. Das Knabenalter ist am Ausgang am schönsten. Der letzte Trunk des Weins schmeckt Zechbrüdern am besten, jenes Ausschlürfen der letzten

ten Tropfen, die den Rausch fertig machen. Ihr angenehmstes Gefühl spart iede Wollust zuletzt. Das schon abhängige, doch noch nicht verfallne Alter ist das angenehmste. Selbst der, der am äußersten Rande steht, hat noch, glaub ich, seine Freuden, oder das tritt selbst an ihre Stelle, keiner zu bedürfen. Wie süß ists, die Begierden verjagt und sie hinter sich gelassen zu haben. Es ist beschwerlich, sagst du, den Tod vor Augen zu haben. Erstlich darf er dem Jüngling so gut, als dem Greis, vor Augen seyn. Denn wir werden nach keiner Jahrschätzung abgerufen. Darnach ist keiner so alt, daß er nicht noch einen Tag hoffen dürfte. Ein Tag aber ist ein Grad des Lebens. Das ganze Alter besteht aus Theilen, und um die kleinen Kreise ziehn sich größere. Es giebt einen, der sie alle umfaßt und einschließt, er geht vom Geburts bis auf den Sterbetag. Ein anderer umläuft die Jahre der Jugend, einer beschränkt das ganze Kindalter. Endlich kömmt das Jahr, das alle Zeiten in sich faßt, aus deren Vervielfältigung das Leben entsteht. Ein engerer Zirkel umgürtet den Monat, den kleinsten Umfang hat ein Tag, und auch der zieht sich vom Anfang zum Ende, vom Aufgang zum Niedergang. Deswegen sagt Herakletus, der den Beynamen Skotinus von seinem dunkeln Ausdruck bekommen hat: Ein Tag ist dem Ganzen gleich. Das hat ein anderer anders verstanden; denn er hat gesagt, er sey seinen Stunden gleich, und er hat auch nicht unrecht. Denn wenn ein Tag die Zeit von 24 Stunden ist, so müssen sich alle Tage unter einander gleich seyn, weil die Nacht behält, was der Tag verloren hat. Ein anderer sagt: Ein Tag sey allen an Aehnlichkeit gleich; denn der gröste Zeitraum hat nichts, das man nicht in einer einzigen Tagszeit fände: Licht

und

und Nacht und den abwechselnden Gang der Welt. Die bald kürzere, bald längere Nacht gleicht sie aus. Man muß jeden Tag so einrichten, als wenn er den Zug schlösse, und das Leben vollendete und vollzählig machte. Pacuvius, der sich Syrien durch die Länge der Anwesenheit unterworfen hatte, wurde, nachdem er sich in Wein und jenen Todtenschmausereyen begraben, als thät er sich selbst die letzte Ehre an, von der Tafel ins Bett getragen, wobey man unter dem Klatschen der Verschnittenen diese Worte zur Musik sang: Er hat gelebt, gelebt hat er. So begrub er sich jeden Tag. Was jener aus bösem Gewissen that, wollen wir aus gutem thun. Laß uns froh und freudig sagen, wenn wir schlafen gehn:

Ich habe gelebt und den Lauf vollbracht, den mir das Schicksal vorgezeichnet hatte.

Will uns Gott den morgenden Tag noch zugeben, so laß uns ihn mit frohem Herzen annehmen. Der ist der glücklichste und ruhigste Besitzer seiner selbst, der den kommenden Tag ohne Bekümmerniß erwartet. Wer gesagt hat, ich habe gelebt, der steht mit jedem Tage zu neuem Gewinn auf. — — Aber nun muß ich den Brief schließen. So, sagst du, werde ich ihn ohne alle Mitgabe bekommen? Fürcht' es nicht, er wird dir etwas mitbringen; ich weiß nicht, warum ich Etwas und nicht Viel gesagt: denn was ist herrlicher, als diese Stelle, die ich ihm dir zu überbringen gebe. Es ist, in Noth zu leben, übel, aber in Noth zu leben ist keine Nothwendigkeit. Wie? es wäre nicht nothwendig? Ueberall stehn dir viele, kurze und leichte Wege zur Freyheit offen. Laß uns Gott Dank sagen, daß

Niemand im Leben zu bleiben gehalten werden kann. Die Noth selbst mit Füßen zu treten, hast du Freyheit. Du sagst: das hat Epikur gesagt, was hast du mit einem Fremden zu schaffen? Was wahr ist, ist mein: ich werde fortfahren, dir den Epikur anzuführen. Denn diejenigen Leute, die auf anderer Worte schwören, und nicht achten, was, sondern, von wem es gesagt wird, mögen wissen, daß das Beste Jedermann angehört.

XIII.

Trag die aufmerksamste Sorge für deinen Körper, doch wirf ihn auch ins Feuer, so bald es Vernunft, oder Stand, oder gethanes Versprechen fordern. Laß uns auf einen sichern Posten zurück ziehn, wo uns nicht der gewaltthätige Arm des Mächtigern, wo uns weder Haß, noch Neid, noch Verachtung erreicht.

Der genießt seinen Reichthum am besten, der seinen Reichthum am wenigsten braucht.

Ich gebe dir zu, daß uns Liebe für unsern Körper angeschaffen ist, ich gebe zu, daß wir seine Vormünder sind, auch läugn' ich nicht, daß wir ihm nachsehen, nur daß wir ihm fröhnen müssen, läugn' ich. Der wird ein Sklav von Vielen seyn, der, seines

Körpers

Körpers Sklav, für ihn zu besorgt ist, und in allem nur auf ihn sieht. Wir müssen thun, nicht als ob wir um unsers Körpers willen leben müßten, sondern als könnten wir nicht ohne Körper leben. Eine allzu große Liebe für ihn beunruhigt uns mit Besorglichkeiten, belastet uns mit Bekümmernissen, und giebt uns Schmähungen preis. Wer seinen Körper zu sehr liebt, dem ist Tugend ein Ding ohne Werth. Man muß die aufmerksamste Sorgfalt für ihn tragen, doch so, daß man ihn auch ins Feuer würfe, so bald es Vernunft, Stand, so bald es gethanes Versprechen fordert. Nichts desto weniger wollen wir, so viel wir können, nicht nur Gefahren, sondern auch Beschwerlichkeiten ausweichen, wir wollen uns auf einen sichern Posten zurück ziehen, und alsdann darauf bedacht seyn, wie wir das zu Befürchtenhabende abwenden können. Dessen giebt es, wo ich nicht irre, dreyerley Arten. Man fürchtet Armuth, man fürchtet Krankheiten, man fürchtet jene Anfälle, die aus der Gewalt der Mächtigern entspringen. Nichts unter allen diesen nimmt uns so sehr mit, als was fremde Uebermacht über uns verhängt. Denn das kömmt mit großem Lärm und Getöse; die natürlichen Uebel der Armuth und Krankheiten, die ich angeführt habe, schleichen sich ganz still ein, und schrecken weder das Aug, noch das Ohr im geringsten. Das Uebel, das uns andere anthun, kömmt in großem Aufzug; es hat Feuer und Schwerd, und Ketten, und wilde Thiere, um sie auf die Menschen loszulassen, um sich herum. Denke dir hier das Gefängniß und die Kreuze, und die Folterbänke, und den wiederhaknen Pfahl, mitten durch den Menschen zu stoßen, daß er zum Munde wieder heraus geht, und die durch angetriebene Wägen geviertheilten Glieder und einen Kittel,

mit Feuermaterien bestrichen und durchflochten, und alles übrige, was nur noch über dieses die Wuth erdacht hat. Es ist daher kein Wunder, wenn man sich davor fürchtet, da der Quaalen eine große Verschiedenheit und ihre Zubereitung so schrecklich ist. Denn gleichwie der Peiniger desto mehr ausrichtet, je mehr er Werkzeuge seiner Folter ausgelegt hat, (denn viele, die durch Leidenskraft widerstanden hätten, werden durch den Anblick überwunden,) so bringen's auch unter den Uebeln, die unsern Geist beugen und bezwingen sollen, diejenigen weiter, die etwas in die Augen fallendes haben. Jene Plagen sind zwar nicht leichter, ich meyne Hunger und Durst, und Brustgeschwüre und Fieber, die in den Eingeweiden wüthen, aber sie sind unsichtbar; sie haben nichts zum Drohen und sich auffallend zu machen. Diese hingegen überwinden, wie große Kriegsheere, durch Anblick und Zurüstung, darum wollen wir uns vor Beleidigungen hüten, und uns ihrer enthalten. Bisweilen ists das Volk, vor dem wir uns in acht nehmen müssen, bald, wenn die Verfassung einer Stadt also beschaffen ist, daß das meiste vom Senat abhängt, vor Männern, die darinnen beliebt sind, bisweilen vor einzelnen Personen, denen die Gewalt des Volks und über das Volk überlassen ist. Diese nun alle zu Freunden zu haben, kostet Mühe; es ist genug, sie nicht zu Feinden zu haben. Ein weiser wird daher nie den Zorn der Mächtigern aufreizen, er wird ihm vielmehr auszuweichen suchen, wie auf der See dem Sturm. Du bist, da du nach Sicilien giengst, über die Meerenge gefahren. Ein verwegner Steuermann achtet die Drohungen des Südwindes nicht; denn dieser ists, welcher das Sicilische Meer empört und zu Wirbeln auftreibt. Er hält sich nicht linker

Hand,

Hand, sondern dahin, wo die nähere Charybdis die Meereswogen zusammen rollt. Der Vorsichtigere hingegen fragt Leute, die die Stellen kennen, nach der Fluth des Meeres, fragt, welches Wetter die Wolken prophezeyen, und nimmt seinen Lauf weit neben jener verschrienen Gegend des Strudels. Eben so machts der Weise. Der Macht, die ihm schaden könnte, geht er aus dem Wege, aber dabey hütet er sich vor allem, daß es nicht das Ansehn hat, als gieng er ihr aus dem Wege. Dann ein Mittel unserer Sicherheit besteht auch darinnen, sie nicht in die Augen fallend zu suchen, weil einer das, wovor er flieht, verwirft. Also müssen wir uns gleichfalls vorsehen, wie wir uns vor dem Volke sichern können. Erstlich wollen wir nichts von ihm geflissentlich begehren; denn daraus entsteht Zank unter den Mitwerbern. Dann wollen wir nichts haben, wovon der, der es uns entrisse, großen Gewinn ziehen könnte. Deinen Körper zu berauben, verlohne sich nicht im geringsten der Mühe. Niemand vergießt Menschenblut, weil es Menschenblut ist, oder doch sehr wenige: die meisten überrechnen zuvor ihren Haß. Der Straßenräuber läßt einen Nackten vorüber gehn, auch auf dem unsichersten Wege geht der Arme sicher. Daher muß man sich nach einer alten Regel vor drey Dingen hüten: vor Haß, Neid, und Verachtung. Wie man das kann, dazu wird die Weisheit allein Anweisung geben. Denn die Mittelstraße ist schwer zu halten, und wir müssen uns hüten, daß uns nicht die Furcht vor Neid verächtlich macht, ja, daß wir nicht, indem wir nicht getreten werden wollen, den Gedanken veranlassen, getreten werden zu können. Gefürchtet werden können, veranlaßte vielmals furchtsam zu werden. Laß uns allenthalben zurück ziehen, verachtet werden

 schadet

schadet nicht weniger, als verdächtig seyn. Deswegen müssen wir unsere Zuflucht zur Philosophie nehmen. Diese Wissenschaft ist nicht allein bey Rechtschaffnen, auch bey mittelmäßig Bösen unverletzlich, wie Infuln. Denn die öffentliche Beredsamkeit und alles andere, was Eindruck auf das Volk macht, hat seine Feinde. Diese hingegen, so ruhig und bloß in sich selbst lebend, kann nicht verächtlich werden, da sie bey allen Künsten, auch bey den schlimmsten Menschen in Ehren ist. Die Bosheit wird nie so sehr überhand nehmen, nie sich gegen die Tugenden so zusammen verschwören, daß ihr nicht der Name der Philosophie ehrwürdig und heilig bliebe. Indessen muß man sich still und anständig bey ihr verhalten. Wie aber, sagst du, wird dir's auch so vorkommen, daß M. Kato still für sich philosophirte, da er den bürgerlichen Krieg durch seinen Ausspruch dämpft, da er gewaffnet mitten unter die wüthenden Häupter tritt, da er, indeß die einen gegen den Pompejus, die andern gegen den Cäsar traten, beyde zugleich angreift? Hier kann man fragen, ob sich auch damals ein Weiser in die Angelegenheiten der Republik hat mischen sollen. Was hast du M. Kato? Es ist nun nicht mehr die Sache der Freyheit, die ist schon lange zu Grund gerichtet. Es ist die Frage, ob Cäsar oder Pompejus die Republik haben soll. Was geht dich dieser Streit an? Du bist bey keiner Parthey. Ein Herrscher wird gewählt. Was kümmert's dich, welcher die Oberhand behält? Der Bessere kann nicht überwinden: es ist keiner besser, wer auch der Sieger oder der Besiegte werde. Ich habe der letzten Handlungen des Kato Erwähnung gethan, aber schon die erstern Jahre waren nicht so beschaffen, daß sie einem Weisen, sich in jene Plünderung der Republik zu mischen, gar nicht gestatteten.

ten. Schrie er nicht vergebens, predigte er nicht tauben Ohren, als er vom Volke aufgehoben, verspieen und zum Marktplatz weggeschleppt, als er aus dem Senat ins Gefängniß geführt wurde? Aber das wollen wir ein andermal sehen, ob sich ein Weiser vergebne Mühe geben soll. Komm indessen mit mir zu denen, die, von Staatsgeschäfften geschieden, sich in Ruhe begaben, um, unbeleidigt von der Gewalt des Mächtigern, sich selbst zu leben, und dem Menschengeschlechte seine Rechte fest zu setzen. Ein Weiser wird niemals den Geist einer Nation in Bewegung bringen, noch durch die Neuheit seiner Aufführung die Aufmerksamkeit des Volks auf sich ziehen. Wie nun, wird der auch vollkommen sicher seyn, der diesen Grundsätzen nachlebt? Ich kann dir das nicht gewisser prophezeyen, als einem mäßig lebenden Menschen eine gute Gesundheit, und demohngeachtet macht mäßig seyn gesund. Manches Schiff geht im Haven zu Grund: was glaubst du aber, daß einem mitten auf der See zustoßen kann? Wer in seiner Einsamkeit nicht einmal sicher ist, wird nicht diesen die Gefahr noch eher überfallen, wenn er vieles übernimmt und angreift? Bisweilen kommen Unschuldige um, wer widerspricht das? Schuldige doch öfters. Wer durch seine Rüstung verwundet worden, kennt den Werth ihrer Erfindung. Kurz, ein Weiser sieht bey allen Dingen auf die Einleitung, nicht auf den Ausgang. Der Anfang ist in unserer Gewalt, über das Ende urtheilt das Schicksal, dem ich keinen Ausspruch über mich gestatte. Freylich schickt es mir Plagen und Widerwärtigkeiten zu. Der Straßenräuber, wenn er umkömmt, empfängt nicht sein Urtheil. Nun hältst du die Hand um deinen täglichen Pfennig auf; ich will sie dießmal mit einem goldnen füllen. Und

Staatl. Bibliothek Regensburg

weil ich des Goldes Erwähnung that, so nimm die Lehre von mir, wie dir sein Gebrauch und seine Früchte angenehm werden können. Der genießt seinen Reichthum am besten, der seines Reichthums am wenigsten bedarf. Nenne mir, sagst du, den Schriftsteller. Damit du siehst, wie freygebig ich bin, so hab ich mir vorgenommen, etwas fremdes anzuführen. Es ist vom Epikur, oder Metrodorus, oder von irgend einem aus dieser Schule. Und was liegt denn daran, wer es gesagt, er hats ja allen gesagt. Wer des Reichthums bedarf, ist seinetwegen furchsam, und keiner genießt das Gut, das ihm Sorge macht: er sinnt immer mehr aufzuhäufen. Indem er auf seine Vergrößerung denkt, vergißt er zu geniessen und nimmt Interessen ein, zerläuft den Markt, durchwühlt das Interessenbuch, und wird aus einem Herrn ein Schaffner.

XVI.

Die handelnde Philosophie ist für das Leben unentbehrlich: es mag nun ein Gott oder ein unvermeidliches Schicksal über das Universum herrschen: denn sie lehrt Gott gehorchen, und sich über die Anfälle des Ohngefährs wegsetzen.

Wo du nach der Natur lebst, bist du nie arm: wo nach der Einbildung, bist du nie reich.

Ich weiß, du siehst es ein, daß kein Mensch ohne Studium der Philosophie glücklich, nicht einmal erträglich

träglich leben kann, und daß nur der vollendete Weise glücklich, und der es übrigens zu werden angefangen, erträglich lebt. Aber das, was in die Augen leuchtet, muß man kräftigen, und durch tägliches Studium tiefer sich einprägen. Es kostet mehr Mühe, bey rechtschaffnen Vorsätzen zu bleiben, als sie sich vorsetzen. Man muß anhalten, und sich durch unausgesetzte Mühe immer mehr verstärken, bis zur guten Fertigkeit wird, was guter Wille ist. Du hast bey mir nicht viel gute Worte nöthig, weder Betheurungen, noch Umschweife; ich weiß, daß du schon weit gekommen bist. Woher das kommt, was du schreibst, weiß ich. Es ist keine Vorspiegelung, kein Anstrich. Doch will ich dir meine Gesinnung darüber sagen: Schon hab ich deinetwegen Hoffnung, noch nicht Zuversicht. Auch will ich, daß du es eben so machst. Du darfst dir nicht leicht und gerne trauen. Untersuche und prüfe dich verschiedentlich, und hab Acht. Vor allem sieh darauf, worinnen du weiter gekommen bist, in der Philosophie, oder in deiner Art zu leben. Die Philosophie ist keine gemeine Kunst, kein Ding zum Aushängen; sie besteht nicht in Worten, sondern in Thaten. Auch braucht man sie nicht dazu, um den Tag gewissermaßen vergnügt zuzubringen, und dem Müßiggang seine Unbehaglichkeit zu nehmen. Sie formt und verarbeitet den Geist, ordnet das Leben, giebt den Handlungen die wahre Richtung, zeigt, was man thun und unterlassen muß. Auch den Hin- und Herfluthenden führt sie das Steuerruder, und leitet sie auf gefährlichen Wegen. Ohne sie ist Niemand sicher. Es ereignen sich in jeder Stunde unzählige Dinge, die Rath bedürfen, den man bey ihr suchen muß. Wird irgend einer sagen: Was nützt mir die Philosophie, wenn es ein

Schicksal giebt; was nützt sie mir, wenn ein Gott Allbeherrscher ist; was nützt sie, wenn der Zufall befiehlt: denn was gewiß ist, kann man nicht ändern, und auf das Ungewisse kann man sich nicht gefaßt machen. Gott mag nun entweder meinem Entschlusse zuvor gekommen seyn und bestimmt haben, was ich thun soll, oder das Schicksal mag meinem Entschlusse nichts überlassen. Welcher Fall auch davon gelte, mein Lucil! oder wenn sie auch alle gelten, muß man so philosophiren: gesetzt, daß uns das Schicksal mit einem unerbittlichen Gesetze fesselt: gesetzt, daß Gott, als Herr des Universums, alles anordnet; gesetzt, daß der Zufall dem menschlichen Angelegenheiten planlos den Stoß giebt, und sie hin und her wirft; die Philosophie muß sie in Schutz nehmen. Sie wird uns anmahnen, Gott willig zu gehorchen, dem Schicksal hartnäckig zu widerstehen; sie wird uns lehren, Gott zu folgen, denZufall zu ertragen. Aber gegenwärtig ists zu keiner weitern Untersuchung von unsern Pflichten und Rechten Zeit, im Fall, daß eine Vorsehung am Ruder ist, oder daß eine Schicksalsordnung, Glied an Glied gekettet, dahin zieht, oder daß jählinge, oder plötzliche Zufälle den Zepter führen. Ich kehre nun wieder dazu zurück, daß ich dich ermahne und auffordere, deinen Sinn nicht sinken und erkalten zu lassen. Nimm und halt ihn beysammen, daß zur Fertigkeit werde, was bloßer Uebergang ist. Wenn ich dich recht kenne, so hast du dich schon im Anfange des Briefes umgesehen, was für ein kleines Geschenk er dir mitbringt. Such ihn aus, und du wirst's finden. Du hast nicht Ursache, mich zu bewundern; noch bin ich mit fremden Gut freygebig. Warum hab ich aber mit fremden Gut gesagt? Was von irgend einem Gut gesagt worden, gehört mir zu.

Eben

Eben so ists auch mit dem, was Epikur gesagt hat: Wenn du nach der Natur leben wirst, wirst du niemals arm seyn; nach der Einbildung aber, niemals reich. Die Natur fodert wenig, die Einbildung ist gränzenlos. Du sollst alles zusammengehäuft haben, was viele Vermögende besaßen. Das Schicksal erhebe dich über das Maaß des Privatvermögens, bedecke dich mit Gold, bekleide dich mit Purpur, Uebermuth und Reichthum, bringe dich dahin, daß du die Erde mit Marmor überdeckst, und nicht bloß Reichthümer zu haben, sie mit Füßen zu treten, sey dir erlaubt: laß Statuen und Gemälde dazu kommen, und was nur irgend eine Kunst für Schwelgerey ermüht hat; von dem allem wirst du nur noch mehr zu begehren lernen. Die Bedürfnisse der Natur sind beschränkt, die der Einbildung haben kein Ziel, wo sie aufhörten: denn der Irrsinn hat keine Gränze. Wer auf einem Wege fortgeht, hat ein Ziel am Ende; der Fehlerweg ist endlos. Zieh dich ab von dem Unausfüllbaren; und wenn du wissen willst, ob dein Verlangen, dem du Genüge zu thun suchst, natürlich oder täuschend sey, so überlege, ob man es irgendwo erreichen kann. Wenn es immer weiter vorrückt, indem du ihm lange entgegen gegangen bist, alsdann wisse, daß es nicht natürlich ist.

XX.

Die Philosophie muß handeln, nicht Worte machen. Standhaft in seinen Entschließungen seyn, und sich immer gleich handeln, ist das Kennzeichen eines weisen Mannes.

Armuth lehrt Freunde kennen. Liebt weder den Reichthum, noch fürchtet die Armuth. Schreib dir Tage vor, an denen du wie ein Armer lebst. Bey seinem Reichthum arm seyn, ist groß; keinen besitzen, ist sicherer.

Ich freue mich, wenn du wohl bist, und dich für fähig hälst, einmal dein eigen zu werden. Denn es wird mein Ruhm seyn, dich der Fluth entrissen zu haben, worinnen du dich, ohne Hoffnung heraus zu kommen, herum triebst. Aber das bitt und ermahn' ich dich, mein Lucilius, daß du die Philosophie in dein Innerstes aufnimmst, und die Probe deines Wachsthums nicht von einer Rede, noch Schrift, sondern von der Stärke und Veränderung der Leidenschaften abnimmst. Beweise durch Thaten deine Worte. Ein anderes Ziel haben, die sich auf's Deklamiren legen, und um die Krone des Beyfalls buhlen: ein anderes, die die Ohren junger, müßiger Leute mit einem mannigfaltigen und geläufigen

Vor=

Vortrag fesseln. Die Philosophie lehrt handeln, nicht plaudern; auch fodert sie, daß ein ieder nach ihrer Vorschrift lebe, damit das Leben dem Reden entspricht, und die Lebensart ohne Widerspruch der Handlungen gleichförmig sey. Es ist nicht nur die hauptsächlichste Pflicht der Philosophie, sondern auch ihr vornehmster Charakter, daß das Betragen mit den Worten harmonirt und sich selbst immer gleich und immer das nämliche bleibt? Wer das zu thun im Stande seyn wird? Wenige, doch einige. Es ist etwas schweres, aber ich sage auch nicht, daß der Weise immer mit dem nämlichen Schritt, sondern auf dem nämlichen Weg fortgehen muß. Habe daher Acht, ob dein Kleid und dein Haus zusammen sehn, ob du freygebig gegen dich, filzig gegen die Deinigen bist, ob du mäßig tafelst, und verschwenderisch bau'st. Einmal nimm dir eine Vorschrift, wornach du leben willst, vor, und darnach gleiche deine ganze Lebensart aus. Einige schränken sich zu Hause ganz klein ein: außer dem Hause aber machen sie sich breit und groß. Sie ist ein Fehler diese Ungleichheit, und ein Zeichen eines hin- und herwankenden und noch nicht selbstständigen Gemüths. Auch will ich noch sagen, woher diese Unbeständigkeit und Unähnlichkeit in Gesinnungen und Handlungen kömmt. Niemand setzt sich eigentlich vor, was er will, noch bleibt er dabey, wenn er sich etwas vorgesetzt hat, sondern springt darüber weg, ändert sich nicht nur, sondern kehrt wieder um, und wird in das, was er verlassen und verworfen, wieder zurück gezogen. Doch um jene alten Erklärungen der Weisheit nicht weiter zu berühren, und das ganze Wesen des Menschenlebens zusammen zu fassen, kann ich mit folgender zufrieden seyn. Was ist Weisheit? Das nämliche standhaft wollen, und

das

das nämliche nie wollen. Ich will jene Ausnahme nicht hinzusetzen, daß das, was man will, recht und wahr seyn muß. Nichts kann einem Menschen immer gleich gefallen, außer was recht und wahr ist. Also: die Menschen wissen nicht eher, was sie wollen, als in dem Augenblick, da sie wollen. Im Ganzen ist bey keinem Wollen oder Nichtwollen etwas ausgemachtes. Täglich ändert sich die Denkungsart und verwandelt sich ins Gegentheil. Daher geht den Meisten das Leben spielend dahin. So halte denn fest, was du angefangen, und vielleicht schwingst du dich entweder auf die höchste Stufe, oder dahin, wo du alleine begreifst, sie sey noch nicht die höchste. Wie wird's aber, sagst du, mit dieser Heerde Hausgenossen werden: diese Heerde wird sich schon selbst weiden, so bald du sie zu weiden aufhörst: oder was du durch dein Wohlthun nicht erfahren kannst, wirst du durch die Wohlthat der Armuth erfahren. Sie wird dir die wahren und zuverläßigen Freunde beybehalten: wer nicht dir, sondern etwas anderm nachgieng, wird sich entfernen. Ist aber nicht auch schon darum allein die Armuth liebenswerth, daß sie ans Licht bringt, von wem man geliebt wird? O wann wird jener Tag kommen, an dem dir keiner mehr zu Ehren lügen mag! Dahin mögen also deine Gedanken gehn, dafür sorge, das wünsche, indem du alle andere Wünsche der Gottheit erläßt, dieß, daß du zufrieden mit dir selbst und mit dem aus dir entspringenden Guten seyst. Welche Glückseligkeit kann Gott näher seyn? Schränke dich auf Kleinigkeiten herab, die du nicht verlieren kannst, und daß du dieß lieber thust, darauf wird der Zoll dieses Briefes, den ich dir gleich entrichten will, einen Einfluß haben. Du magst mich beneiden: auch

itzt

itzt wird Epikur gerne für mich bezahlen. Deine Rede (glaube mir) wird auf dem Strohlager und im zerlumpten Rock ein herrlicheres Ansehn haben. Denn alsdann sagt man nicht leere Worte, sondern beweist sie. Ich wenigstens höre das, was unser Demetrius sagt, anders, seit ich ihn nackt und auf weniger, als Stroh, liegen sah. Denn alsdann ist er nicht bloß Lehrer, sondern Zeuge der Wahrheit. Wie nun? man könnte den in Schooß geworfnen Reichthum nicht verachten? Warum sollte man nicht können? Auch der hat Größe des Geistes, der, vom Reichthum überschüttet, unter vieler und anhaltender Verwunderung, wie er zu ihm gekommen, darüber lacht, und daß er sein eigen sey, mehr hört, als fühlt. Reichthum immer zur Seite haben, und nicht davon verdorben werden, ist viel. Er ist groß, wer bey Reichthum arm ist; aber sicherer, welchem Reichthum mangelt. Ich weiß nicht, sagst du, wie dieser da die Armuth ertragen würde, wenn er darein verfiele. Auch ich, Verkündiger des Epikurs, weiß nicht, ob dieser Arme Reichthümer verachten würde, wenn er darein verfiele. In beyden Fällen muß man daher die Gesinnung in Betrachtung ziehen, und dahin sehn, ob sich jener nach der Armuth bequemte, und dieser nicht nach dem Reichthum. Sonst ist Strohlager und Lumpenkleid nur ein geringes Zeichen guter Gesinnungen, wenn sich's nicht offenbart, daß man sie nicht aus Nothwendigkeit erträgt, sondern lieber will. Zu diesen Dingen, nicht, als wären sie besser, hinzueilen, sondern sich darauf, als leichte Sachen, gefaßt machen, will viel sagen. Und, mein Lucilius! sie sind auch leicht, so bald man sie lange zuvor bedacht hat, ehe man sie antritt. Denn bey ihnen findet man das, ohne wel-

chen

ches nichts angenehm ist — Sicherheit. Daher halt ich's für nothwendig, wovon ich dir geschrieben, daß es große Männer oft gethan, einige Tage einzuschieben, an denen wir uns durch eine angenommene Armuth zur wirklichen vorbereiten, was wir um so mehr thun müssen, weil wir von Vergnügungen verweichlicht sind, und alles für hart und alles für schwer halten. Um so vielmehr muß der Geist aus dem Schlafe geweckt, ermuntert und daran erinnert werden, daß uns die Natur auf das wenigste angewiesen. Niemand wird reich geboren; wer ans Tageslicht hervor geht, den heißt sie mit Milch und Lappen zufrieden seyn. Und nach einem solchen Anfange sind für uns Königreiche nicht groß genug.

XXIII.

Es ist eine ernste Sache um die Freude. Sie entspringt aus dem Bewußtseyn eines guten Gewissens, rechtschaffener Gesinnungen, redlicher Handlungen, und dem gleichmüthigen Beharren auf dem erwählten Wege.

Die leben schlecht, die immer von neuem zu leben anfangen.

Du glaubst, ich würde dir schreiben, wie freundlich sich der Winter gegen uns verhalten, wie er so gelind und so kurz war, wie bösartig nun der Frühling

ling mit seiner späten Kälte ist, und sonst dergleichen Possen der Plauderer. Nein, ich will dir schreiben, was mir und dir nützlich seyn kann. Was denn das aber seyn wird? Nichts anders, als daß ich dich zu einem guten Muth auffodere. Du fragst, worauf er sich gründe? Darauf, daß du an eiteln Dingen keine Freude hast. Das hab ich als den Grundstein davon angegeben, aber es ist der Gipfel vom Gebäude. Der hat die höchste Stufe erreicht, der da weiß, woran er Freude haben soll, der sein Glück keiner fremden Willkühr überlassen hat. Der ist bekümmert und mit sich uneins, den irgend eine Hoffnung anlockt; gesetzt, daß sie ihm zur Seite wäre; gesetzt, daß er sie leicht erlangen könnte; gesetzt, daß ihm auch noch nie, was er hoffte, getäuscht habe. Thue das vor allem, mein Lucilius! lerne dich freuen. Glaubst du, ich wollte dir nur alle Freude nehmen, weil ich dich vom Glücksspiel abziehe, weil ich dafür halte, man müsse das süsseste Vergnügen, das Vergnügen zu hoffen, meiden? Gerade das Gegentheil. Ich will, daß es dir nie an Freude fehle; ich will, daß sie dir auf eignen Grund und Boden aufsprosse; das thut sie aber, so bald sie in dir selbst ist. Die übrigen Vergnügungen füllen das Herz nicht, sondern entfalten die Stirn. Sie sind vorübergehend. Außer, du müßtest dann glauben, wer lache, sey auch vergnügt. Das Gemüth muß heiter seyn, Vertrauen zu sich haben, und über Alles hinweg sehn. Glaube mir, es ist eine ernste Sache um wahre Freude. Glaubst du, daß ein Mann mit einer ausgelassenen Miene, und wie jene feine Herren sprechen, mit einem frölichen Auge den Tod verachtet, der Armuth seine Thüre aufthut, seine Begierden im Zaum hält, und sich im Maaße, Schmerzen zu ertragen, übt? Wer sich dergleichen Dinge zum

Geschäffte macht, genießt große, aber wenig einnehmende Freude. In dem Besitz einer solchen Freude verlang ich dich zu sehen; sie wird dir nie mangeln, wo du die Quelle entdeckst, woraus man schöpft. Die Ausbeute der geringen Metalle ist oben auf; jene sind die reichhaltigsten, deren Ader in der Tiefe verborgen liegt, und die dem, der anhaltender darnach gräbt, mit größerm Gewinn entsprechen werden. Woran der Pöbel Vergnügen findet, gewährt nur schwachen und auf die Oberfläche wirkenden Kützel, und jeder außer dir hergeholten Freude fehlt sicherer Grund. Dieser, von der ich rede, zu der ich's unternehme, dich zu führen, ist gegründet und breitet sich einwärts desto stärker aus. Thu, ich bitte dich, liebster Lucilius! was dich allein glücklich zu machen vermag. Was von außen glänzt, was dir anders woher versprochen wird, wirf weg, und zertret's mit Füßen. Sieh auf das wahre Gut, und freue dich, daß es dein ist. Was das aber ist? Freue dich über dich selbst und über den besten Theil deines Ichs. Auch diesen deinen Körper, ob ohne ihn gleich nichts geschehn kann, halte mehr für ein nothwendiges, als großes Ding. Er gewährt die nichtige, kurze und zu bereuende Wollüste, und die sich ins Gegentheil verwandeln werden, wo man sie nicht mit großer Mäßigung im Zaum hält. So sag ich: Die Wollust steht auf einer steilen Höhe, und stürzt sich in Schmerz, wenn sie nicht Maaß hält; darinnen ists aber schwer Maaß zu halten, was einem gut zu seyn dünkt. Die Begierde nach dem wahren Guten ist ohne Gefahr. Was denn das sey, oder woher es seinen Ursprung nehme, fragst du? Ich will's sagen. Aus gutem Bewußtseyn, aus rechtschaffnen Absichten, aus geraden Handlungen, aus Verachtung der Glücksgüter, und wenn

man

man gleichmüthig, und ohne sich stören zu lassen, auf einerley Wege sein Leben durchwandert. Denn diejenigen, die von andern Entschlüssen wieder auf andere überspringen, und nicht einmal überspringen, sondern sich vom Zufall hinüber stoßen lassen, wie können diese bey ihrem herumirrenden Wankelmuth etwas Zuverlässiges und Bleibendes haben? Es giebt wenige, die mit sich und dem Ihrigen vernünftige Einrichtuug treffen; den übrigen geht's, wie den Sachen, die auf den Flüssen schwimmen; sie rudern nicht selbst, sondern werden fortgeschwemmt. Das eine davon hält die schwächere Welle still an sich, und wiegt es ganz sanft weiter; das andere reißt die stärkere mit sich fort; ein anderes wird mit schwacher Schwemmung ans Ufer hingespült; wieder ein anderes schleudert der rollende Gießbach ins Meer hinaus. Das müssen wir uns fest vorsetzen, was wir wollen, und dabey bleiben. Hier ist der Ort, meine Schuld abzutragen; denn ich kann dir eine Stelle deines Epikurs wieder zurück geben, und damit meinen Brief loskaufen. **Es ist mühsam, immer von neuem anfangen zu leben, oder wenn sich der Sinn davon auf diese Art besser ausdrücken läßt: Die leben schlecht, die immer zu leben anfangen.** Wie so, sagst du? denn diese Sentenz hat Erläuterung nöthig. Weil sie mit ihrem Leben nie fertig werden. Der aber kann zum Sterben nicht bereit seyn, der erst zu leben anfängt. Wir müssen es so einrichten, daß wir genug gelebt haben: Niemand glaubt das, der sein Leben itzt erst anfängt. Deren, darfst du nicht denken, daß es wenige giebt. Beynah alle sind so. Einige fangen dann zu leben an, wenn man aufhören muß. Wenn dir das wunderbar vorkömmt, so will ich dir noch etwas wunderbareres sagen: Einige haben zu leben aufgehört, ehe sie anfiengen.

 XXV.

XXV.

Die eingewurzeltsten bösen Fertigkeiten sind nicht unheilbar. — Der Aermste ist reich genug, wenn er das Nothdürftigste hat. — Bey allen deinen Handlungen denk' dir die Gegenwart eines Mannes, bey dessen Anblick auch Bösewichter, ihre Schandthaten zu vollbringen, sich scheuen. — Der gute Mann muß sich je mehr in sich selbst zurückziehn, in desto größerer Gesellschaft er sich befindet.

Was unsere zween Freunde betrift, so muß man mit ihnen verschiedene Wege einschlagen: denn des einen Fehler muß man bessern, des andern seine brechen. Ich will ganz frey seyn: ich liebe jenen nur, wenn ich ihn beleidige. Wie nun, sagst du? Einen vierzigjährigen Mündel gedenkst du unter deiner Vormundschaft zu halten? Bedenke sein schon verhärtetes und unbehandelbares Alter: er kann nicht mehr umgeändert werden: weiche Sachen lassen sich formen. Ich weiß nicht, ob ich's wozu bringen werde: aber lieber will ich, daß mir der Erfolg, als das Vertrauen fehle. Du giebst ja auch die Hoffnung nicht auf, daß auch langwierige Kranke wieder geheilt werden können, wenn du dich ihrer Unmäßigkeit entgegen stellst, wenn du sie vieles wider ihren Willen zu thun und zu leiden zwingst. Auch auf den andern setz ich eben nicht viel Vertrauen: dieß

nehm

nehm ich aus, daß er noch bey seinen Fehltritten roth wird. Diese Scham muß man unterhalten; denn so lange sie in seiner Seele dauern wird, wird man zu guter Hoffnung einigen Grund haben. Meinen alten Sünder glaub ich gelinder behandeln zu müssen, damit er nicht an sich zu verzweifeln anfange: und keine Zeit, ihn anzugehn, war besser, als da er nun ausruht und einem Gebesserten gleicht. Einen andern hätte dieses Aussetzen verführt; mir macht es nichts weiß. Ich erwarte, daß seine Laster mit großem Wucher wieder kommen werden, die, wie ich wohl weis, nur ausgesetzt, nicht aufgehört haben. Ich will einige Zeit auf dieses Geschäfft verwenden, und versuchen, ob man etwas ausrichten kann, oder nicht. Bleib du mir nur, wie du thust, stark, und mache den Reisebündel so klein, als möglich. Nichts von alle dem, was wir haben, ist nothwendig: laß uns zu dem Gesetz der Natur zurück kehren. Da liegen unsere Reichthümer vor der Hand. Was wir bedürfen, kostet entweder gar nichts, oder sehr wenig. Brod und Wasser fodert die Natur. Niemand ist zu arm dazu. Wer seine Wünsche darauf beschränkt hat, mag mit dem Jupiter selbst um den Vorzug des Glücks streiten, wie Epikur sagt, von dem ich eine Stelle in diesen Brief wickeln will. Thu alles, als wenn dir jemand zusähe. Es ist ganz ohne Zweifel nützlich, sich einen Aufseher selbst aufgestellt, einen Mann zu haben, auf den man Acht hat, von dem man glaubt, er sey bey allen unsern Gedanken gegenwärtig. Das ist aber weit herrlicher, so leben, als lebte man unter eines beständig gegenwärtigen und rechtschaffnen Mannes Augen: aber ich bin auch damit zufrieden, daß du alles, was du thust, so thust, als sähe dir nur irgend jemand zu. Einsamkeit beredet uns zu allem

Bösen. So bald du so weit bist, daß du Ehrfurcht für dich trägst, magst du den Aufseher entlassen. Bis dahin bewache dich durch die Hochachtung für irgend einen andern. Der mag nun Kato, oder Scipio, oder Lälius, oder sonst einer seyn, bey dessen Erscheinung auch verdorbene Menschen ihre Laster unterdrücken würden, wenn du nur den Mann aus dir bildest, vor dem du es nicht wagen würdest, Unrecht zu thun. Wenn du es so weit gebracht hast, und du einige Achtung für dich selbst zu tragen anfängst, will ich dir zu erlauben anfangen, was eben auch Epikur anräth. Alsdann hülle dich vorzüglich in dich selbst, wenn du im Publikum zu seyn gezwungen bist. Du mußt vielen unähnlich werden: sonst bist du nicht sicher, daß du nicht von dir abweichst: sieh jeden einzelnen Menschen an. Da ist keiner, der nicht bey jedem andern lieber, als bey sich selbst, wäre. Alsdann ziehe dich vorzüglich in dich zurück, wenn du unterm allgemeinen Haufen zu seyn gezwungen bist, so du anders ein guter, ruhiger, gemäßigter Mann bist: sonst magst du dich aus dir heraus unter den Haufen mischen. Dort bist du dem bösen Manne näher.

XXVIII.

XXVIII.

Herumreisen lindert deinen Gram nicht. Sey ruhig in dir, so wirst du am volkreichsten Orte ruhig, und am abgesondertsten glücklich, so wird die Welt dein Vaterland seyn. — Doch wähl dir, wenn du kannst, immer einen stillen Aufenthalt, wohin die Thorheiten der Welt weder reichen, noch hallen.

Ein Zeichen der Besserung ist, seinen Fehler einsehen.

Du glaubst, das sey dir allein begegnet, und wunderst dich darüber, wie über etwas Neues, daß du dir nicht mit einer so langwierigen Reise und einer so mannigfaltigen Abwechslung in deinem Aufenthalt die Traurigkeit und die Schwermuth deines Herzens vertrieben hast. Deinen Sinn mußt du ändern, nicht die Himmelsgegend. Da magst du übers weite Weltmeer schiffen, da mögen, wie Virgil sagt, Länder und Städte vor dir zurück weichen, wohin du kömmst, werden dir deine Schwachheiten folgen. Gerade das nämliche sagte Sokrates einem, der sich beklagte: was wunderst du dich, daß dir die Reisen nicht anschlagen, da du dich selbst überall mit herum nimmst? Die Ursache, die dich fortgetrieben, folgt dir auch auf dem Fuße.

Was kann dir die Neuheit der Gegenden helfen, was die Kenntniß von Städten und Ländern? Dieses Umhertreiben bleibt fruchtlos. Fragst du, warum dir eine solche Flucht nichts hilft? Du fliehst in deiner Gesellschaft. Du mußt die Last deines Herzens ablegen, eher wird dir kein Ort behagen. Denke dir deinen itzigen Zustand, wie unser Virgil die Prophetinn beschreibt, wenn sie im Tumult und angetrieben und fremden Geistes voll nicht mehr sich zugehört:

„Die Prophetinn arbeitet sich tobend ab,
„ob sie vermöge, den mächtigen Gott aus
„ihrem Herzen zu vertreiben."

Du gehst dahin und dorthin, die Last abzuwerfen, die auf dir liegt, und die selbst durch dieß Rütteln nur noch lästiger wird. Denn gleichwie unbewegliche Lasten das Schiff weniger drücken, so bringen ungleich über einander geworfene den Theil, wohin sie fielen, desto eher zum Sinken. Was du thust, thust du dir entgegen, und bist dir durch deine eigne Unruhe schädlich: denn du arbeitest einen Kranken zusammen. So du aber jenes Uebel heraus reißest, wird dir iede Ortveränderung angenehm seyn. Du magst alsdann, nach den äussersten Enden der Erde verschlagen, nach irgend einen Winkel der Barbarey gebracht werden: jeder Ort, wie er auch immer sey, wird dir alsdann zur Herberge willkommen seyn. Daran liegt mehr, mit welchem Herzen man hinkömmt, als wohin man kömmt. Und deswegen müssen wir unser Herz an keinen Ort allein hängen. Mit dieser Ueberzeugung müssen wir leben: ich bin nicht für Einen Winkel geboren: mein Vaterland ist diese ganze Welt. Wenn dir das recht einleuch-

einleuchtend wäre, würdest du dich nicht wundern, daß dir die Abwechslung der Gegenden nichts hilft, in die du immer mit dem Eckel an den erstern hinüber wanderst. Die erste beste hätte dir gefallen, wenn du jede für die deinige hieltest. Du reisest nicht, sondern irrst herum, wirst fortgetrieben, änderst einen Ort nach dem andern, indeß du das an jedem Orte haben könntest, was du suchst: darinnen wohl zu leben. Wo kann es unruhiger zugehen, als auf dem Markte: auch da könnte man ruhig leben, wenn es nöthig wäre. Aber so lange ich mein eigner Herr seyn kann, will ich die Aussicht und die Nachbarschaft des Marktes schon von ferne meiden. Denn wie ungesunde Oerter auch die stärkste Gesundheit angreifen, so sind auch manche Dinge einem guten, noch nicht vollkommenen und genug befestigten Charakter wenig zuträglich. Ich halt es nicht mit denen, die sich mitten in die Wellen wagen, und ein rastloses Leben lieben, und mit großer Gesinnung täglich gegen neue Schwierigkeiten kämpfen. Ein Weiser wird dergleichen ertragen, nicht darauf ausgehen, und lieber im Frieden, als im Streite seyn wollen. Denn alsdann nützt es nicht viel, seine Thorheiten abgeschüttelt zu haben, wenn man sich mit fremden zanken muß. Dreyßig Tyrannen standen um den Sokrates, und konnten seinen Geist nicht beugen. Was liegt daran, wie viel man Herren hat; es giebt nur Eine Sklaverey. Wer diese verachtet hat, bleibt unter einem noch so großen Kreise von Gebietern frey. Es ist Zeit aufzuhören, aber wenn ich zuvor die Mauth bezahlt habe. Der Anfang der Besserung ist die Erkenntniß des Vergehens. Das ist, meiner Meinung nach, vom Epikur sehr schön gesagt. Wer nicht weiß, daß er sündigt, will sich nicht zurecht weisen lassen. Du mußt

 dich

dich tadeln, ehe du dich besserst. Einige rühmen sich mit ihren Vergehungen. Glaubst du, daß die auf Besserungsmittel denken, die ihre Laster für Tugenden ausgeben? Darum klage dich, so sehr du kannst, selbst an; dring in dich selbst: sey erst dein Ankläger, dann dein Richter, und zuletzt dein Fürsprecher: bisweilen straf dich auch.

XXVIIII.

Die Weisheit säe ihre Lehren nur da aus, wo sie Früchte hoffen darf. — Der Böse lacht nicht lange. — Du kannst nicht ein guter Mann und der Liebling der Stadt zugleich seyn.

Du fragst nach unserm Marcellinus, und willst wissen, was er macht. Er kömmt aus keiner andern Ursache selten zu uns, als weil er die Wahrheit zu hören fürchtet: da er doch schon weit darüber hinaus ist, denn man muß sie nur dem sagen, der sie hören will. Daher pflegt man zu zweifeln, ob Diogenes, wie nicht minder die andern Cyniker, die sich dieser Freyheit ohne Unterschied bedienten und jeden, der ihnen in den Weg kam, anmahnten, recht gethan haben. Denn was wär's, wenn Jemand Taube, oder von Natur, oder durch Krankheit Stumme ausschälte? „Warum, sagst du, sollt' ich mit Worten kargen? sie kosten nichts. Ich kann nicht wissen,

sen, ob ich dem nützlich bin, dem ich zurede: aber das weiß ich, ich werde irgend einem nützen, wenn ich vielen zurede. Die Hand muß aussäen. Nach vielen Versuchen muß einer einmal gelingen." Ich, mein Lucil, halte nicht dafür, daß dieß ein großer Mann thun muß. Sein Ansehn wird vermindert, und er hat alsdann bey denen nicht Gewicht genug, bey denen er weniger veraltete Flecken heraus bringen könnte. Der Schütz muß nicht selten treffen, aber selten fehlen. Das ist keine Kunst, deren Wirkung vom Zufall abhängt. Die Weisheit ist eine Kunst: wähle weiter sich Fortarbeitende: von solchen, bey denen sie die Hoffnung aufgegeben, trete sie zurück, aber sie verlasse sie nicht sogleich: sie versuche gegen diesen verzweifelten Zustand selbst die äußersten Mittel. Unsern Marcellinus geb ich noch nicht für verloren; er kann auch noch gerettet werden, aber unverzüglich muß man ihm die Hand reichen. Zwar ists gefährlich, daß er den Hülfebietenden nicht nach sich ziehe. Er vermag viel durch sein Genie, das sich aber schon zum Bösen neigt. Demohngeachtet will ich die Gefahr bestehn, und es wagen, ihm seine Schwülen zu zeigen. Er wird's machen, wie gewöhnlich, wird seine launigen Einfälle, die Traurige zum Lachen bringen können, zu Hülfe rufen, und sich zuerst über sich selbst, und dann über uns lustig machen: er wird mir bey allem, was ich werde sagen wollen, zuvor kommen. Er wird unsere Schulen durchgehen, und den Philosophen Geschenke, Buhlerinnen und Schlemmerey vorwerfen. Einen wird er mir im ehebrecherischen Bett, einen andern in der Schenke, einen dritten am Hofe weisen: er wird mir den artigen Philosophen Aristo weisen, der, so lang er sich austragen ließ, lehrte: denn diese Zeit hatt' er zum Debütiren bestimmt.

Als man sich um die Sekte desselben beym Scaurus befragte, sagte dieser: freylich ist er kein Peripatetiker. Als man den Julius Gräcinus, einen vortrefflichen Mann, zu Rathe zog, was er von ihm dächte: ich kann dir's nicht sagen, gab er zur Antwort, denn ich weiß nicht, wie er sich zu Fuß halten möchte: gerad, als wenn er über einen Wagenstreiter befragt worden wäre. Diese Hausirer, die die Philosophie mit mehr Ehre in Ruhe ließen, als daß sie sie auskramen, wird er mir unters Gesicht stellen. Doch hab' ich's beschlossen, dergleichen schmähliche Angriffe zu leiden. Er mache mich lachen: ich werd' ihn vielleicht weinen machen, oder, wenn er zu lachen fortfährt, will ich mich freuen, daß ihm unter den Uebeln eine lustige Art von Wahnsinn zu Theil geworden. Aber gib Acht, dieß lustige Wesen dauert nicht lange. Du wirst die Nämlichen binnen kurzer Zeit sehr beißend lachen und sehr beißend grünzen sehn. Ich hab's beschlossen, mit ihm anzubinden, und ihm zu zeigen, wie viel mehr er war, als er vielen weniger vorkam. Kann ich gleich seine Laster nicht ausjäten, werd' ich ihnen Einhalt thun. Sie werden nicht aufhören, sondern aussetzen, vielleicht hören sie aber auch auf, wenn das Aussetzen zur Gewohnheit wird. Auch dieß ist nicht zu verachten, weil doch dem schweren Kranken statt der Genesung gut ist, wenn die Krankheit aussetzt. Indeß ich mich gegen ihn ins Feld stelle, ordne du inzwischen, der du's kannst, der du einsiehst, woraus du entkommen bist, und daraus abnimmst, wie weit du noch zu kommen hast, ordne deine Sitten, erhebe deinen Geist, besteh' alles Gefürchtete, und zähle die Zahl derer nicht, die dir furchtbar sind. Hielte man den nicht für thöricht, der sich an einem Orte vor Vielen fürchten würde,

wo nur Mann für Mann durchkommen kann? Eben so haben nicht Viele zu deinem Tode Zugang, wenn dir ihn gleich Viele drohen. Also hat es die Natur geordnet: dein Leben wird dir nur Einer nehmen, wie es dir nur Einer gegeben. Wenn du Scham in dir hättest, würdest du mir die letzte Zahlungsfrist erlassen haben. Aber damit ich mich nicht etwa filzig mit den Interessen der Schuld aufführe, will ich dir hinwerfen, was ich schuldig bin: Ich habe nie dem Volke gefallen wollen. Denn was ich kann, hat des Volkes Beyfall nicht, und was des Volkes Beyfall hat, kann ich nicht. Wer hat das gesagt, fragst du? als wenn du nicht wüßtest, wessen Kund ich bin: Epikurs. Das Nämliche aber werden sie dir alle, jeder aus seinem Hause, zusammen zurufen: Peripatetiker, Akademiker, Stoiker, Cyniker. Denn wer, dem Tugend gefällt, kann dem Volke gefallen? Volks Gunst erwirbt man mit schlimmen Künsten: wie sie mußt du einer werden. Sie werden keinen Gefallen an dir haben, wo sie sich nicht an dir erkennen. In der That aber liegt mehr daran, wie du dir vorkömmst, als wie andern. Schandbarer Menschen Liebe kann man mit nichts, als schandbarer Gesinnung gatten. „Wozu wird denn also jene gerühmte und allen Sachen und Künsten vorzuziehende Philosophie helfen?" Dazu, daß du lieber dir, als dem Volke gefallen magst, daß du die Urtheile auf die Waage legst, nicht zählst, daß du ohne Furcht vor Göttern und Menschen lebst, daß du alles Ueble entweder überwindest, oder endest. Wenn ich dich indessen durch die Beyfallsstimme des Publikums ausposaunen höre, wenn bey deiner Erscheinung Freudenzuruf und Händeklatschen und alle theatralische Vergötterungen durch einander lärmen, wenn dich die Weiber und

Knaben der ganzen Stadt lobpreisen: warum sollt ich nicht Mitleid mit dir haben, der ich weiß, was für ein Weg zu dieser Lieblingsstelle führt? Leb wohl.

XXXIIII.

Das Wachsthum eines Schülers ist der Ruhm seines Lehrers. — Um ein guter Mann zu werden, ists nicht genug, sich zu bessern angefangen haben, man muß auch nie damit aufhören.

Ich werde größer und springe auf, lege mein Alter ab und werde wieder warm, so oft ich aus dem, was du thust und schreibst, sehe, wie sehr du dich selbst (denn den gemeinen Haufen hast du schon lange hinter dir) übertriffst. Wenn sich der Landmann an seinem zum Fruchttragen heran gezogenen Baum ergötzt, wenn der Schäfer aus der Fruchtbarkeit seiner Heerde Entzücken schöpft, wenn jeder seinen Zögling nicht anders ansieht, als daß er seine Blüthe für sein eignes Werk hält: wie, meynst du, daß denen zu Muth ist, die gute Köpfe heran zogen, und diejenigen, die sie in ihrer Kindheit bildeten, so geschwind vollbürtig erblicken. Ich nehme dich in Anspruch. Mein Werk bist du. Als ich deine Anlagen sah, legt' ich Hand an, ich ermahnte, ich nahm Reizmittel zu Hülfe, und ließ dich nicht langsam gehn,

gehn, sondern spornte dich öfters an, und nun mach ich's eben so. Freylich sprech ich nun schon mit einem, der in der Laufbahn ist, und mir wieder zuspricht. Du fragst, was ich noch weiter will? Daran liegt das meiste. Es geht nicht mit der Seele, wie man von einer Sache sagt: den Anfang machen, sey schon im Ganzen die Hälfte gethan. Gut werden wollen, ist ein großer Theil Güte: aber weißt du, wen ich eigentlich gut nenne? Den vollkommen Ausgebildeten, von nichts Befangenen, dem keine Gewalt, keine Nothwendigkeit mehr ein Uebel ist. Einen solchen seh ich an dir zum voraus, wenn du beharrst und unabänderlich dahin trachtest, daß alle deine Reden und Handlungen mit einander übereinkommen, sich entsprechen, und von einerley Gepräge sind. Dessen Geist ist nicht auf rechtem Wege, dessen Handlungen sich nicht gleich sehen.

XXXV.

Werd' ein guter Mann, damit du mein Freund wirst. — Freundschaft nützt allezeit, Liebe schadet oft. — Leb weise, das ist, nicht wetterwendisch.

Es ist mein eigner Vortheil, daß ich dich so inständig bitte, zu studiren. Ich will einen Freund haben, und das kann mir nicht zu Theil werden, wo du nicht, wie du angefangen, fortfährst, dich auszubilden. Denn itzt liebst du mich, bist aber mein Freund nicht. Wie so? Ist denn darinnen

ein

ein Unterschied? O ja! ein sehr großer. Wer mein Freund ist, liebt mich; wer mich liebt, ist noch nicht allerdings mein Freund. Daher bringt Freundschaft jederzeit Nutzen, Liebe bisweilen auch Schaden. Wenn aus keinem andern Beweggrunde, so arbeite nur darum weiter, damit du lieben lernst. Eile, weil es mir noch zu gut kömmt, damit du nicht für einen andern lernst. Zwar ärndt' ich schon daran eine Frucht ein, daß ich mir zum voraus denke, wie wir einmal Eines Sinnes seyn werden, und wie mir das alles, was meinem Alter an Munterkeit abgegangen, von dem Deinigen wieder einkommen wird, ob wir gleich an Jahren nicht weit auseinander sind. Ich möchte aber denn doch die Freude des wirklichen Genusses haben. Auch von unsern abwesenden Geliebten haben wir Freude, aber sie ist vorübergehend, wie ein Schatten. Der Anblick und die Gegenwart und der Umgang haben ein Gefühl lebendiger Wollust, zumal, wenn du den Gewünschten nicht nur siehst, sondern auch so, wie du ihn zu sehen wünschest. So bring mir dann ein großes Geschenk, bring dich mir selbst mit, und damit du das bald thust, so denk, daß ich ein Greis bin, und du erblich. Eile zu mir, zuvor aber zu dir selbst; suche mit dir immer weiter zu kommen, und trage vor allem dahin Sorge, daß du nicht unstät bist. So oft du wissen willst, ob du's wozu gebracht hast, so überleg, ob du das gestrige auch heute wünschtest. Willensänderung veräth, daß unsre Seele hin und her schwimmt, bald hier, bald dort zum Vorschein kömmt, wie sie eben der Wind treibt. Was angemacht und begründet ist, bleibt auf Einem Fleck. Dieß ist aber auch gerade die Eigenschaft des vollkommenen Weisen, zum Theil auch dessen, der es zu werden angefangen, und darinnen schon weiter gekommen.

kommen. Worinnen unterscheiden sie sich nun? Der Letztere wird zwar erschüttert, und wankt auf seinem Flecke, ohne zu weichen; der Erstere aber wird auch nicht einmal erschüttert.

XXXVII.

Sey unermüdet im Dienste der Philosophie — Sie lehrt dich das Unvermeidliche überwinden — Von ihr hängt Wohl und Glück und was über alles andere ist, Freyheit ab — Willst du dir alles unterthan machen, sey der Vernunft unterthan.

Was dich zu einem rechtschaffenen Wesen am stärksten verbindet, ist, daß du's versprochen, ein rechtschaffner Mann zu seyn. Du bist durch einen Schwur dazu verpflichtet. Wer dir sagt, es sey um den Kriegsdienst eine weichliche und leichte Sache, der hintergeht dich; ich will nicht, daß man dich zum besten hat. Diese die ehrwürdigste, und jene die schändlichste Verpflichtung, haben einerley Worte: Gebrannt, in Fesseln geworfen, getödtet zu werden. Von ihnen, die ihre Hände an den Kampfplatz vermiethen, und wieder verbluten, was sie essen und trinken, fodert man, daß sie diese Dinge auch wider Willen leiden, von dir, daß du sie mit Willen und gerne leidest. Ihnen geht es hin, die Waffen zu strecken, und auf des Volkes Barmherzigkeit Versuch

zu machen; du wirst weder dich aus Gnad ergeben, noch ums Leben betteln; dir geziemt's, aufrecht und unüberwunden zu sterben. Was nützt's dann auch, wenige Tage oder Jahre zu gewinnen? Wir werden ohne Todeserlaß gebohren. Wie? sagst du, soll ich mich los machen? Dem Unüberwindlichen kannst du nicht entgehen, aber überwinden kannst du's. Laß dir eine Bahn brechen, und diese Bahn wird dir die Philosophie öffnen. Dahin rette dich, wenn du unverletzt, wenn du sicher, wenn du glücklich, wenn du endlich, was das Beste ist, frey seyn willst. Dieß wird einem auf keinem andern Wege zu Theil. Es ist eine niedrige, verworfne, eckelhafte, knechtische, vielen und den wüthendsten Leidenschaften unterthane Sache um die Thorheit. Von diesen so lästigen Gebietern, die dich oft wechselsweise, oft mit einander beherrschen, wird dich die Weisheit losmachen, sie, die alleine frey ist. Nur Ein Weg, und zwar ein gerader, führt zu ihr. Du wirst davon nicht abkommen, geh nur keck zu. Wenn du dir alles unterthan machen willst, sey der Vernunft unterthan. Du wirst über viele herrschen, wenn die Vernunft über dich herrscht. Von ihr wirst du lernen, was und wie du's angreifen sollst. Du wirst auf keine Sache von ohngefähr stossen. Du wirst mir Niemand angeben können, der da wüßte, wie er das, was er will, zu wollen angefangen. Von keiner Ueberlegung berathet, ward er vielmehr vom ersten Eindruck dazu hingerissen. Das Schicksal läuft uns nicht weniger oft in den Weg, als wir dem Schicksal. Es ist schändlich, nicht zu gehn, sondern fortgetragen zu werden, und im Wirbelkreis der Dinge ganz erstaunt zu fragen: Wie bin ich denn da hieher gekommen?

XXXVIII.

XXXVIII.

Unterricht im Gesprächston wirkt mehr, als weitläuftige Reden. — Für ein empfängliches Herz braucht man wenig Worte.

Du dringst mit Grund darauf, daß wir das Gewerb mit Briefen unter uns eifrig forttreiben. Der alltägliche Gesprächton thut die beste Wirkung, weil er sich nach nnd nach ins Herz schleicht. Studirte und vor einem zuhorchenden Volke hingeströmte Reden machen mehr Geräusch, und weniger vertraulichen Eindruck. Die Philosophie ist ein guter Rath; einen guten Rath giebt Niemand mit Geschrey. Bisweilen muß man auch, wenn ich so sagen darf, zu ordentlichen Predigten Zuflucht nehmen, wenn man einen Unentschloßnen anzutreiben hat; wo man aber nicht darauf sein Augenmerk richten darf, daß man einem zum Lernen Lust mache, sondern daß er lerne, da kann man sich schon dieses herabgestimmteren Tones bedienen. Er geht leichter ein, und haftet denn doch: denn man hat nicht viel, aber wirksame Worte nöthig. Wie einen Saamen muß man sie aussäen, der, wenn er noch so klein ist, so bald er in einen tauglichen Boden Wurzel gefaßt, seine Kräfte entfaltet, und sich aus seiner Kleinheit bis zur möglichsten Größe empor treibt. Eben so macht es der alltägliche Gesprächston: er fällt nicht viel ins Gesicht, wächst unter der Hand. Man sagt da wenig, aber wenns das Herz gut aufnimmt, so bekömmt es Kraft, und schießt auf. Es hat,

sage ich, mit den Lehren die Beschaffenheit, wie mit dem Saamen. Sie wirken viel, wenn sie gleich keinen großen Raum brauchen, wofern sie nur, wie ich schon gesagt, ein empfängliches Gemüth auffängt und in sich saugt. Dafür wird es viel erzeugen und mehr wiedergeben, als es empfangen.

XXXVIIII.

Die Nacheiferung alles Guten und Schönen ist der vortrefflichste Zug eines edelmüthigen Charakters. — Es ist ein großer Geist, wer die Größe nicht achtet, und Mittelmaaß lieber hat, als Uebermaaß. — Die Begierde muß sich im Unerreichbaren verlieren, so bald sie die Gränze der Natur übersprungen.

Die mit Fleiß entworfnen und zusammengezognen Kommentare, die du gerne hättest, will ich zwar machen, bedenk aber, ob nicht die ordentliche Behandlungsart vielleicht mehr Nutzen schaffe, als diese, die man nur insgemein Breviarium nennt, sonst aber, als wir lateinisch redeten, Summarium hieß; jene Art ist den Lernenden nothwendiger, diese dem Kenner: denn jene lehrt, diese erinnert. Ich will dir's gar gern auf beyde Arten verfertigen. Fodere nicht diesen oder jenen von mir: wer sich auf einen Sachverständigen beruft, äußert Unwissenheit. Ich will

will dir schreiben, was du willst, aber in meiner Manier. Indessen hast du viele, von deren Schriften ich nicht weiß, ob sie Ordnung genug haben. Nimm das Philosophenverzeichniß in die Hand: schon selbst dieses wird dich zum Erwachen bringen: Wenn du siehst, wie viele für dich gearbeitet haben, wird die Begierde in dir entbrennen, auch selbst unter ihnen einer zu werden. Denn dieß über alles Gute hat ein edelmüthiges Gemüth an sich, daß es zu rechtschaffnen Thaten angereizt wird. Kein Mann von erhabnem Geist hat am Niedrigen und Verworfnen Gefallen: das Ansehn großer Dinge zieht ihn an sich, bringt ihn in Eifer. Gleichwie die gerad auflodernde Flamme so wenig zu Boden liegen, und sich niederdrücken lassen, als sie ruhen kann, so ist unser Geist immer in Bewegung, und desto rastloser und durchwirkender, je leidenschaftlicher er ist. Glücklich aber derjenige, der dieser Heftigkeit Richtung aufs Bessere gab. Er wird sich von der Macht und Herrschaft des Schicksals in Freyheit setzen. Das Glück wird er mäßigen, das Unglück schwächen, und auf das, was andere bewundern, wird er herab sehen. Es gehört zu einem großen Geist, daß er die Größe nicht achtet, und das Mittelmaaß lieber hat, als das Uebermaaß. Mittelmäßig genossene Dinge nähren und erhalten das Leben, überflüßige schaden durch ihren Ueberfluß. So erstickt ein zu fetter Boden die Saat, so brechen von Früchten überladene Aeste ab, so gedeiht übergroße Fruchtbarkeit nie zur Reife. Nicht anders geht's den Menschen, die sich ihren Geist mit unmäßigen Glück verstören, dessen sie sich nicht bloß andern, sondern sich auch selbst zum Tort bedienen. Wo ist ein Feind, der irgend einem so viel zu Leid gethan hätte, als einigen ihre eigene Wollüste thun? Denen du ihre

kraftlose Unfähigkeit und unvernünftige Geilheit darum nachsehen könntest, weil sie leiden, was sie gethan. Und mit Recht quält dergleichen Leute diese Wuth: die Begierde muß sich im Unerreichbaren verlieren, so bald sie die Gränze der Natur übersprungen. Denn diese hat ihr Ziel: alles Nichtige und aus Wollust Erzeugte, ist gränzenlos. Die Nutzbarkeit mißt das Nothwendige: das Ueberflüßige — unter welches Maaß bringst du's? Daher versenken sie sich in Wollüste, und nun zur Gewohnheit geworden, können sie ihrer nicht mehr entbehren, und darum sind sie über Alles elend, weil es mit ihnen dahin kömmt, daß ihnen, was Ueberflüßig war, zum Bedürfniß geworden. Daher sind sie der Wollüste Sklaven, genießen sie nicht, und was das Uebelste unter allen Uebeln ist, daher lieben sie ihren eigenen Schaden. Dann ist aber das Unglück aufs Höchste gestiegen, wenn Schandthaten nicht bloß vergnügen, sondern auch gefallen, und da ist's mit allen Mitteln zur Besserung vorbey, wo das, was Schwachheit war, zum Charakter wird. Leb wohl!

XXXIX.

XXXXI.

Gott ist nahe bey dir, ist mit dir, ist in dir. Göttliche Kraft senkt sich in uns, himmlische Allmacht wirkt den herrlichen, gesetzten Geist, ihn, der keinem andern Gute nachstrebt, als das sein eigen ist. Was ist aber das dem Menschen eigne Gut anders, als gesunde Vernunft, die, wozu sie gebohren ist, erfüllt.

Du thust die beste und die heilsamste Sache; wenn du, wie du schreibst, fortfährst, dir einen rechtschaffnen Charakter zu erstreben, den sich zu wünschen thöricht ist, da du ihn von dir selbst erhalten kannst. Wir haben nicht nöthig, unsere Hände zum Himmel zu erheben, noch den Küster zu erbitten, daß er uns zu den Ohren des Gottbildes, als könnten wir dort besser erhört werden, zulasse. Gott ist nahe bey dir, ist mit dir, ist in dir. Ja, ich sage dir, Lucilius, jener himmlische Geist wohnt in uns, ist Beobachter und Wächter unsers Bösen und Guten; wie wir uns gegen ihn betragen, so beträgt er sich gegen uns. Niemand ist ein rechtschaffner Mann ohne Gott: oder kann sich jemand ohne denselben Unterstützung über das Schicksal empor heben? Er flößt jene herrlichen und erhabnen Entschließungen ein. In jedem guten Mann (das Wesen der Gottheit ist unentschieden) wohnt Gott.

Wenn du in einen dichten Hain voll alter und die gewöhnliche Höhe überragender Bäume von ohngefähr geräthst, und wo Ast in Ast verschlungen gewachsen, dir den Anblick des Himmels verbirgt, diese Höhe des Waldes und die Heimlichkeit des Orts und die wunderbare Empfindung über den aufs Freyere hinaus gebreiteten und fortlaufenden Schatten giebt dir die Versicherung einer Gottheit. Und wenn du irgend eine von ganz ausgenagten Steinen nicht durch Menschenhände gemachte, durch Wirkung der Natur so weit und groß ausgewölbte Höhle einen Berg über sich tragen siehst, so wird dich ihr Anblick mit einer gewissen andächtigen Ahnung durchbeben. Wir verehren die Ausflüsse großer Gewässer: der aus verborgnem Boden hervorströmende, und plötzliche Ausbruch eines großen Flusses hat Altäre. Wir ehren die Stellen, woraus warme Quellen entspringen, und einige Seen hat entweder ihre Dunkelheit oder unergründliche Tiefe heilig geweiht. Wenn du einen Menschen siehst unerschrocken in Gefahren, unergriffen von Leidenschaften, glücklich unter Widerwärtigkeiten, lächelnd mitten unter Stürmen, hinsehend auf die Menschen von einer höhern Stufe, auf die Götter von einer gleichen, wird dich nicht Verehrung für ihn überkommen? wirst du nicht sagen, dieß ist ein größeres und höheres Wesen, als daß man es diesem Körperlein, in dem es sich befindet, ähnlich glauben könnte. Göttliche Kraft senkt sich hinein. Himmlische Allmacht wirkt den herrlichen gesetzten, bey allem, als geringern Dingen, vorüber gehenden, über alles, was wir fürchten und wünschen, lächelnden Geist. Ein so großes Wesen kann nicht ohne Beystand der Gottheit bestehen. Daher ists mit seinem größern Theile da, woher es herabkömmt. Gleichwie die Stralen der Sonne

die

die Erde zwar berühren, aber da sind, wo her sie gesendet werden: so hat der große und heilige, und, um uns in nähern göttlichen Kenntnissen zu unterrichten, in unsern Körper herab geschickte Geist zwar mit uns Gemeinschaft, bleibt aber an seinem Urstamm unzertrennlich. Damit hängt er zusammen, dahinauf sieht und strebt er: bey unserm Dichten und Trachten ist er als der Bessere zugegen. Welcher Geist ist denn so beschaffen? der, der keinem anderen, als nur seinem eignen Gute nachstrebt. Denn was ist thörichter, als an einem Menschen loben, das nicht sein ist. Wer ist ein größerer Thor, als der Dinge an einem bewundert, die man den Augenblick einem andern übertragen könnte? Goldne Zügel machen kein Pferd besser. Anders erscheint der Löw mit goldgezierter Mähne auf dem Kampfplatz, der, gebändigt und durch Strapazen mürbe gemacht, sich aufputzen zu lassen gezwungen wird: anders der unbezähmte, von ungebrochenem Muthe. Dieser hitzig zum Anfall, wie die Natur wollte, daß er seyn sollte, schön in furchtbarer Gestalt, die ihm zur Zierde dient, wird er, ob man ihn gleich nicht ohne Furcht ansehen kann, einen kraftlosen und mit Flitterblättern geschmückten vorgezogen. Jeder darf sich nur mit dem großmachen, was ihm eigen ist. Wir loben den Weinstock, wenn er die Rebschossen mit Frucht belastet, wenn er selbst seine Stützen durch die Last, die er getragen, zur Erde beugt. Wer würde wohl diesem jenen Weinstock mit vergoldeten Trauben und Blättern vorziehen? Die eigenthümliche Tugend am Weinstock ist Fruchtbarkeit. Auch am Menschen ist lobenswerth, was sein eigen ist. Hat er eine wohlgestaltete Familie und ein schönes Haus, säet er viel aus, hat er viel auf Zinsen: nichts von alle dem ist an ihm, sondern

um ihn. Acht' an ihm selbst, was ihm weder entrissen, noch gegeben werden kann, was des Menschen Eigenthum ist. Du fragst, was das ist? der Geist und die vollkommne Vernunft des Geistes. Denn der Mensch ist ein vernünftiges Geschöpf, und daher ist er vollkommen gut, wenn er dem entspricht, wozu er gebohren wird. Was fodert aber diese Vernunft von ihm? Nach seiner eignen Natur zu leben, die allerleichteste Sache, nur durch die allgemeine Thorheit schwer. Einer stößt den andern zu Vergehungen fort. Wie können aber die zu ihrem Besten zurück gerufen werden, die Niemand zurück hält, das Volk anspornt.

XXXXII.

Viele Laster kommen nur darum nicht zum Ausbruche, weil der, in dem sie bereit liegen, nicht eine Macht, seinem Willen gleich, besitzt. — Was sich der Mensch auf Kosten seiner Ehre, Freyheit oder Zeit verschafft, glaubt er nicht erkauft zu haben, denn er hat nichts Werthloseres, als sich selbst. — Meistens schmerzt nicht der Verlust, sondern der Gedanke, verloren zu haben.

Jener hat dich schon beredet, er sey ein guter Mann. Aber so bald kann man weder ein guter Mann werden, noch dafür erkannt seyn. Weißt du

du, wen ich wohl für einen guten Mann ausgebe? Denjenigen des zweyten Falls: Denn jener andere wird vielleicht, wie ein Phönix, alle fünfhundert Jahre einmal gebohren, und es ist nicht zu verwundern, wenn etwas großes nach einer Pause zur Welt kömmt. Mittelmäßige und für den Haufen Gebohrne bringt das Schicksal oft hervor: Vortreffliche hingegen empfiehlt es selbst durch ihre Seltenheit. Aber der oben Erwähnte ist noch weit davon, wofür er sich ausgiebt, und wenn er wüßte, was ein guter Mann ist, so glaubt' er es noch nicht zu seyn, vielleicht gäb' er auch die Hoffnung auf, es werden zu können. Aber er ist doch bös auf die Bösen. Dieß sind die Bösen ebenfalls, und es ist die größte Strafe der Bosheit, daß sie sich und den ihrigen misfällt. Aber er haßt doch diejenigen, die sich ungehoffter und großer Macht unmäßig bedienen. Er wird's eben so machen, so bald er's eben so kann. Bey vielen kommen die Laster, weil sie zu schwach dazu sind, nicht zum Vorschein, die, wenn ihnen ihre Kräfte entsprächen, nicht weniger, als jene, unternehmen würden, denen das Glück schon den Weg geöffnet. Die Werkzeuge zur Ausführung der Bosheit mangeln ihnen. So berührt man auch die giftige Schlange ohne Gefahr, so lange sie für Kälte starrt. Sie hat alsdann nicht weniger Gift, aber es ruht. Der Grausamkeit und dem Ehrgeitz und der Ausgelassenheit geht bey vielen bloß des Glückes Gunst ab, um nicht Dinge, wie die Verruchtesten, zu unternehmen. Du wirst sehn, daß sie das eben auch wollen, gib ihnen nur Macht, ihrem Wollen gleich. Erinnerst du dich, daß ich sagte, da du einen Gewissen in deiner Gewalt zu haben behauptetest, er sey flatterhaft und flüchtig, du hättest ihn nicht beym Fuß, sondern bey einer Feder. Ich sagte die Unwahr-

wahrheit, du hattest ihn bey einer Pflaume, die er fahren ließ, und davon flog. Weist du, wie viel er dir nachher Sprünge gemacht, wie viel er auf seinen Kopf Zurückprallendes versucht hat. Er sah nicht ein, wie er sich durch anderer Gefahr seine eigne zuziehe, er dachte nicht, wie lästig, wenn auch gleich nicht überflüßig, das, was er suchte, wäre. Das müssen wir also bey denjenigen Sachen, nach denen wir trachten, wornach wir mit großer Anstrengung streben, bedenken, daß sie entweder ohne Nutzen, oder weit lästiger sind. Manche sind überflüßig, manche nicht so viel werth. Das sehen wir aber nicht im voraus, und wir glauben umsonst zu haben, was uns aufs theuerste zu stehen kömmt. Daraus mag sich unsere Unvernunft veroffenbaren, daß wir nur das zu kaufen glauben, wofür wir Geld bezahlen, und das umsonst zu haben vorgeben, wofür wir uns selbst aufwenden. Was wir nicht kaufen möchten, wenn wir unser Haus dafür hingeben müßten, oder irgend ein angenehmes und nutzbares Landguth: dieß mit Sorgen, mit Gefahr, mit Verlust der Ehre und Freyheit und Zeit zu erlangen, sind wir sogleich willig und bereit. Ja, ein jeder hat sogar nichts Werthloseres, als sich selbst. Darum laß uns bey unsern Entwürfen und Handlungen das nämliche thun, was wir zu thun pflegen, so oft wir noch auf den Verkäufer einer Waare zugiengen: laß uns sehen, wie hoch das, was wir gerne möchten, gebothen wird. Wofür man nichts giebt, kömmt oft am theuersten zu stehen. Ich kann dir viele Dinge angeben, die uns durch ihren erlangten Besitz um unsere Freyheit brachten: noch gehörten wir uns an, wenn uns diese Dinge nicht angehörten. Bedenk das wohl bey dir, nicht bloß, wenn vom Zuwachs, sondern auch, wenn vom Verlust die Rede ist. Um

dieß

dieß da sollt' ich kommen? Es war ja zufällig. Du wirst ohne dasselbe eben so leicht leben, als du gelebt hast. Hast du es lange gehabt, so verlierst du's, nachdem du davon satt bist: hattest du es nicht lange, so verlierst du's, eh' du dich daran gewöhnt hast. Weniger Geld, weniger Last: weniger geltenden Einfluß, weniger Neid. Betrachte die Dinge um und um, die uns zur Thorheit verleiten, die wir unter den häufigsten Thränen verlieren, du wirst sehn, daß uns nicht ihr Verlust, sondern die Vorstellung, sie verloren zu haben, bey ihnen schwer fällt. Niemand fühlt ihren Abgang, sondern denkt sich ihn. Wer sich alles ist, hat nichts verloren: aber wie vielen unter uns ist's zu Theil geworden, sich selbst alles zu seyn?

XXXXIII.

Denk nicht, verborgen zu leben: dem Auflauern deiner Nachbarschaft entgehst du nicht. — Die Thürhüter hat nicht Stolz, sondern Gewissen in den Weg gestellt — Sind deine Handlungen redlich, so mag sie jedermann wissen: sind sie schändlich, was nützt's, daß sie Niemand weiß, da doch du sie weißt. O du Unglücklicher, wenn du diesen Zeugen nicht achtest!

Wie mir das zu Ohren gekommen ist, fragst du? Wer mir von deinem Vorhaben gesagt haben mag, davon

davon du dich gegen Niemand etwas hast merken lassen? Aus dem Munde des Gerüchts, das immer um das Meiste weiß, hab' ich's. Wie denn, sagst du? Bin ich denn so wichtig, daß ich das Gerücht in Bewegung bringen kann? Du darfst nicht auf den hiesigen Ort sehn, wenn du dich messen willst, sondern denk dabey an den, wo du dich aufhältst. Alles, was aus einer Nachbarschaft hervor ragt, ist da groß, wo es hervorragt. Den die Größe hat kein gewisses Maaß. Vergleichung erhöht sie entweder, oder setzt sie tiefer herunter. Das Schiff, das auf dem Flusse groß ist, ist auf dem Meere kindisch. Das Steuerruder, das für das eine Fahrzeug groß genug ist, ist fürs andere zu klein. Du bist nun in der Provinz groß, wenn du auch noch so wenig aus dir machst. Was du wohl thun, wie du tafeln, wie du schlafen magst, darnach erkündigt man sich, das weiß man. Desto mehr hast du dich in deiner Lebensart in acht zu nehmen. Alsdann schätze dich glücklich, wenn du vor allen Augen leben kannst, wenn dich deine Wände schirmen, nicht verheimlichen werden: denn gewöhnlich glauben wir, wir hätten sie nicht zu unserm desto sicherern Leben um uns herum bekommen, sondern um ungesehener sündigen zu können. Ich will dir einen Umstand angeben, nach welchem du unsere Sitten in Anschlag bringen magst: kaum wirst du einen finden, der bey offner Thür leben könnte. Thürhüter hat unser Gewissen, nicht Stolz um den Weg gestellt. Dergestalt leben wir, daß plötzlich erblickt so viel, als ertappt worden ist. Was frommt es aber, sich zu vergraben, den Augen und Ohren der Menschen zu entziehen! Ein gutes Gewissen ruft die ganze Welt herzu: ein böses ist auch allein ängstlich und bekümmert. Sind deine Handlungen rechtschaffen, so mag

sie

sie Jedermann wissen: sind sie schändlich, was nützt es, daß sie Niemand weiß, da du sie weißt? O du Elender, wo du diesen Zeugen nicht achtest!

XXXXIIII.

Die Weisheit fragt nach keinem Stammbaum. Sokrates war kein Patricier. In einer ewig abwechselnden Geschlechtsfolge haben Könige Sklaver, und Sklaven Könige zu Ahnen gehabt. Der von der Natur zur Tugend Geschaffne, ist allein edel gebohren. Er kann sich aus jedem Stand über das Schicksal hinaus schwingen.

Schon wieder machst du dich mir so klein, und sagst, die Natur und dann das Glück sey hartherziger mit dir umgegangen? und du könntest dich aus dem Pöbel erheben und auf die höchste Stufe aller Glückseligkeit schwingen. Wenn sonst auch nichts in der Philosophie gut wäre, so ist's doch dieses, daß sie auf keinen Stammbaum sieht. Gehn wir auf den ersten Ursprung zurück, so stammen alle von Göttern ab. Du bist Römischer Ritter, und in diesen Stand hat dich dein Fleiß gebracht. Es giebt wahrhaftig viele, denen der Ritterplatz verschlossen ist. Nicht jeder kann Senator werden: auch das Kriegsheer ist in der Wahl derjenigen, die es zu Strapazen und Gefahren anwirbt, ekel. Zu einem

recht-

rechtschaffnen Gemüthe steht der Weg jedermann offen: dazu sind wir alle edel genug. Die Philosophie verwirft und sucht sich keinen aus: sie leuchtet allen. Sokrates war kein Patricier: Kleanthes schöpfte Wasser, und verdung sich, einen kleinen Garten zu begießen. Plato war nicht adelich, da ihn die Philosophie aufnahm, aber sie machte ihn dazu. Warum wolltest du denn die Hoffnung aufgeben, diesen Männern gleich werden zu können? Sie sind alle, wenn du dich ihrer würdig beträgst, deine Ahnen. So wirst du dich aber betragen, so bald du dich überredest, Niemand übertreffe dich an Adel. Wir haben alle gleich viele vor uns: eines jeden Ursprung geht über alles Gedenken hinaus. Plato sagt: es sey kein König, der nicht Sklaven, und kein Sklav, der nicht Könige zu Voraltern gehabt habe. Das hat alles eine lange Abwechslung unter einander gemischt, und das Schicksal auf- und abwärts gerollt. Wer ist nun edel gebohren? der von der Natur recht für die Tugend Geschaffne. Darauf allein muß man sehn; sonst, wo du dich aufs Alterthum zurück berufst, stammt jeder von der Zeit her, vor welcher nichts abstammt. Eine mit Hoheit und Niedrigkeit seit Anbeginn der Welt abwechselnde Geschlechtsfolge hat uns in die gegenwärtige Zeit versetzt. Kein Vorhaus voll räuchrichter Ahnenbilder macht edel. Keiner hat für unsern Ruhm gelebt: noch auch gehört das uns an, was vor uns war. Die Seele adelt. Ihr steht nichts im Wege, sich aus jedem Stande über das Glück hinaus zu schwingen. Denk dir daher einmal, du seyst kein römischer Ritter, sondern eins Freygelaßner: du kannst es dahin bringen, daß du unter den Freygebornen alleine frey bist. Wie das, sagst du? Wenn du das Gute und Böse nicht nach

der

der Stimme des Volks beurtheilst. Nicht woher etwas komme, sondern auf was es hinaus laufe, muß man bedenken. Wenn etwas das Leben glücklich machen kann, ist es mit Recht ein Gut: denn es kann nicht zum Bösen verkehrt werden. Woran liegt nun der Fehler, da alle nach einem glücklichen Leben Verlangen tragen? Daß sie die Mittel dazu für die Glückseligkeit selbst halten, und sie fliehn, indem sie darauf ausgehn. Denn da die Summe eines glücklichen Lebens in gegründeter Sicherheit und unerschütterlicher Zuversicht auf sich selbst besteht, sammeln sie sich Gründe zu Besorgnissen zusammen, und auf unsicherm Lebensweg tragen sie nicht, schleppen sie Bürden mit sich fort. Auf diese Art kommen sie immer weiter von dem Ziele ab, zu welchem sie hin wollen, und jemehr sie sich anstrengen, desto mehr hindern sie sich und glitschen rückwärts. Es geht ihnen, wie den Eilfertigen in einem Labyrinth: ihre Eile verwirrt sie nur noch mehr.

XXXXV.

Die Weisheit zu erlernen, brauchst du nicht viele, nur gute Bücher — Es kommt auch nicht auf Wortkrämereyen an — oft versteckt man Laster unter Namen von Tugenden — es kömmt auf die großen Fragen an: Wer ist glücklich? Was ist gut?

Du klagst über den dortigen Büchermangel. Es kömmt nicht darauf an, wie viele du hast, sondern

wie gut sie sind. Festgesetzte Lektüre nützt, mannigfaltige ergötzt. Wer, wohin er sichs vorgenommen, gelangen will, muß auf Einem Wege bleiben, und nicht auf vielen hin und her schlendern. Denn das heißt nicht gegangen, sondern in der Irre herumgelaufen. Ich wollte, sagst du, du gäbst mir lieber statt guten Rath Bücher. Ich bin zwar bereit, dir zu schicken, was ich nur habe, und meine ganze Vorrathskammer zu durchstöbern; auch wollt' ich mich, wenn's möglich wäre, selbst damit hinüber versetzen, und wenn ich nicht hoffen dürfte, daß du bey guter Zeit von deinem Amte beurlaubt würdest, so hätt ich mir, so alt ich bin, diesen Auftrag selbst auszurichten auferlegt, und weder Charybdis, noch Scylla und jene verrufene Meerenge hätten mich abschrecken können: ich wär' darüber weggeschwommen, nicht bloß gefahren, nur um dich umarmen und persönlich den Zuwachs deines Geistes schätzen zu können: daß du aber die Uebersendung meiner Schriften verlangst, deswegen halt ich mich für so wenig gelehrt, als ich mich für schön halten würde, wenn du mich um mein Bildniß ansprächst. Ich weiß, daß es aus Vorliebe gegen mich, nicht als Folge der Beurtheilung geschieht; und wenn du es auch aus Ueberzeugung thust, so hat sie dir deine Vorliebe aufgeheftet. Aber, wie sie auch beschaffen seyn mögen, lies du sie, als ob ich noch nach Wahrheit forschte, sie nicht kännte, und noch immer unermüdet darnach forschte. Denn ich habe mich Niemanden zum Sklaven unterworfen, nenne mich nach keinem. Ich halte viel auf das Urtheil großer Männer, gesteh' aber auch dem meinigen etwas zu. Denn jene haben uns auch unausgefundene Dinge zur Nachsuchung hinterlassen, und würden vielleicht das Nöthige gefunden haben, hätten sie nicht auch nach dem

Unnö-

Unnöthigen gesucht. Wortverdrehung und zweysinnige Gespräche, die einen fruchtlosen Scharfsinn beschäfftigten, raubten ihnen viel Zeit. Erst schürzen wir Knoten, und verknüpfen unsern Ausdruck mit Doppelsinn, und alsdann lösen wir's wieder auf. Haben wir denn so viel Zeit übrig? Wissen wir schon zu leben? schon zu sterben? Man muß da mit ganzer Aufmerksamkeit des Geistes fortschreiten, wo man sich vorzusehen hat, daß einen nicht statt der Worte die Sachen täuschen. Welchen Unterschied machst du mir unter ähnlichen Wörtern, von denen noch Niemand, außer im Streite, verführt worden. Die Sachen trügen: diese mußt du auseinander klauben. Wir nehmen Böses für Gut auf: wir wünschen das Gegentheil von dem, was wir gewünscht haben: unsere Gelübde streiten gegen Gelübde: unsre Anschläge gegen Anschläge. Schmeicheley — wie ähnlich ist sie der Freundschaft! Jene ahmt diese nicht nur nach, sondern übertrifft und läßt sie hinter sich: man hört sie mit willigen und günstigen Ohren an: sie dringt in das Innerste des Herzens, und gefällt selbst damit, womit sie beleidigt. Lehr mich's, wie ich diese Aehnlichkeit aus einander kennen kann. Ein schmeichelnder Feind kömmt in Freundes Gestalt zu mir: die Laster überschleichen uns unter dem Namen der Tugenden: Verwegenheit verbirgt sich unter dem Titel von Herzhaftigkeit; Indolenz nennt man Mäßigung, und den Furchtsamen nimmt man für behutsam. In diesen Dingen täuscht man sich mit großer Gefahr: diese merke dir mit untrüglichen Kennzeichen. Denn übrigens ist einer, der befragt wird, ob er Hörner habe, nicht leicht so thöricht, daß er seine Stirn befühlte: auch ist einer ferner nicht so vernagelt, oder schwachköpfig, daß er nicht wüßte, er habe das nicht, was du ihm mit

der scharfsinnigsten Schlußfolge weiß machen möchtest. Daher sind dergleichen Täuschungen ohne Schaden, wie die Becher und Kugeln der Taschenspieler, an welchen der Betrug selbst belustigt. Laß mich sehen, wie man's macht: dann interessirt mich's nicht mehr. Gerade das sag ich auch von den Wortgauckeleyen, denn wie soll ich die Sophismen anders nennen? Sie schaden weder dem Unwissenden, noch nützen sie dem Kenner. Willst du ja doppelsinnige Worte auseinander setzen, lehr uns, wie derjenige nicht glücklich ist, den das Volk so nennt, dem ein großer Reichthum zugeflossen, sondern, daß es der ist, in dessen Seele alles Gute wohnt, der emporgeschwungen und erhaben jene angestaunten Dinge mit Füßen tritt, der keinen sieht, mit dem er tauschen möchte, der den Menschen da alleine schätzt, wo er Mensch ist, der die Natur zur Führerin nimmt, sich nach ihren Gesetzen richtet, und so lebt, wie sie es vorgeschrieben, dem keine Gewalt seine Güter abzwingt, der Böses zum Guten wendet, zuverlässig im Urtheil, unerschütterlich und unerschrocken, den irgend eine Gewaltthätigkeit rührt, keine aus dem Zirkel bringt, den das Schicksal, wenn es seinen giftigsten Pfeil, den es hatte, mit größter Gewalt auf ihn losdrückt, nicht verwundet, nur damit anprallt, und auch dieß selten. Denn die andern Pfeile, womit es das Menschengeschlecht bekriegt, springen, wie Schloßen, ab, die auf das Dach herunter stürzen, und ohne alle Unbequemlichkeit des Inwohners graupeln und zerschmelzen. Aber was hältst du mich bey diesem Sophism auf, das du selbst Pseudomenon nennst, und worüber schon so viele Bücher geschrieben sind? Sieh, das ganze Leben belügt mich: das setz mir auseinander, das bring mir, wenn du scharfsinnig bist, aufs Reine. Es hält für Bedürfnisse,

nisse, was großen Theils überflüssig ist; auch das nicht Ueberflüssige ist nicht gleich ein Gut. Wir setzen das Gute herab, wenn wir Brod und Gerstenbrey und alles Uebrige, ohne welches man nicht fortleben kann, so nennt. Was gut ist, ist allerdings nothwendig: was aber nothwendig ist, ist nicht gleich gut, weil einige der nothwendigsten Dinge zugleich die niedrigsten sind. Niemand vergißt die Würde des Guten so sehr, daß er es zu diesen nur Einen Tag lang brauchbaren Dingen herabwürdigte. Wie nun? wirst du nicht desto größere Sorgfalt anwenden, Jedermann zu zeigen, daß man sich auf große Unkosten der Zeit um überflüssige Sachen bewirbt, und daß vielen ihr Leben vorübergegangen, indeß sie sich Mittel zum Leben zusammen suchen. Nimm jeden einzeln vor dich, betrachte sie alle zusammen: ein jeder sinnt mit seinem Leben auf Morgen. Was das schadet, fragst du? Unendlich viel. Denn sie leben nicht, sondern wollen erst leben: alles versparen sie. Auch wenn wir noch so Acht drauf gäben, würd uns doch das Leben vorüber eilen: nun aber bey unserm Zaudern geht es dahin, als wär's nicht unser, endigt sich mit dem letzten Tage, verstirbt mit jedem. Damit ich aber das Briefmaaß nicht überschreite, das der linken Hand des Lesers nichts zu halten geben darf, so will ich diesen Streit mit den so spitzfindigen Logikern, die sich dieß allein, und nicht auch jenes angelegen seyn lassen, auf einen andern Tag versparen.

XXXXVII.

Verhalt dich gegen den Niedrigen, wie du willst, daß sich der Höhere gegen dich verhalte — Schätz deine Sklaven nach ihrem Herzen, nicht nach ihren Verrichtungen, und würdige sie nach diesem Maaßstabe deines Umgangs, deines Vertrauens — Vergiß nicht, wie die Könige gegen uns, deiner eignen Schwäche gegen sie.

Ich habe mit Vergnügen von Personen, die von dir herkommen, erfahren, daß du mit deinen Sklaven auf einem vertrauten Fuß lebst. Dieß geziemt deiner Klugheit und deinen Wissenschaften. Sklaven sind sie! und auch Menschen. Sklaven sind sie! und auch Hausgenossen. Sklaven sind sie! und auch niedrig gebohrne Freunde. Sklaven sind sie! und auch Mitsklaven, sobald du bedenkst, daß das Schicksal über euch beyde mit gleicher Macht schalten und walten kann. Daher lach' ich über die, die's für Schande halten, mit ihren Sklaven an Einem Tische zu essen, und weswegen? weil der äußerste Stolz einem Herrn bey Tische einen Kreis von herumstehenden Sklaven bey sich zu haben, zur Gewohnheit gemacht hat. So einer ißt mehr, als er Platz hat, und belastet mit großer Gierigkeit den ausgespannten und seines Dienstes schon entwöhnten Magen dergestalt, daß er alles mit größerer Mühe von sich giebt,

als

als er's zu sich genommen: den unglücklichen Sklaven hingegen ist's nicht einmal zum Sprechen die Lippen zu rühren vergönnt. Mit der Ruthe wird alles Leisereden im Zaum gehalten, und sogar die Dinge des Zufalls, Husten, Niesen, Schluchsen, sind nicht einmal frey vor Schlägen. Das durch irgend einen Laut unterbrochene Stillschweigen, wird mit großem Schaden gebüßt: die ganze Nacht stehn sie hungerig und stumm hindurch. Daher, daß sie alsdann, sie, die nicht vor ihrem Herrn reden dürfen, über ihren Herrn reden. Jene hingegen, die nicht bloß in Gegenwart der Herrn, sondern mit ihnen selbst reden durften, deren Munde man keinen Riegel vorschob, waren bereit, für ihren Herrn den Hals hinzureichen, und die drohende Gefahr auf ihren Kopf herüber zu wälzen. Bey Tische sprachen, aber auf der Folter schwiegen sie. Ferner hat sich's der nämliche Stolz zum gewöhnlichen Sprüchwort herausgenommen: So viel Sklaven, so viel Feinde. Wir haben sie nicht zu Feinden, aber wir machen sie dazu. Ich übergeh inzwischen andere Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten, daß wir sie nicht einmal wie Menschen, sondern wie Lastthiere misbrauchen. Daß, so bald wir uns zur Tafel gelagert, der eine das aus dem Mund herausgethane verschluckt, der andere die Ueberreste der Betrunkenen hingebückt aufsammelt, und wieder ein anderer die theuern Vögel zerschneidet, und unter manchen Wendungen der künstlichen Hand, Brust und Hinterkeulen in Stücken zerlegt. Unglücklich genug, wer alleine dazu lebt, um gefütterte Vögel gehörig zu zerschneiden: außer daß der noch unglücklicher ist, der aus Wollust lehrt, was jener aus Noth lernt. Ein anderer in Weibertracht als Weinschenk gekleidet, macht sich dem Alter streitig. Er kann dem Jünglingsalter nicht ent-

entgehn, aber man zwingt's zurück: schon zum Soldaten gestaltet, durchwacht er noch unbärtig, mit abgeschornen oder gänzlich ausgerißnen Haaren die Nacht lang, wo er zwischen Trunkenheit und ausgelaßner Wollust seines Herrn bald im Schlafgemach Mann, und bald beym Trinkgelag Aufwärter ist. Ein anderer, dem die Aufsicht und Besorgung der Gäste übertragen ist, bleibt unglücklich genug da stehn, und erwartet, welchen Schmeicheley und Unmäßigkeit des Gaumens oder Zunge morgen wiederkommen heißt. Nimm noch die Speiseneinkäufer dazu, die ihres Herrn Geschmack genau kennen, die da wissen, was ihm den Gaumen reizt, was er nur gern ansieht, was ihm durch seine Neuheit, wenn er schon satt ist, Lust macht, was ihm selbst aus Uebergenuß anekelt, wornach ihn an diesem Tage gelüsten möchte. Mit diesen Leuten zu essen, vermag er nicht über sich, und hält's für Verringerung seiner Majestätsrechte, mit seinen Sklaven an Einen Tisch zu gehn. Behüte sie der Himmel, weil sie unter ihnen ihre Herren finden. Ich sah vor des Kallistus Thürschwelle seinen Herrn stehn, und ihn, der jenem den Namen aufgeheftet, und als Auswürfling zum Verkauf vorgeführt hatte, von der Thür abgewiesen werden, indeß andere hineingiengen. Der Sklav vergalt ihm's wieder. Als Kallistus unter den ersten Sklavenhaufen gestoßen worden, für welchen der Ausrufer seine Stimme daran strecken muß, verwarf er ihn nun auch, und erklärte ihn selbst seines Hauses unwerth. Der Herr verkaufte den Kallistus: aber wie viel Kallistus seinem Herrn? Willst du nicht daran denken, daß der, den du deinen Sklaven nennst, aus keinem andern Saamen entsprungen, mit dir einerley Himmel genießt, eben so athmet, eben so lebt, eben so stirbt, wie du? Du kannst

ihn

ihn so gut frey sehn, als er dich als Sklaven. Wie viele von erlauchtester Geburt, die sich durch den Kriegsdienst den Weg zum Senator bahnten, brachte das Schicksal in der Schlacht des Varus herunter. Den einen unter ihnen machte es zum Hirten, einen andern zum Wächter einer Strohhütte. Verachte nun den Menschen von einem solchen verhängten Stande, in den du während deiner Verachtung hinüber treten kannst. Ich mag mich nicht in größere Weitläufigkeit einlassen, und darüber reden, wie wir mit unsern Sklaven umgehn, wobey wir uns nicht stolzer, grausamer und schmählicher verhalten könnten. Doch ist dieß der Inbegriff meiner Vorschrift: verhalte dich gegen den Niedrigen so, wie du willst, daß der Höhere sich gegen dich verhalte. So ofte dir beyfällt, wie viel du Gewalt über deinen Sklaven hast, laß dir beyfallen, daß dein Herr eben so viel über dich hat. Ich hab' aber, sagst du, keinen Herrn. Es ist noch Zeit genug. Vielleicht bekömmst du einen. Weist du nicht, wie alt Hekuba war, da sie in den Sklavenstand kam? wie alt Krösus? wie alt des Darius Mutter? wie alt Plato? wie alt Diogenes? Sey gütig gegen deinen Sklaven: auch liebreich. Unterhalte und berathe dich mit ihm, und nimm ihn an deinen Tisch. Bey dieser Stelle wird mir der ganze Haufe verzärtelter Menschen zurufen: nichts ist schändlicher, als dieses. Eben diese werd' ich doch erwischen, wie sie Sklaven anderer Herren die Hände küssen. Seht ihr denn nicht einmal dieses ein, wie unsere Vorfahren den Herren allen Neid, und alle Schmach den Sklaven benahmen. Den Herrn nannten sie Hausvater, die Sklaven (wie es noch bey der Komödie ist) Hausgenossen. Sie ordneten einen Festtag, an dem die Herren nicht bloß mit ih-

ren Sklaven speisten, sondern an dem sie ihnen sogar häusliche Vorzüge zu genießen und Recht zu sprechen verstatteten, und an welchem sie ihr Haus für einen kleinen Freystaat achteten. Wie nun? soll ich alle Sklaven mit an meinen Tisch ziehn? Eben so wenig, als alle Freye. Du irrst, wenn du glaubst, ich würde einige wegen ihrer schmutzigern Handthierung zurück setzen, wie z. B. einen Mauleseltreiber, oder einen Kühhirten: nicht nach Verrichtungen, sondern nach Sitten werd' ich sie schätzen. Die Sitten giebt sich jeder selbst, die Verrichtungen weist ihm der Zufall an. Laß die einen mit dir essen, weil sie dessen würdig sind; andere, daß sie es werden. Denn so etwas Sklavisches aus dem schmutzigen Umgang an ihnen ist, wird es anständigere Gesellschaft ausziehn. Du hast nicht Ursache, nach einem Freund aufm Markt oder Rathhause zu suchen, wenn du recht beobachtest, wirst du ihn auch zu Hause finden. Oft feyert guter Stoff ohne Künstler: versuch und mach' die Probe. Wie thöricht ist, der ein Pferd kaufen will, und es nicht selbst, sondern dessen Decke und Zügel besieht. So ist der größte Thor, der den Menschen nach dem Kleide, oder nach seinem Stande schätzt, womit wir, wie mit einem Kleid, angethan sind. Sklav ist er: aber vielleicht frey sein Geist. Sklav ist er! das soll ihm schaden? Zeig' mir einen, der's nicht wäre. Einer ist Sklav der Wollust, ein anderer des Geizes, ein dritter der Ehrsucht, alle der Furcht. Ich will dir einen gewesenen Konsul sagen, der eines alten Weibleins, und einen Reichen, der eines Dienstmägdleins Sklav' ist. Ich will dir die edelsten Jünglinge als Sklaven von Pantomimen zeigen. Keine Sklaverey ist schändlicher, als die freywillige. Daher laß dich von den in ihrem Umgange so ecklen Menschen

nicht

nicht abschrecken, und betrag dich dem ohngeachtet freundlich gegen deine Sklaven, und spiele nicht stolz den Herrn. Sie müssen dich mehr ehren, als fürchten. Nun wird einer sagen, ich hebe die Sklaven zu Herren empor, und stoße die Herren von ihrer Stufe herunter, weil ich gesagt habe, sie müßten ihren Herrn mehr ehren, als fürchten. Also sollen sie ihn, sagt er, nicht anders ehren, als wie Klienten, wie Leute, die ihm den Hof machen. Wer das sagt, vergißt, daß dem Herren wenig, was Gott genug ist — Ehrfurcht und Liebe. Liebe kann man mit Furcht nicht vereinen. Darum halt ich dafür, du thust am besten, daß du von deinen Sklaven nicht gefürchtet seyn willst, daß du sie mit Worten strafst. Mit Schlägen wird vieles, nicht jedes gerügt, was uns beleidigt und angreift: aber Wohlleben zwingt uns dergestalt zur Wuth, daß wir gegen alles in Zorn gerathen, was nicht unsern Einfällen entspricht. Wir kleiden uns in den Geist der Könige, denn diese vergessen auch ihrer eignen Kräfte und der Schwachheit anderer, und werden dergestalt zornig und wütend, als hätten sie Unrecht erlitten, vor welcher Gefahr sich doch die Größe ihres Glückstandes vollkommen sichert. Sie wissen dieß wohl auch, aber sie suchen sich durch Klagen Gelegenheit zu schaden zu machen: sie litten Unrecht, um es wieder thun zu können. Ich will dich nicht länger aufhalten. Du hast der Ermahnungen nicht nöthig. Unter andern haben gute Sitten auch dieses: sie gefallen und bleiben sich gleich. Bosheit ist flatterig: oft verwandelt sie sich, nicht in etwas Besseres, sondern in noch etwas Anderes.

L.

L.

Wir schieben gern die Schuld auf unsere Verhältnisse, oder auf Andere, wenn sie an uns liegt — Besserung hat gar keine Anstrengung nöthig, wenn das Herz nur noch nicht verhärtet ist: aber auch das verhärteste Herz läßt sich durch hartnäckige Bemühungen bezwingen.

Ich habe deinen Brief viele Monate später, als du ihn abschicktest, empfangen. Ich hielt's daher für unnütz, den Ueberbringer desselben zu fragen, was du machtest. Denn wenn er sich dessen erinnert, hat er ein sehr gutes Gedächtniß: und ich hoffe inzwischen, daß du itzt so lebst, daß ich weiß, was du thust, du magst auch seyn, wo du willst. Denn was wirst du wohl anders thun, als dich selbst mit jedem Tage besser machen, etwas von deinen Verirrungen ablegen und einsehn lernen, daß nicht, wie du glaubst, der Fehler an andern, sondern an dir liegt. Manchmal schreiben wir auf Ort und Zeit, was mit uns gehn würde, wohin wir uns auch begäben. Du weißt, daß Harpaste, die Spasmacherinn meiner Gemahlinn, als eine ererbte Last in meinem Hause geblieben ist, denn mir selbst sind dergleichen Ausartungen von Menschen äußerst zuwider. Wenn ich zu meinem Vergnügen Spas haben will, so brauch ich mich nicht lange umzusehn, ich lach' über

über mich selbst. Diese Spasmacherinn hat plötzlich ihr Gesicht verloren. Ich erzähle dir da eine unglaubliche, aber wahrhafte Sache: sie weiß nicht, daß sie blind ist, bittet auf einmal ihren Führer, weiter zu gehn, und sagt, das Haus sey finster. Daß das, was wir an ihr belachen, uns allen begegnet, wirst du einsehn. Niemand merkt sich's ab, daß er geizig, Niemand, daß er gierig ist. Die Blinden verlangen doch nach einem Führer, wir aber irren ohne Führer herum, und sagen: ich bin nicht ehrsüchtig, aber Niemand kann zu Rom anders leben: ich bin kein Verschwender, aber die Stadt fodert an und für sich großen Aufwand: es ist meine Schuld nicht, daß ich auffahrend zornig bin, daß ich mich noch zu keiner gewissen Lebensart bestimmt habe, das macht die Jugend. Was betrügen wir uns? Unser Uebel ist nicht äusserlich, ist innerlich, sitzt in unserm Innersten. Und deswegen kommen wir so hart an die Heilung, weil wir nicht wissen, daß wir krank sind. Wenn wir uns wollen heilen lassen, bis wann werden wir so viele Krankheiten des Leibes und der Seele abtreiben? Itzt aber sehn wir uns nicht einmal nach einem Arzt um, der weniger zu thun hätte, wenn man ihn zu dem noch frischen Schaden gebrauchte. Dem richtigen Wegweiser würden leitsame und unverdorbne Seelen folgen. Niemand wird zur Natur mit harter Mühe zurück geführt, außer, wer von ihr abtrünnig geworden. Wir schämen uns, rechtschaffne Gesinnungen zu lernen: freylich wär's eine Schande, dazu einen Lehrmeister zu suchen! Das muß man nicht hoffen, daß sich die Rechtschaffenheit von sich selbst eintrichtern wird. Man muß arbeiten, und daß ich die Wahrheit sage, die Mühe ist noch dazu nicht groß, wenn wir nur, wie ich gesagt habe, unsern Charakter zu bilden

und

und zu verbessern anfangen, eh' sich seine Bosheit verhärtet. Aber auch am verhärteten verzweifl' ich nicht. Da ist nichts, was nicht eine hartnäckige Anstrengung und eine unverwandte und betriebsame Sorgfalt überwältigte. Auch am schiefsten gewachsne Eichen kannst du gerad ziehn. Die Wärme streckt die krummen Balken, und anders gewachsnen geben wir die Form, wozu wir sie brauchen: um wie viel leichter nimmt unser Geist eine andere Richtung an, er, der biegsam und nachgiebiger, als jede Feuchtigkeit, ist? Denn was ist unsere Seele anderes, als gewissermaaßen der Athem? Du siehst aber, daß der Athem behandelbarer, als jede andere Materie, je zärter er ist. Laß dich das nicht hindern, mein Lucil, nicht auch eben so viel Gutes von uns zu hoffen, weil sich schon die Bosheit unserer bemeistert hat, und uns lange gefangen hält. Ein gutes Gemüth kömmt keinem vor dem Bösen: Davon sind wir alle zuvor ergriffen. Die Tugenden müssen wir lernen, die Laster verlernen. Aber mit desto größerm Muthe müssen wir an unsere Verbesserung gehn, da der Besitz des einmal überkommenen Guten beständig ist. Tugend verlernt man nicht. Weil das Gegentheil davon an fremden Dingen klebt; darum kann man es fortschaffen und hinaus treiben: was an dessen Stelle kömmt, setzt sich unverrückbar an. Die Tugend stimmt zur Natur, aber die Laster sind ihr zuwider, und sie ist ihnen feind. Gleichwie nun die eingenommenen Tugenden nicht wieder heraus können und leicht zu bewachen sind, so ist's, zu ihnen zu kommen, anfangs schwer, weil es der erste Zug im schwachen und über jedes ängstlichen Charakter ist, das Unversuchte zu scheuen. Daher muß man dem Willen, um einmal anzufangen, Gewalt anthun. Die Arzney ist alsdann

nicht

nicht mehr widrig; denn so, wie sie heilt, macht sie Vergnügen. Andere Heilmittel sind erst nach der Genesung angenehm: die Philosophie ist heilsam und angenehm zugleich. Lebwohl.

LII.

Unentschlossenheit verräth Thorheit — Wir brauchen Lehrer, die uns mit ihrem weisen Unterrichte beystehen — Wie müssen sie beschaffen seyn? der Weise verachtet allen Beyfallslärm.

Was ist das, mein Lucil, das uns, wenn wir anders wohin wollen, anders wohin zieht, und dazu antreibt, wovon wir abzulassen wünschen? Was liegt mit unserm Gemüth im Streit, und erlaubt uns nicht, etwas einmal ernstlich zu wollen? Wir fluthen zwischen allerley Entschlüssen: wir wollen nichts von uns selbst, nichts schlechterdings, nichts beständig. Die Thorheit ist's, sagst du, die bey nichts bleibt, der nichts lange gefällt. Aber wie und wann werden wir uns vor ihr ans Land retten? Niemand ist, um sich heraus zu helfen, stark genug: es muß ihm einer die Hand biethen, einer heraus ziehn. Epikur sagt: einige arbeiten sich ohne allen Beystand zur Wahrheit hin: darunter sey er selbst einer, der sich den Weg dazu selbst gebahnt. Diejenigen lobt er am meisten, die eignen Antrieb hatten, die sich selbst fort-

fortbildeten. Einige, sagt er, brauchen fremden Beystand, würden nicht weiter gehn, wenn nicht einer voran gienge, folgen aber getreulich nach: z. B. Metrodor: ein zwar auch herrliches Genie, aber vom zweyten Range. Aus jener ersten Klasse sind wir nicht: es geht uns noch gut, wenn wir in diese zwote aufgenommen werden. Auch jenen verachte nicht einmal, der durch eines andern wohlthätige Hand gerettet werden kann: schon das ist viel, sich retten lassen wollen. Außer diesen wirst du noch eine gleichfalls nicht zu verwerfende Gattung Menschen finden, die man zum Rechtthun treiben und zwingen kann, die nicht blos einen Wegweiser brauchen, sondern einen Beyständer und so zu sagen einen Zuchtmeister. Dieß ist die dritte Art. Wenn du nach einem Beyspiel fragst, so nennt dir Epikur den Hermachus. Daher wünscht er jenem mehr Glück, und diesen bewundert er mehr. Denn ob sie gleich beyde an ein Ziel gelangen, so ist's doch größeres Lob, eben das auch aus unbehandelbarerm Stoffe heraus gebraucht zu haben. Stelle dir zwey Häuser vor, gleich groß, gleich hoch, gleich prächtig aufgebaut. Das eine kam auf festen Grund: darauf wuchs der Bau zusehends: des andern Grund, in weichen und schlammichten Boden gelegt, gab nach, und es kostete viel Arbeit, bis es zur Festigkeit gediehen. Jenem sieht man all' seine Arbeit an: von diesem bleibt ein großer und der mühsamere Theil versteckt. Es giebt leitsame und fertige Köpfe: es giebt andere, an denen man (nach einer gewöhnlichen Redensart) Hand anlegen, und die man vom Grund aus umbilden muß. Daher möcht ich jenen glücklicher nennen, der keine Mühe mit sich gehabt: von demjenigen aber, der die Bösartigkeit seiner Natur überwunden, und sich nicht zur Weisheit be-

geben,

geben, sondern hingearbeitet, im Gegentheil sagen, er habe mehr Verdienst um sich. Wisse nun, daß uns dieser harte und mühsame Kopf zu Theil geworden: laß uns durch allen Widerstand dringen. Darum laß uns streiten, einige zu Hülfe rufen. Wen soll ich anrufen, sagst du, diesen oder jenen? Sieh dich auch nach den Vorfahren um: wer nur Zeit hat, nicht bloß, die gegenwärtig leben, sondern auch, die ehemals lebten, beyde können uns unter die Arme greifen. Von denen aber, die noch leben, wollen wir die nicht wählen, die die Worte mit großer Geschwindigkeit heraus haspeln, mit Gemeinsprüchen um sich werfen, und mit ihrer Weisheit hausiren gehn: sondern solche, die durch ihren Lebenswandel lehren, die, indem sie sagen, was man thun muß, dasselbe durch ihre Handlungen bestätigen, die da lehren, was man zu vermeiden hat, und nie bey dem, was sie zu fliehn angerathen, ertappt werden. Wähl dir einen solchen Beyständer, den du, wenn du ihn siehst, mehr bewunderst, als wenn du ihn hörst. Auch will ich dir darum nicht verbiethen, mitanzuhören, die das Volk zu ihrem Unterrichte zuzulassen gewohnt sind, wenn sie nur in der Absicht ins Publikum treten, besser zu werden, und besser zu machen, wenn sie es nur nicht aus Ehrsucht thun. Was ist schändlicher, als wenn die Philosophie auf Beyfallslärm ausgeht? Lobt auch der Kranke den Arzt, der ihn schneidet? Seyd still, seht es gern, und überlaßt euch der Heilung. Auch wenn ihr schrey't, wird's mir nicht anders vorkommen, als ob ihr beym Befühlen eurer Schäden seufztet. Ein Zeugniß wollt ihr ablegen, daß ihr Acht gebt, und von der Wichtigkeit dieser Dinge gerührt seyd? Das mag seyn: und daß ihr darüber urtheilt, und über das Bessere eure Stimme sagt, warum sollt' ich

das nicht zugeben? Beym Pythagoras mußten die Schüler 5 Jahre schweigen. Glaubst du aber wohl, daß sie so, wie sie reden, auch loben durften? Wie groß ist die Thorheit dessen, den der Beyfallsruf unverständiger Menschen heiter aus dem Hörsaal gehn macht! Was freust du dich, von Menschen, die du selbst nicht loben kannst, gelobt zu werden? Fabianus sprach vorm Volk; aber ihm hörte man mit Anstand zu. Bisweilen brach ein großer Zuruf von Beyfall los, aber ihn hatte die Wichtigkeit des Inhalts, nicht der Klang einer abgerundeten, und sanft vergleitenden Rede erregt. Es muß ein Unterschied zwischen der Beyfallsäußerung im Theater und beym Lehrvortrage seyn: es giebt auch eine erlaubte Art zu loben. Von allen Dingen hat jedes, wenn man darauf Acht giebt, sein Anzeichen, und den sittlichen Charakter vermag man aus den unbedeutendsten Kleinigkeiten abzunehmen. Ein Unzüchtiger zeigt sich an seinem Gang, an der Bewegung der Hand, bisweilen an einer einzigen Antwort, am Finger, mit dem er an den Kopf langt, am herunter gleitenden Blick der Augen. Den Gewissenlosen verräth das Lachen, den Unvernünftigen Gesicht und Aeußerliches. Denn dergleichen Dinge geben sich durch Merkmaale bloß. Wie ein jeder beschaffen ist, kannst du wissen, wenn du ihn, so, wie er gelobt wird, ansiehst. Die Hände der Zuhörer machen gegen den Philosophen hin und her Figuren, und den Bewunderern im Nacken steht der große Haufe. Der Mann wird, wenn du Acht haben willst, nicht gelobt, sondern beschrieen. Jenen Künsten, die den Beyfall des Volks zum Ziel haben, mögen dergleichen Lobeserhebungen überlassen werden: die Philosophie werde verehrt. Bisweilen wird man jungen Leuten vergönnen müssen,

dem Antrieb ihres Herzens Luft zu lassen, alsdann, wenn sie nicht mehr stille zu schweigen über sich vermögen, werden sie es aus kochendem Gefühle thun. Eine solche Lobpreisung ist für die Zuhörer selbst eine Art von Ermunterung, und spornt die jungen Gemüther an. Bey Sachen sollen sie gerührt werden, nicht bey gereichten Worten: sonst schadet die Beredtsamkeit, wenn sie ihnen nicht nach den Gegenständen, sondern zu ihr selbst Lust einflößt. Das will ich itzt versparen, denn es verlangt eine eigne und lange Ausführung, wie man vorm Volke reden muß, was man sich gegen das Volk, und was sich das Volk gegen einen erlauben darf. Daß die Philosophie Schaden gethan, ist außer Zweifel, nachdem sie geschändet worden. Aber man kann sie noch in ihrem Kabinete sehn, wenn sie nur nicht in dem Arm eines Trödlers, sondern eines Geweihten ist.

LVIIII.

Des Weisen Freude ist allein wahre Wollust. Nicht die Ehre und die Vergnügungen der Welt gewähren sie — Warum klebt die Thorheit am Menschen? Wer ist weise?

Ich hab' aus deinem Schreiben viel Wollust geschöpft. Erlaub mir, daß ich mich dieser allgemeinen Redensart bediene, und nimm sie nicht im stoischen Sinn. Wir halten Wollust für ein Laster.

Sie mag das immer seyn: dem ohngeachtet pflegen wir das Wort, um eine frohe Empfindung des Herzens anzuzeigen, zu gebrauchen. Ich weiß, sag' ich, daß Wollust nach dem Sprachgebrauch unserer Sekte ein entehrend Ding ist, und nur der Weise Freude haben kann. Denn sie ist das Hochgefühl des auf sein eignes Gutes und seine Kräfte sich verlassenden Geistes. Doch pflegen wir gewöhnlich so zu reden, daß wir sagen, es hätt' uns das Konsulat eines Mannes, oder dessen Hochzeit, oder die Entbindung seiner Gemahlin große Freude gemacht, was doch alles so wenig Freude enthält, daß es oft der Anfang künftiger Traurigkeit ist. Zur Freude hingegen gehört, daß sie nicht aufhöre, noch sich ins Gegentheil verkehre. Wenn daher unser Virgil sagt: Die bösen Freuden des Gemüths, so sagt er dieß zwar mit dürren, aber uneigentlichen Worten: denn was bös ist, ist nicht Freude. Er legte den Wollüsten diese Benennung bey, und drückte, was er wollte, damit aus, denn er zeigte dadurch, daß die Menschen selbst an ihrem Schaden Freude haben. Indessen sagt ich doch oben nicht ohne Grund, daß ich aus deinem Briefe große Wollust geschöpft. Ob gleich ein ungeschickter Mensch über eine gute Sache Freude hat, so nenn' ich doch seine ausgelassene bald schwankende Leidenschaft eine durch die Meynung eines falschen Guts erregte unmäßige und gränzenlose Wollust. Aber wieder auf meinen Vorsatz zurück zu kommen, hör, was mir an deinem Briefe gefallen hat. Du hast die Worte in deiner Gewalt, der Vortrag reißt dich nicht hin und schleppt dich nicht über die Gränze, die du dir vorgezeichnet. Es giebt viele, die sich dazu, wovon sie zu schreiben nicht gesonnen waren, durch die Zierlichkeit irgend einer gefallenden Redensart verleiten lassen: so etwas geschieht

schieht dir nicht. Alle sind gedrängt, und der Sache angemessen. Du sagst, so viel du willst, und drückst mehr aus, als du sagst. Dieß verräth noch etwas Bedeutenderes. Daraus ergiebt sich, daß auch dein Geist nichts unnöthiges, noch aufgeblasenes hat. Doch find' ich Metaphern, die weder zu kühn, noch unanständig, weil sie erprobt sind. Ich finde Bilder: wer ihren Gebrauch verbiethet, und sie nur den Dichtern allein erlaubt zu seyn behauptet, der muß, wie es mir vorkömmt, keinen von den Alten gelesen haben, bey denen man noch nicht auf Lob gewinnenden Vortrag ausgieng. Diejenigen, die schlechtweg und bloß um etwas darzustellen, redeten, sind voll Gleichnisse, die ich, nicht aus eben dem Grunde, wie bey den Dichtern, sondern deswegen für nothwendig erachte, damit sie unserm Schwachsinn aufhelfen, und dem Lehrling, wie dem Zuhörer den gegenwärtigen Vortrag anschauend machen. Sieh, so oft ich noch den Sextius, den scharfsinnigen Mann, lese, der mit griechischen Worten und römischem Geiste philosophirt, rührt mich das von ihm gebrauchte Bild: die Armee rücke da in vierseitige Schlachtordnung gestellt zum Treffen aus, wo man des Feindes von keiner Seite gewiß ist. Eben so, sagt er, muß es der Weise machen: er breite seine Tugenden allenthalben um sich aus, damit er auf jedem Flecke, wo sich ein Angriff gegen ihn regt, eine Gegenwehr bereit habe, und alle dem Winke ihres Oberherrn, ohne Unordnung gehorchen. Was wir bey den Armeen, welche große Feldherrn anführen, geschehen sehn, daß alle Truppen den Befehl des Anführers zugleich vernehmen, indem durch ihre Stellung das von einem Einzigen gegebene Zeichen das Fußvolk und die Reuterey auf einmal durchläuft: dieß, sagt Sextius, sey uns viel nothwendiger. Denn

jene besorgten oft den Feind ohne Grund, und der verdächtigste war ihnen der sicherste Weg. Thorheit hat keinen Augenblick Frieden: über ihr ist Furcht, so wie unter ihr: auf welche Seite sie sich wendet, zittert sie. Gefahren folgen ihr auf dem Fuße und begegnen ihr. Sie erschrickt über alles, ist nicht gleich bey der Hand, und bebt selbst vor ihrem Helfer zurück. Aber der Weise, auf jeden Anfall gerüstet und aufmerksam, wird nicht, wenn ihn Armuth, nicht, wenn ihn Betrübniß, nicht, wenn ihn Schmach, nicht, wenn ihn Schmerz anfällt, einen Fuß breit zurück weichen. Unerschrocken wird er ihnen entgegen und mitten durch sie gehn. Viele Dinge fesseln, viele schwächen uns. Wir lagen in dergleichen Schwachheiten lange: sie heraus zu bringen, ist schwer, denn wir sind nicht beschmuzt, sondern angesteckt. Aber daß wir nicht von einem Gleichniß ins andere hinüber kommen. Ich will das untersuchen, was ich oft bey mir überdenke, warum uns denn die Thorheit so widerspenstig anklebt? Erstens, weil wir sie nicht muthig genug abtreiben, noch mit aller Macht Rettung suchen. Ferner weil wir den Erfahrungen weiser Männer nicht Glauben beymessen, noch sie mit geöffneten Herzen einfassen, sondern nur obenhin eine so wichtige Sache betreiben. Wie kann aber einer wider die Laster hinlänglich genug lernen, der nur lernt, wie weit er von den Lastern frey ist? Keiner von uns taucht tief unter: wir haben bloß die Oberfläche abgeschöpft, und ein wenig Zeit auf die Philosophie gewendet zu haben, war uns bey unsern Geschäfften hinreichend und mehr als zu viel. Daß wir uns sogleich selbst gefallen, steht uns vorzüglich im Wege. Finden wir einen, der uns rechtschaffne, weise, gewissenhafte Männer nennt, nehmen wir's dafür an: und wir

sind

sind mit mäßigem Lobe nicht zufrieden: alles von schamloser Schmeicheley Zusammengescharrte streichen wir als Schuldbezahlung ein: denen, die uns versichern, wir wären die besten, weisesten Menschen, stimmen wir bey, ohngeachtet wir wissen, daß sie oft die Unwahrheit reden. Wir gehn für uns so weit, daß wir wegen Sachen gelobt seyn wollen, wovon wir gewöhnlich das Gegentheil thun. Einer hört sich selbst bey Verbrechen gern den Sanftmüthigsten, beym Plündern den Freygebigsten, bey Trunkenheit und Schwelgerey den Mäßigsten nennen. Daher kömmt's, daß wir uns sogar nicht ändern wollen, weil wir die besten Menschen zu seyn glauben. Da Alexander schon eine Weile in Indien herum gestreift war, und nicht einmal ihren Nachbarn hinlänglich genug bekannte Nationen durch Krieg zu Grunde richtete, wurde er bey Belagerung einer Stadt, indem er um die Mauern geht und die schwächste Stelle der Befestigung aufsucht, von einem Pfeile verwundet. Dem ohngeachtet blieb er lang auf dem Pferde sitzen, und fuhr im angefangenen Vorhaben fort. Als aber nach gestilltem Blute der Schmerz der vertrockneten Wunde zunahm, und das übers Pferd herunterhangende Bein allmählich erstarrte, und er gezwungen wurde abzusteigen, sagte er: Alle schwören darauf, ich sey Jupiters Sohn, aber diese Wunde sagt mir's laut, daß ich ein Mensch bin. Laß das eben so machen. Wenn die Schmeicheley einen jeden nach seinem Maaß zum Narren macht, laß uns sagen: ihr sagt zwar, ich sey weise, ich seh' aber, wie sehr mich noch nach so viel unnützen Dingen verlangt, wie viel ich mir Schädliches wünsche. Auch darauf versteh ich mich nicht einmal, was die Sattheit die Thiere lehrt, wie ich im Essen, wie ich

im Trinken Maaß halten soll: wie viel ich genießen darf, weiß ich noch nicht. Ich will dich's lehren, wie du einsehn kannst, daß du kein weiser Mann bist. Ein weiser Mann ist derjenige, der voll Freude, heiter und ruhig, unerschüttert, den Göttern gleich lebt. Geh nun mit dir selbst zu Rath: wenn du nie betrübt bist, wenn dich nie wegen irgend einer Hoffnung die Erwartung der Zukunft bekümmert, wenn dein Geist Tag und Nacht in unveränderter Uebereinstimmung sich immer gleich erhaben und selbst zufrieden bleibt: alsdann hast du die höchste Stufe menschlichen Glücks erreicht. Wenn dich's überall und nach allen Wollüsten gelüstet, so wisse, daß dir so viel Weisheit, als Freude mangelt. Zur Freude gelangen, wünschest du sehnlich, aber du irrst dich, wenn du auf dem Wege des Reichthums zu ihr zu kommen hoffst. Du suchst sie in Ehrenstellen, das ist so viel, als in Bekümmernissen. Diese Dinge, worauf du dergestalt ausgehst, als würden sie dir Freude und Wollust machen, sind eine vielfache Quelle von Schmerzen. Jene Menschen alle, sag' ich, trachten nach der Freude, aber woher sie jene bleibende und große bekommen könnten, wissen sie nicht. Einer sucht sie bey Gastmahlen und Schwelgen, einer in Ehrsucht und wenn er von einem Klientenhaufen umrungen, einer an der Seite der Buhlerinn, einer in prahlerischem Auskramen der freyen Künste und in nichts bessernder Kenntnisse. Betrügliche und kurze Vergnügungen verführen sie alle, z.B. die Trunkenheit, die einer Stunde frölichen Wahnsinn mit langwieriger Unbehaglichkeit vergilt: so ist's mit der Gunst des lautklatschenden Beyfalls, den man mit vieler Mühe sich erworben, und wieder aussühnen muß. Merk dir das also, gleichbleibende Freude ist der Weisheit Werk.

Werk. Der Geist des Weisen ist wie der Himmel überm Monde: dort ist er ohne Abänderung heiter. Da hast du's nun, warum du ein weiser Mann seyn möchtest, weil er nie ohne Freude ist. Diese Freude entspringt nur allein aus einem tugendhaften Bewußtseyn. Wer nicht muthig, wer nicht gerecht, wer nicht mäßig ist, kann sich nicht freuen. Wie das, sagst du, die Thoren und Bösen freuten sich nicht? Nicht mehr als die Löwen, wenn sie Beute gemacht. Wenn sie sich mit Wein und Schwelgereyen abgemattet, wenn ihnen die Nacht unter Ausschweifungen dahingegangen, wenn der Körper von mehr, als er fassen konnte, genoßnen Wollüsten zu eitern beginnt, dann rufen sie elend jenen virgilianischen Vers aus:

„Denn du weißt, wie wir die letzte Nacht
Unter falschen Freuden zugebracht."

Die Schwelger bringen jede Nacht unter falschen Freuden zu, und zwar so, als wäre sie die letzte. Jene Freude, welche die Götter und die Nacheiferer der Götter begleitet, wird nie unterbrochen, hört nie auf; sie hörte auf, wäre sie anders woher genommen. Aber weil sie kein fremdes Geschenk, so ist sie auch nicht von eines Andern Willkühr abhängig. Was das Schicksal nicht gegeben, das nimmt es nicht. Leb wohl!

LXI.

Such den alten Uebeln ein Ziel zu stecken, und thu ohne Verdruß, was du thun mußt: alsdann wirst du gut leben, und gut, das ist, gern sterben.

Laß uns aufhören, zu wollen, was wir gewollt haben. Ich wenigstens laß mir in meinem Greisalter angelegen seyn, nicht mehr eben das zu wollen, was ich als Knabe gewollt habe. Damit allein bring' ich meine Tage, damit meine Nächte zu: das ist meine Arbeit und mein Sinnen, alten Uebeln ein Ende zu machen. Ich laß mir's angelegen seyn, einen Tag für ein ganzes Leben zu nehmen. Aber ich reiß' ihn wahrhaftig nicht an mich, als wär' er der letzte, sondern betracht' ihn, als könnt er vielleicht der letzte seyn. Ich schreibe dir diesen Brief mit dieser Fassung, als ob mich der Tod gleich itzt überm Schreiben fortführen wollte. Ich bin zum Ausgang bereit, und darum genieß' ich des Lebens, weil mich's nicht sehr kümmert, wie lang es noch währen möchte. Eh' ich alt wurde, war meine Sorge, gut zu leben: nun ich alt bin, ist sie, gut zu sterben. Gut sterben aber ist gern sterben. Bemüh dich, nie etwas mit Widerwillen zu thun: was seyn muß, wird geschehen. Wer sich sträubt, wer nicht will, der muß: wer aber will, muß nicht. Ich sage das, wer Befehle willig annimmt, erspart sich den härtesten Theil der Sklaverey: denn alsdann thut er nichts, was ihm zuwider ist. Nicht der etwas auf

Befehl thut, ist elend, sondern der es mit Widerwillen thut. Laß uns die Fassung annehmen, daß wir gern wollen, was die Umstände erheischen, und daß wir vorzüglich an unser Ende ohne Traurigkeit denken. Wir müssen uns eher zum Tod, als zum Leben vorbereiten. Wir haben Mittel genug zu leben, aber wir geizen darnach. Es scheint uns etwas zu mangeln, und wird uns immer so scheinen. Genug gelebt zu haben, werden nicht Jahre und Tage, wird unser Geist ausmachen. Ich, liebster Lucil, hab lang genug gelebt; gesättigt, erwart' ich den Tod. Leb wohl!

LXII.

Man hat zu seiner Veredlung Zeit genug, wenn man sie nur anzutragen weiß.

Sie reden die Unwahrheit, die das Ansehn haben wollen, als stünd ihnen ein Haufe von Geschäfften zu den edlern Wissenschaften im Wege. Sie spiegeln Beschäfftigungen vor, vergrößern sie theils, und theils machen sie sich selbst welche. Ich habe Zeit genug, mein Lucil, Zeit genug, und überall, wo ich nur bin, bin ich mein eigen. Ich ergebe mich den Geschäfften nicht ganz und gar, sondern leihe mich ihnen, auch geh' ich nicht auf zeitverlustige Gelegenheiten aus, und an jedem Orte, wo ich mich aufhalte, beschäfftig' ich mich mit meinen Gedanken, und überdenke mir etwas heilsames. Wenn ich mich meinen Freunden überlassen, entzieh' ich mich

doch

doch nicht mir selbst. Auch halt' ich mich bey denen nicht auf, die eine gewisse Zeit, oder eine durch bürgerliche Pflichten veranlaßte Gelegenheit mit mir vereint hat, sondern ich gehe mit jedem Rechtschaffnen um: zu ihnen denk' ich mich im Geiste hin, wo sie auch sind, in welchem Jahrhunderte sie auch waren. Den Demetrius, den Besten unter den Männern, trag ich in meinem Herzen mit herum, ich lasse die purpurngeputzten Herren stehn, rede mit ihm in seiner halbnackten Kleidung, und bewundere ihn. Warum sollt' ich ihn nicht bewundern? Ich habe gesehn, daß ihm nichts mangelt. Es kann einer alles verachten: Alles kann keiner haben. Der kürzeste Weg zum Reichthum geht über die Verachtung der Reichthümer. Unser Demetrius aber lebt, nicht als wenn er Alles verachtete, sondern als wenn er andern Alles zu haben überlassen hätte.

LXIII.

Betraure deinen verstorbenen Freund nicht allzusehr. Wer seinem Schmerz nicht durch Vernunft ein Ziel setzt, dem setzt es die Zeit. Nichts ist aber für einen vernünftigen Menschen schimpflicher, als, des Trauerns müde, aufhören, traurig zu seyn. Um ihn nicht so bald zu vergessen, verwandle deinen Schmerz in angenehme Erinnerungen an ihn.

Es fällt dir der Hingang deines Freundes Flaccus schwer: doch will ich, daß du nicht das gerechte Maaß deiner Traurigkeit überschreitest. Denn gar nicht traurig zu seyn, werde ich kaum zu fodern wagen, ob ich gleich weiß, daß es besser ist. Aber wem wird wohl eine solche Stärke des Geistes zu Theil werden, als nur dem, der sich schon weit über das Schicksal erheben? Und auch diesen wird ein solcher Fall rühren, aber nur rühren. Uns hingegen kann man es verzeihen, daß wir zu Thränen erweicht wurden, wenn sie nur nicht zu häufig flossen, wenn wir sie nur selbst zurück hielten. Unsere Augen sollen bey dem Verlust unsers Freundes weder trocken bleiben, noch strömen: man muß Thränen vergießen, aber nicht Fluthen weinen. Das Gesetz, das ich dir vorschreibe, scheint dir hart? da der größte griechische Dichter nur einen Tag lang zum

Weinen zugiebt, da er sagt: auch Niobe hab' an's Essen gedacht. Du fragst, woher das Klaggeschrey und unmäßige Weinen komme? Durch Thränen suchen wir Beweise unserer Sehnsucht zu geben, und wir hängen dem Schmerz nicht nach, sondern lassen ihn sehn. Keiner ist für sich traurig. O unglückliche Thorheit! Es giebt auch einen Ehrgeiz des Schmerzens. Wie nun, sagst du, soll ich meinen Freund vergessen? Du versprichst ihm bey dir ein kurzes Andenken, wenn es so lang, als dein Schmerz, währen soll. Bald wird jeder ohngefähre Zufall eben diese Stirn zum Lachen wieder erheitern. Ich schieb' es nicht auf die längere Zeit hinaus, die jede Sehnsucht mildert, und die heftigste Betrübniß zur Ruhe dämpft. So bald du auf dich Acht zu haben aufhörst, wird jenes Bild der Traurigkeit verschwinden. Itzt bewachst du deinen Schmerz, aber auch deiner Wachsamkeit wird er entwischen, und desto geschwinder hört er auf, je heftiger er ist. Laß uns dahin trachten, daß uns die Erinnerung an unsere Verlohrnen angenehm werde. Niemand erinnert sich gern einer Sache, an die er nie ohne Quaal denken wird. Wo es aber doch seyn muß, daß uns der Name der Verlohrnen, die wir geliebt haben, mit einer Art von Schmerz wieder beyfällt, so hat doch auch dieser Schmerz seine Wollust. Denn, wie unser Attalus zu sagen pflegte, das Andenken an unsere verstorbene Freunde ist süß, wie gewisse Früchte angenehm sauer sind, wie uns bey einem sehr alten Wein selbst seine Bitterkeit schmeckt, so, wie die widrige Empfindung nach einiger Zeit verlischt, überkömmt uns eine reine, wollüstige. Wenn wir ihm glauben, so ist an lebende Freunde denken so gut, als Honigkuchen essen, an Verstorbene sich erinnern, nicht ohne Bitterkeit angenehm. Wer aber läugnet, daß diese herben und

etwas Säure habenden Dinge den Appetit reizen? Ich für meinen Theil fühle das nicht so. Mir ist der Gedanke an verstorbene Freunde süß und angenehmlich: denn ich hatte sie, als ob ich sie verlieren würde, und habe sie verlohren, als hätt' ich sie noch. Betrag dich also, mein Lucil, wie es deiner Billigkeit geziemt. Hör auf, die Wohlthat des Schicksals übel auszulegen: es hat ihn genommen, wie gegeben. Darum laß uns unsere Freunde recht geizig genießen, weil es ungewiß ist, wie lang es währen könnte. Laß uns bedenken, wie oft wir sie verließen, wenn wir uns von ihnen zu einer weiten Reise wegbegaben, wie oft wir sie nicht sahn, ob wir uns gleich an einem Ort aufhielten, so werden wir einsehn, daß wir bey ihrem Leben weit mehr Zeit haben verloren gehn lassen. Solltest du aber wohl solche leiden können, die ihre Freunde, wenn sie sie haben, aufs äußerste vernachläßigen, und dann ihren Verlust aufs Erbarmungswürdigste beweinen, und keinen eher lieben, als bis sie ihn verlohren. Eben deswegen trauern sie desto gränzenloser, weil sie befürchten, man möchte an ihrer Liebe zweifeln: zu spät denken sie auf Merkmaale ihrer Zuneigung. Haben wir noch andere Freunde, so erweisen wir ihnen damit schlechte Ehre und Achtung, daß sie uns über einen einzigen Hinweggenommenen so wenig zu trösten vermögen: haben wir aber keine, so haben wir uns selbst mehr Tort, als uns das Schicksal gethan. Dieses nahm uns einen Einzigen, wir machten uns so Manchen nicht dazu. Ferner, wer nicht mehr als einen lieben konnte, hat auch nicht einmal diesen Einzigen geliebt. Wenn einer ausgeraubt und ihm sein Rock ausgezogen würde, müßtest du ihm nicht für den größten Thoren halten, wenn er sich lieber in Klagen ausschütten, als umsehn wollte, wie er

der

der Kälte entgehn und etwas, seine Blöße zu bedecken, finden möge. Hast du ihn begraben, den du liebst, such dir einen zum Lieben aus. Es ist besser, einen Freund ersetzen als beweinen. Ich weiß, daß es zwar etwas sehr Alltägliches ist, was ich noch hinzusetzen will. Indessen will ich's darum doch nicht übergehn, weil's Jedermann im Munde führt. Wer seinem Schmerz nicht durch Vernunft ein Ziel steckte, fand es durch die Zeit: für einen vernünftigen Menschen aber ist das schimpflichste Mittel gegen die Traurigkeit, des Traurens müde seyn. Ich will lieber, daß du den Schmerz Abschied giebst, als daß er ihn dir giebt. Hör lieber bald auf zu thun, was du, wenn du auch wolltest, nicht lange thun könntest. Unsere Vorfahren haben den Frauen ein Jahr bestimmt, nicht, damit sie so lang, sondern, daß sie nur nicht länger trauren sollten. Die Männer haben keine gesetzmäßige Zeit, weil sich keine für sie schickt. Wo wirst du mir aber doch von allen den Weibleins, die man kaum vom Scheiterhaufen weggebracht, kaum vom entseelten Leichnam weggerissen, eine nennen können, die einen ganzen Monat hindurch geweint hätte? Nichts in der Welt ekelt so bald, als Betrübniß, die, so lang sie neu, ihren Tröster findet und etliche an sich zieht, so bald sie aber altert, belacht wird. Und dieß mit Recht; denn es ist entweder Verstellung, oder Thorheit. Das schreib ich dir, ich, der ich meinen Liebling, Annäus Serenus, so gränzenlos beweint habe, daß ich (was ich am wenigsten mag) unter denen zum Beyspiel mit aufgestellt bin, die ihrem Schmerz unterlagen. Jtzt aber verdamm' ich mein Betragen, und seh' ein, daß der Hauptgrund meiner Traurigkeit darauf beruhte, daß ich nie daran gedacht, er könne vor mir sterben. Nur

daß

das fiel mir ein, er sey jünger, und viel jünger als ich, gerad, als wenn das Schicksal eine Jahrordnung beobachtete. Laß uns daher beständig an unsere und an die Hinfälligkeit aller, die wir lieben, denken. Ich hätte damals sagen sollen: Mein Serenus ist jünger: was thut das! Nach mir muß er, vor mir aber kann er sterben. Weil ich's nicht gethan, traf mich der Schlag des Schicksals plötzlich, unvorbereitet. Nun denk' ich bey allen, daß es, und ohne bestimmte Zeitordnung, vergänglich ist. Was ein andersmal geschehen kann, kann auch heute geschehen. Laß uns daher daran denken, mein Lucil, daß wir schnell dahin kommen werden, wohin unser Betrauerter gekommen ist. Und vielleicht (wenn anders die Sage der Weisen wahr ist, und uns irgend ein anderer Ort aufnimmt) ist er, den wir vernichtet zu seyn glauben, nur vorgegangen.

LXVII.

Ist alles, was gut ist, auch wünschenswerth? — Krankheiten, Foltern und grausame Todesarten standhaft und geduldig zu ertragen, ist wünschenswerth. Die Tugenden sind aufs innigste in einander verbunden.

Daß ich mit Alletagssachen den Anfang mache: der Frühling hat sich einzufinden angefangen: aber da er schon auf den Sommer losgieng, und nun warm werden sollte, ist er wieder lau geworden: und noch

kann man nicht trauen, denn er zieht oft das Winterkleid wieder an. Willst du wissen, wie unbeständig er noch ist? ich traue mir noch nicht ins kalte Wasser, und mildere seine Strenge. Das heißt recht, sagst du, weder kalt noch warm leiden. So ist's, mein Lucil, mein Alter ist nun schon mit seiner Kälte zufrieden: kaum thaut es mitten im Sommer auf. Daher verhüll' ich mich die meiste Zeit in Kleider. Ich dank' es meinem Alter, daß es mich ans Ruhebett geheftet. Warum sollt ich nicht dafür danken, daß ich das, was ich nicht sollte, nicht mehr kann? Meine meiste Unterhaltung ist mit meiner kleinen Büchersammlung. Wenn dann bisweilen ein Brief von dir dazwischen kommt, so ist mir, als wär' ich bey dir: Ja, mein Geist wird dahin gerissen, daß ich dir zu antworten, nicht zurück zu schreiben glaube. Daher werd' ich mich auch mit dir über das Befragte gleichsam besprechen: wir wollen mit einander untersuchen, was dahinter ist. Du fragst, ob jedes Gute wünschenswerth ist? Wenn, sagst du, standhaft die Folter ertragen, mit großem Muthe sich brennen lassen, und geduldig krank seyn, etwas Gutes ist, so folgt daraus, daß dergleichen Dinge wünschenswerth sind. Ich seh' aber daran nichts Wünschenswürdiges. Ich kenne wenigstens keinen, der den Göttern dafür Gelübde bezahlt hätte, daß er mit Ruthen gegeißelt, oder vom Podagra kontrakt, oder von der Folter gestreckt worden. Mach' einen Unterschied, mein Lucil, dabey, und du wirst sehn, daß in diesen Dingen etwas Wünschenswerthes liegt. Ich wünsche, daß mir die Folter vom Halse bleibt, aber wenn ich sie ausstehen muß, will ich wünschen, daß ich mich muthig, anständig und mit aller Geistesgegenwart dabey verhalte. Warum soll es mir nicht lieber seyn, dem Kriege nicht in die

Hände

Hände zu fallen, aber wo ich ihm in die Hände falle, will ich wünschen, daß ich Wunden und Hunger und alle nothwendigen Folgen des Kriegs, edelmüthig ertrage. Ich bin kein solcher Thor, daß ich mir krank zu seyn wünsche, aber wenn ich krank werden muß, will ich wünschen, daß ich mich weder unbändig, noch weibisch betrage Die Unfälle sind also nicht wünschenswerth, sondern der Geist, mit dem man die Unfälle erträgt. Einige unter uns glauben, eine standhafte Erduldung widriger Zufälle sey überhaupt nicht zu wünschen, aber auch nicht zu verwünschen, weil bloß jenes reine, ruhige und von allen Beschwerlichkeiten unerreichbare Gut allein unser Wunsch seyn müsse. Ich denk' anders. Warum? Erstlich weil keine Sache gut und nicht wünschenswerth seyn kann. Ferner, wenn Tugend wünschenswerth, ohne Tugend aber nichts gut ist, so ist auch jedes Gute wünschenswerth. Gesetzt auch, ein muthiges Aushalten bey Foltern, sey nicht wünschenswerth, so frag ich nun: ist der Muth nichts Wünschenswerthes? Dieser verachtet ja Gefahren, und fodert sie heraus. Seine schönste und bewundernswürdigste Seite ist, vor keiner Flamme zurück zu weichen, Wunden entgegen gehn, Pfeile oft mit der Brust aufzufangen, anstatt ihnen auszuweichen. Wenn Muth wünschenswerth, ist Foltern gelassen auszustehn, gleichfalls wünschenswerth, denn das gehört zum Muth. Sondere nun, wie ich dir gesagt habe, auseinander, und nichts mehr wird dich irre machen. Das ist nichts Wünschenswerthes, gemartert zu werden, sondern sich standhaft martern zu lassen. Was Tugend ist, wünsch ich mir männlich. Wer hat sich dieß aber jemals gewünscht? Es giebt deutliche, bestimmte Wünsche, die man wörtlich ausdrückt: es giebt andere, die alle, in einem einzigen Wunsch zusammen gefaßt, verbor-

gen liegen, wie wenn ich mir zu tugendhaft zu leben wünsche. Ein tugendhaftes Leben aber besteht aus vielerley Handlungen. Dazu gehört auch das Faß des Regulus, die mit eigner Hand aufgeschlitzte Wunde des Kato, des Rutilius Verbannung und der Giftbecher des Sokrates, der ihn aus dem Gefängniß in den Himmel versetzte. So bald ich mir also ein würdiges Leben gewünscht, hab' ich mir auch dergleichen Dinge gewünscht, ohne welche man bisweilen nicht würdig zu leben im Stande ist:

— — O die Glücklichen,
Denen es vergönnt war, unter Trojens hohen
Mauern im Angesicht der Väter zu fallen!

Welcher Unterschied ist dazwischen, ob du's einem wünschest, oder, daß es wünschenswerth war, gestehst? Decius weihte sich für den Staat, und suchte, mit gespornten Pferd mitten unter die Feinde stürzend, den Tod. Der Nacheiferer väterlicher Tugend, der Andere, läßt die weichenden, seiner Familie schon wie erblich gewordenen, Worte über sich aussprechen, und eilt ins dichteste Gefecht. Nur allein dafür besorgt, daß sein Opfer die Götter versöhnen möge, hielt er eine edle Todesart für eine wünschenswerthe Sache. Zweifelst du denn, daß berühmt und über einer edlen That sterben, das Beste sey? Wer die Folter standhaft übersteht, braucht vielleicht alle Tugenden, ob wohl nur die einzige im Spiel ist und am meisten in die Augen fällt — seine Leidenskraft. Denn dabey ist Herzhaftigkeit, deren Zweige Geduld, Leidenskraft und Langmuth sind; da ist Klugheit, ohne die man zu keinem Entschlusse kommt, die das aufs standhafteste zu ertragen anräth't, was nicht zu vermeiden ist: da ist unveränderlicher

derlicher Sinn, den man nicht von der Stelle bringen kann, und der seinen Vorsatz keiner auswindenden Gewalt überläßt: da ist jenes unzertrennbare Gefolg von Tugenden. Nur eine Tugend verrichtet jede würdige That: aber sie thut's nach dem Rath und Ausspruch aller übrigen. Was alle Tugenden billigen, wenn es gleich nur Eine ins Werk zu setzen scheint, ist wünschenswerth. Wie? glaubst du, daß nur jene Dinge wünschenswerth sind, die aus Wollust und Muße entspringen, die man mit aufgeputzten Thüren empfängt? Es giebt traurige Wollustempfindungen, es giebt Gelübde, die von keinem Gefolg von Glückwünschern, sondern von tiefer Verehrung begleitet, gefeiert werden. Also glaubst du nicht, daß sich's Regulus wünschte, zu den Karthaginensern wieder hinüber zu kommen? Bekleide dich mit dem Geist eines großen Mannes, und verlaß einen Augenblick die Denkungsart des Pöbels. Denk dir, so viel dir möglich ist, die Gestalt der schönsten und glänzendsten Tugend, der wir nicht mit Kränzen, sondern mit Schweiß und Blut opfern dürfen. Sieh auf den M. Kato, der die unbefleckteſten Hände selbst an seine heilige Brust legt, und die etwas zusammengefallenen Wunden erweitert. Was von beyden würdest du denn zu ihm sagen? Dein Wunsch wäre der meinige, und es thut mir leid, oder: gepriesen sey deine That. Dabey fällt mir unser Demetrius ein, der ein ungestöhrtes Leben, ohne irgend einen Anfall des Schicksals, ein todtes Meer nennt. Nichts haben, wodurch du in die Höhe gebracht wirst, wobey du dich zusammen nimmst, bey dessen Nachricht oder Angriff du die Stärke deines Geistes erprobst, sondern in unberührter Muße daliegen, ist nicht Ruhe, ist Windstille. Der Stoiker, Attalus, pflegte zu sa-

gen: Ich will mich lieber vom Schicksal in Krieg mit ihm verwickeln, als zu Vergnügungen führen lassen. Ich werde gefoltert, bin aber standhaft, das ist gut: ich werde umgebracht, bin aber standhaft, das ist gut. Hör den Epikur, er wird sagen: Auch süß ist's. Aber ich mag einer so ernstlichen und ehrwürdigen Sache nie einen weibischen Namen geben. Man brennt mich, ohne mich zu bezwingen. Warum sollte es nicht wünschenswerth seyn, nicht, daß mich das Feuer brennt, sondern daß es mich nicht überwältigt? Nichts ist herrlicher und schöner als Tugend. Alles, was auf ihr Geheiß geschieht, ist gut, ist wünschenswerth. Leb wohl!

LXXI.

Guter Rath fehlt oft aus Mangel eines bestimmten Lebenplans, der zur Erreichung des höchsten Guts, das ist, der Tugend, angelegt seyn muß. Ohne Tugend giebt es kein Gut: durch sie ist alles gut. — Alles hat seine Zeit, gebohren werden, wachsen, sterben. — Der vollendete Weise geht auf dem widrigen Wege des Schicksals nicht unempfindlich, aber standhaft fort. Der Schüler der Weisheit hält oft in seinem Gang inne, doch weicht er nicht zurück.

Du fragst mich oft über einzelne Dinge um Rath, ohne daran zu denken, daß uns ein weites Meer trennt. Da es bey einem guten Rath hauptsächlich auf die Zeit ankömmt, so muß es sich treffen, daß meine Meynung über manche Dinge dir dann erst zu Gesichte kömmt, wenn gerade die entgegen gesetzte das Uebergewicht erhält. Die Maaßregeln richten sich nach den Verhältnissen: unsere Verhältnisse werden beständig verändert, ja, alle Augenblicke umgekehrt. Es muß einem daher guter Rath noch an eben dem Tage werden, und auch das ist schon sehr spät, auf der Stelle, wie man zu sagen pflegt, auf der Stelle muß er einem werden. Wie man ihn aber findet, will ich zeigen. So oft du wissen willst, ob

ob du etwas meiden oder suchen sollst, so betracht es in Rücksicht auf das höchste Gut und den Vorsatz deines ganzen Lebens. Denn was wir thun, muß damit übereinstimmen. Wer sich nicht schon den Hauptplan seines Lebens vorgezeichnet, wird die einzelnen Theile nicht vertheilen. Keiner, wenn er auch alle nöthige Farben hat, wird, ohne gefaßtem Vorsatz, was er malen will, die Aehnlichkeit treffen. Darinnen fehlen wir, daß wir wohl die einzelnen Auftritte des Lebens in Ueberlegung nehmen, keiner das Ganze. Wer einen Pfeil abschießen will, muß wissen, was er zu treffen sich vorgenommen, und alsdann das Geschoß dahin richten, und mit der Hand darauf zielen. Unsere Anschläge fehlen, weil sie kein Ziel zur Richtung vor sich haben. Der nicht weiß, nach welchem Haven er schiffen mag, dem bläst kein Wind günstig. Der Zufall muß unumgänglich viel über unser Leben vermögen, weil wir vom Zufall leben. Manchen aber geschieht's, daß sie manche Dinge nicht wissen, die sie wissen: gleichwie wir oft nach denen fragen, die neben uns stehn: so sehn wir meistens das zu uns hingerückte Ziel des höchsten Gutes nicht. Du wirst aus Worten und ohne viel Umschweife schließen können, was das höchste Gut ist. Man darf nur, so zu sagen, mit dem Finger darauf weisen, und braucht es nicht viel auszuspreiten. Denn was nützt denn das, viel Stücke daraus zu machen, da du sagen kannst, das höchste Gut ist alles, was Tugend ist: und worüber du dich noch mehr wundern wirst, was Tugend ist, ist alleine gut, alles übrige aber falsch und aufm Schein. Wenn du dich das recht überredst, und Tugend innig liebst (denn lieben ist zu wenig,) so wird dir jedes Ereigniß, mit welchen Augen es auch andere ansehn mögen, erwünscht und ein Glück seyn: auch

auch gefoltert werden, wenn du nur ruhiger daliegst, als dein Peiniger selbst ist: auch krank werden, wofern du nicht dem Schicksale fluchst, und der Krankheit nachgiebst. Wenn du dich darüber empor hebst, wird sich dir endlich alles, was andern ein Uebel zu seyn scheint, theils mildern, theils zum Guten kehren. Das sey uns immer vor Augen, daß es ohne Tugend kein Gut giebt, und alle Ungemächlichkeiten, so bald sie die Tugend würdigt, ein Recht haben, gut genannt zu werden. Vielen kömmt es vor, wir versprächen mehr, als die menschliche Natur aushält. Sie haben nicht Unrecht, denn sie sehn auf den Körper: auf die Seele sollen sie zurück sehn, alsdann werden sie, den Menschen mit Gott messen. Erheb dich, Lucilius, Bester unter den Männern, und hör auf, mit jenem Schulton der Philosophen, die die herrlichste Wissenschaft aufs Sylbenstechen herunter setzen, die den Geist durch Unterricht in unbedeutenden Sachen schwächen und verzehren. Alsdann wirst du denen ähnlich werden, die sie erfunden, und nicht, die sie lehren und machen, daß man die Philosophie mehr für schwer, als groß ansieht. Wenn mein Rath bey dir etwas gilt, so folg jenen. Sokrates, der der Philosophie wieder ihren ganzen Einfluß auf die Sitten zuwege brachte, und lehrte, die Summe der Philosophie sey, Gutes und Böses zu unterscheiden, Sokrates sagt: um glücklich zu seyn, laß es immerhin geschehn, daß dich irgend einer für einen Thoren halte. Wem es beliebt, thue dir Schmach und Unrecht an, du wirst doch nichts davon empfinden, wenn nur Tugend in dir ist. Wenn du glückselig, wenn du aus redlichem Herzen ein redlicher Mann seyn willst, so laß es, sagt er, seyn, daß dich einer verachte. Niemand wird's so weit bringen, außer, wer alles Gute

 auf

auf gleichen Werth setzt, weil nichts ohne Tugend gut, und Tugend sich bey Allen gleich ist. Wie nun? ist kein Unterschied zwischen dem Prätor und abgewiesenem Kato? ists einerley, ob Kato in der Pharsalischen Schlacht überwunden wird, oder überwindet? das Gute an ihm, daß er selbst doch nicht überwunden werden kann, wenn auch seine Partey überwunden wird, war so gut, als siegreich ins Vaterland zurück zu kehren und Frieden zu machen. Warum sollte darinn nicht einerley Gutes liegen? Mit einerley Tugend überwindet man das Böse, und schickt sich ins Gute. Die Tugend aber kann weder größer, noch kleiner werden: sie behält immer ihre Statur. Aber Cn. Pompeius wird die Armee verlieren: aber die Erlauchtesten der Republik, der beste Vorwand für ihn, und der Senat, mit den Waffen in der Hand im Vordertreffen, werden in Einer Schlacht übern Haufen geworfen werden, und die Trümmer eines so großen Reichs werden sich über das ganze Gebieth verschleudern: ein Theil davon wird in Aegypten, einer in Afrika, einer in Spanien zu Boden fallen: auch nicht einmal so gut wird's der armen Republik werden, nur einmal zu stürzen. Laß das alles geschehn. Weder die Kenntniß des Landes, noch die äußerste Hartnäckigkeit, mit der das Volk an seinem Könige hängt, soll Juba in seinem Reiche helfen: die Treue der Uticenser, durch ihre Unglücksfälle niedergeschlagen, soll ersterben, und Scipio verlasse das auf seinem Namen haftende Glück in Afrika: dafür ist längst gesorgt, daß es Kato keinen Schaden thut. Er ward aber doch überwunden. Auch dieß zähl zu Kato's zurück gewiesenen Absichten: er erträgt's mit einerley großem Muth, daß ihm so wohl zum Sieg, als zur Prätur etwas im Wege gestanden. An dem Tage, da er

abgewiesen worden, spielt' er; in der Nacht, da er sich zu sterben vorgenommen, las er. Es galt ihm einerley, auf die Prätur und aufs Leben Verzicht zu thun, er hatte sich's zum Grundsatze gemacht, man müsse jedes Ereignis ertragen. Warum sollt' er die Umänderung des Freystaats nicht stark und gleichmüthig geschehen lassen? Wo ist wohl etwas von der Gefahr, verändert zu werden, ausgenommen? Nicht diese Erde, dieser Himmel, nicht dieß ganze Gewebe aller Dinge, ob gleich von einem wirkenden Gott geleitet, wird stäts eben diese Ordnung behalten: auch sie wird einmal ein Tag aus diesem Kreislaufe stoßen. Alles hat seinen gemeßnen Zeitschritt: gebohren werden, wachsen, absterben müssen. Was du über uns hineilen siehst, woran wir uns halten, worauf wir uns setzen, und denken, es sey noch so dauerhaft, alles verwittert und hört auf zu seyn, was es war: da ist nichts, was nicht auch altete. Die Natur giebt einem wie dem andern Abschied, nur nicht zu gleicher Zeit. Was nur ist, wird nicht bleiben, noch umkommen, sondern aufgelöst werden. Uns scheint ausgelöst werden sterben. Denn wir sehn auf das, was uns zunächst ist, weiter hinaus sieht unser schwacher, dem Leibe fröhnender Geist nicht: man würde sonst sein und der Seinigen Ende männlicher ertragen, wenn man hoffte, daß alles abwechselnd zum Leben und Sterben kömmt, daß das Zusammengesetzte aufgelöst, und das Aufgelöste zusammen gesetzt wird, daß hier die ewige Kunst des allregierenden Gottes im Umkreise wirkt. Daher wird Kato, wenn er das Menschenalter im Geiste überdenkt, sagen: alles Menschengeschlecht, das gegenwärtig ist und seyn wird, ist zum Tode verurtheilt: nach allen den Städten, die sich jeder Oberherrschaft bemächtigen, oder der Macht, der sie unterthan

ter dan sind, zur großen Zierde gereichen, wird man einmal fragen, wo sie gewesen, und mancherley Arten des Untergangs werden sie vernichten. Die einen werden Kriege zerstören, die andern werden Hang zur Bequemlichkeit und der bey großem Reichthume verderbliche Luxus verzehren. Alle diese fruchtbaren Gefilde wird eine plötzliche Ueberschwemmung des Meeres vergraben, oder der Fall des zusammen sinkenden Bodens in eine unvermuthete Höhle wird sie verschlingen. Warum sollt' ich denn unwillig werden, oder Leid tragen, wenn ich um wenige Augenblicke dem allgemeinen Schicksale voran gehe? Der erhabne Geist gehorche Gott, und leide ohne Zaudern, was das Gesetz des Universums befiehlt. Entweder er wird in ein besseres Leben frey gelassen, um in göttlicher Gesellschaft heller und ruhiger fortzudauern, oder er wird wenigstens, ohn' irgend einer Unbequemlichkeit mehr in der Zukunft ausgesetzt zu seyn, zu seinem Urstoff zurück gemischt, und ins Universum zurück kehren. Weil sich die Tugend nicht höher treiben läßt, so ist dem M. Kato ein tugendhaftes Leben kein größeres Gut, als ein tugendhafter Tod. Wahrheit und Tugend, sagt Sokrates, sind einerley: wie jene nicht wächst, so auch die Tugend nicht. Sie hat ihr vollgefülltes, bestimmtes Maaß. Daher darfst du dich nicht wundern, daß sich alle Güter gleich sind, so wohl, die man sich durch eignen Betrieb erwerben muß, als die der unvermuthete Zufall erzeugt. Denn wenn du diese Ungleichheit annimmst, daß du standhaft dich foltern lassen unter das minder Gute rechnest, wirst du's auch unter die Uebel rechnen, und den Sokrates in seinem Gefängniß unglücklich, unglücklich den Kato nennen, der noch muthiger die Wunden aufreißt, als er sich sie beygebracht, und

den

den Regulus für den Allerunglückseligsten ansehn, der dafür Strafe litt, daß er auch seinen Feinden Wort hielt. Das hat sich aber auch von den Weichlichsten Keiner zu sagen getraut. Sie sagen zwar nicht, daß er ein glücklicher, doch läugnen sie, daß er ein unglücklicher Mann war. Die alten Akademiker gestehn, er sey zwar mitten untern seinen Martern glücklich, aber nicht vollkommen, noch im höchsten Grade: was man auf keine Weise einräumen kann. Nur der Glückliche ist im Besitz des höchsten Gutes. Das höchste Gut hat keine Stufe über sich, so fern nur die Tugend in ihm ist, und diese keine Widerwärtigkeit verringert, so fern sie sich auch im zerstümmelten Körper unergriffen erhält: sie erhält sich aber. Jene muthige und erhabne Tugend meyn' ich, die von allem, was ihr in den Weg tritt, angefeuert wird. Diesen Geist, in den sich edelmüthige Jünglinge oft kleiden, wenn sie die Schönheit irgend einer tugendhaften Sache so durchdrungen, daß sie alle Zufälle verachten, wird ihnen gewiß die Weisheit im reichen Maaß einflößen und zutheilen: wird sie überzeugen, daß das Tugendhafte allein gut ist. Dieß läßt sich weder auf- noch niederschrauben, so wenig verschieben, als das Richtscheid, womit man die Geräde zu erproben pflegt. Denn wie du es rückst, und was du daran änderst, damit thust du der Geräde Tort. Eben das laß' uns von der Tugend sagen: auch sie steht aufrecht, unbiegsam, unbeweglich, und läßt sich nicht aufbringen. Sie urtheilt über alle Dinge, keins über sie. Wenn sie selbst nicht gerader werden kann, so ist auch unter dem aus ihr Entsprungnen Keins gerader, als das andere; denn dieser muß es entsprechen; daher ist sich alles jenes gleich. Wie nun, sagst du, das wär' eins, beym Zechgelag und auf

der Folterbank liegen? Das kömmt dir wunderbar vor? Da magst du dich mehr wundern, daß beym Trinkgelag liegen übel, auf der Folterbank gemartert werden gut ist, wenn du dich bey jenem schändlich, und bey diesem würdig beträgst. Nicht die Sache, sondern das tugendhafte Verhalten macht das eine gut, das andere übel. Wo nur Tugend ist, da giebt sie allen Dingen einerley Maaß und Werth. Wer die Denkungsart aller nach der seinigen schätzt, schlägt mich nun in die Augen, daß ich sage, die Widerwärtigkeiten seyen dem, der sie männlich erträgt, so gut, als das Glück dem, der es würdig beurtheilt: daß ich sage, der Triumph sey dem Ueberwundnen, der, frey am Geiste, vor dem Wagen hergeschleppt wird, so gut, als dem Triumphirenden. Denn was sie nicht thun können, halten sie für unmöglich. Nach ihrer Ohnmacht schließen sie auf die Tugend anderer. Was wunderst du dich, wenn man gebrannt, verwundet, getödtet, gefesselt zu werden, sich gefallen läßt? bisweilen hat man es auch gern. Dem Schwelger ist nüchtern leben Büßung: dem Faulenzer arbeiten wie Todesstrafe: der Zärtling hat Mitleid mit dem Arbeitsamen: dem Bequemen ist Studiren eine Marter. Auf die nämliche Art halten wir das, wozu wir alle zu schwach sind, für hart und unerträglich, und vergessen, wie peinigend es für manchen ist, Mangel an Wein zu leiden, oder mit Anbruch des Tages aufgeweckt zu werden. So etwas ist von Natur nichts schweres, aber wir sind weibisch und kraftlos. Ueber große Gegenstände muß man groß urtheilen: sonst glauben wir, der Fehler liegt' an ihnen, der an uns liegt. Der geradeste Stab, ins Wasser getaucht, kömmt demjenigen, der ihn ansieht, als krumm und vorn hinaus abgebrochen vor. Es liegt nicht bloß daran, was,

sondern,

sondern, wie du siehst. Unser Geist ist zum Durchschaun der Wahrheit nicht hell genug. Verschaff mir einen unverdorbnen Jüngling, der einen muntern Kopf hat, er wird sagen, es komme ihm derjenige glücklicher vor, der alle Lasten der Widerwärtigkeiten mit starrem Nacken hebt, der sich über alles, was Glück ist, hinaus setzt. Bey einem ruhigen Leben unerschütterlich seyn, ist kein Wunder: aber das bewundre, wenn sich einer da erhebt, wo alle zu Boden gedrückt werden, da steht, wo alle liegen. Was ist an der Folter, was ist an andern Dingen, die wir Widerwärtigkeiten nennen, Uebles? Meiner Meynung nach dieses, daß man den Muth fallen, sich mürbe machen läßt, und unterliegt, da hingegen nichts dergleichen einem weisen Mann widerfahren kann. Er steht unter jeder Last aufrecht, nichts macht ihn kleinmüthig, nichts von dem, was man zu ertragen hat, misfällt ihm. Von allen Ereignissen, die einem Menschen begegnen können, beklagt er sich über keins, daß es ihm zugestoßen: er kennt seine Kräfte, weiß, er sey Bürden zu ertragen geboren. Ich ziehe dem Weisen weder die Menschheit aus, noch nehm' ich ihm sein Schmerzensgefühl, als wär' er, wie ein Felsstück, der Empfindung unfähig. Ich denke wohl daran, daß er aus zweyerley Theilen besteht. Der eine, der unvernünftige, leidet Weh, wird gebrannt, schmerzt: der andere, der vernünftige, ist unerschütterlich in seinen Gesinnungen, unerschrocken und unbezwingbar. In diesem liegt jenes höchste Gut des Menschen, welches, eh' es vollkommen gebildet, ein schwankendes Beginnen des Geistes, nach seiner Vervollkommung aber jene unbewegliche Selbstständigkeit ist. Wer daher erst angefangen, zum höchsten Ziel vorzuschreiten, und sich der Tugend befleißigt, wird,

wenn

wenn er dem vollkommnen Gut gleich nahe kömmt, die letzte Hand aber noch nicht daran gelegt hat, bisweilen inne halten, und von dem Antrieb seines Geistes etwas nachlassen: denn er hat noch nicht alle unsichere Stellen überschritten, auch itzt noch geht er auf schlüpfrigen Wegen. Der Glückliche aber und von vollendeter Tugend ist mit sich dann am zufriedensten, wenn er aufs stärkste erprobt ist, und er erträgt nicht nur das von Andern Gefürchtete, wenn es der Preis irgend einer edlen Pflicht ist, sondern greift mit beyden Händen darnach, und will sich lieber einen um so viel bessern, als glücklicherern Mann nennen lassen. Ich komme nun dahin, wohin mich deine Erwartung ruft. Damit nicht unsere Tugend über die Gränze der natürlichen Kräfte zu schweifen scheine, so soll auch der Weise zittern, Schmerzen haben und verbleichen, denn dieß sind lauter körperliche Empfindungen, wo ist denn nun die eigentliche Quelle des Jammers? Wo denn jenes eigentliche Uebel sitzt? Da, wo dergleichen Dinge den Muth entziehen, wo sie zu einem sklavischen Bekenntnisse verleiten, wo sie machen, daß man sich selbst bereut. Der Weise überwindet zwar durch Tugend das Schicksal, aber viele, die sich zur Weisheit bekannten, ließen sich bisweilen durch die eitelsten Drohungen Schrecken einjagen. Da liegt der Fehler an uns, daß wir auch das von einem Lehrling der Weisheit fordern, was man vou einem Weisen behauptet. Ich sage mir diese Dinge, die ich lobe, fleißig vor, bis zum Ueberreden bin ich noch nicht, und wär' ich's auch, so würden sie mir doch nicht so geläufig, so in der Uebung seyn, daß sie mir bey allen Vorfallenheiten schon zu Gebothe da stünden. Gleichwie die Wolle manche Farben sogleich annimmt, manche nur dann in sich saugt, wenn sie

recht

recht davon durchweicht und darinn öfters gekocht wird: so äußern sich manche Wissenschaften gleich, so wie sie gelernt worden: diese hingegen, wo sie sich nicht tief eingesenkt und lang hinein gesetzt hat, giebt dem Geiste keine andere Farbe, sondern nur den Anstrich: keins von ihren Versprechen leistet sie alsdann. Man kann's einem geschwind und mit sehr wenig Worten beybringen, daß Tugend das einzige Gut ist, daß es wenigstens keins ohne Tugend giebt, und daß die Tugend in den bessern Theil unsers Wesens, das ist, in den vernünftigen, gelegt worden. Worinnen wird nun diese Tugend bestehn? In einer wahren und unbeweglichen Urtheilskraft: aus ihr entspringt die Thatlust: durch sie wird alles, was diese erregt, geläutert werden. Mit dieser Urtheilskraft wird es übereinstimmen, alles, was mit Tugend in Verbindung steht, so wohl für gut, als völlig unter sich gleich zu achten. Körperliche Güter sind wohl dem Körper gut, aber überhaupt sind sie nicht gut. Sie werden zwar einigen Werth haben, übrigens ohne Würde seyn. Sie werden in großer Entfernung von einander abstehn, die einen mehr, die andern minder gut seyn. Auch unter denen, die nach Weisheit trachten, müssen wir eine große Verschiedenheit zugestehn. Der eine ist schon so weit, daß er die Augen gegen das Schicksal aufzuheben wagt, freylich nicht starrkühn, denn sie lassen, von so vielem Glanz geblendet, nach; der andere hingegen ist um so viel weiter, daß er sich mit offnem Gesichte mit ihm einläßt: wenn er nun an der höchsten Stufe, ist er auch voll Zuversicht. Was unvollkommen ist, muß bald wanken, und sich bald in die Länge dehnen, bald sinken, oder untergehn. Unvollkommne Kenntnisse aber werden verschwinden, wofern man nicht darinnen fortzuschreiten und dar-

nach zu streben unermüdet ist: wenn man irgendwo am Fleiß und gutem Vorsatze nachläßt, muß man rückwärts gehn. Keiner hat den Grad seiner Wissenschaft da gefunden, wo er ihn verlassen. Laß uns daher darauf bestehn und beharren, mehr noch, als wir in die Flucht getrieben, ist noch vor uns: aber schon ein großer Schritt zum Weiterkommen, ist, weiter kommen wollen. Dessen bin ich mir bewußt: ich will, und von ganzer Seele will ich. Auch dich seh' ich von eben dem Verlangen ergriffen, und mit großem Drang dem schönsten Ziel entgegen eilen. Laß uns fortmachen. Alsdann erst wird das Leben Wohlthat seyn: sonst ist's Verzug, und zwar schändlicher, wenn wir unser Leben unfläthig hinbringen. Laß uns darauf bedacht seyn, daß uns die Zeit ganz angehöre: eher aber wird sie uns nicht angehören, als bis wir uns selbst anzugehören angefangen haben. Wann wird's uns so gut werden, daß wir uns aus guten und bösen Schicksalen nichts machen! Wann wird's uns so gut werden, daß wir, all' unsere Leidenschaften unterdrückt und unter unsere Willkühr gebracht, dieß ausrufen können: ich hab' überwunden. Wen soll ich überwinden? fragst du. Weder Perser, noch die an den äußersten Gränzen der Meder, noch jenes, wenn noch irgend ein streitbares Volk über den Dahas liegt, sondern Geiz, Ehrsucht, Furcht vor dem Tode, die oft Sieger von Nationen überwand. Leb wohl!

LXXIII.

Die unschädlichsten und dankbarsten Unterthanen eines Staats sind die Weisen, die in abgeschiedener Einsamkeit sich und den Wissenschaften leben, denn sie fühlen den ganzen Werth der Ruhe, die sie genießen. Nicht so die Bediensteten im Staate. Ihr undankbarer Geiz kennt kein Maaß der Befriedigung, so wie die Thorheit der Menschen einen unvernünftigen Unterschied zwischen Besitz und Eigenthum macht, — Worinn übertrifft Jupiter einen guten Mann?

Diejenigen scheinen mir Unrecht zu haben, die die treuen Anhänger der Philosophie für Verächter der gesetzgebenden Macht und für Widerspenstige halten, und als ob sie sich aus Königen, obrigkeitlichen, und die Geschäffte des Staats verwaltenden Personen nichts machten. Denn gerad' im Gegentheil sind sie unter allen die dankbarsten gegen sie, und das mit allem Recht, weil sie keiner Klasse von Unterthanen mehr leisten, als der ihrigen, die ihre ungestörte Muße ruhig genießen darf. Es müssen daher diejenigen, welchen die öffentliche Sicherheit ihren Vorsatz eines glücklichen Lebens ins Werk zu setzen hilft, den Stifter derselben als Vater verehren,

ren, und zwar in weit größerm Grade, als jene unruhigen und mitten unter die Welt versetzten Personen thun, die den Fürsten zwar viel schuldig sind, denen es aber die Fürsten doch in vielen Stücken nicht recht machen, denen keine Freygebigkeit, sie sey auch noch so reichlich, dergestalt volle Genüge thut, daß sie ihre Begierden, die unter ihrer Stillung wachsen, befriedigte. Wer aufs Bekommen denkt, hat das Bekommene vergessen, und das Schlimmste bey der Gierigkeit ist ihre Undankbarkeit. Nimm itzt noch dieß dazu, daß keiner unter den im Staate Beschäfftigten darauf sieht, wie viel er unter sich gebracht, sondern, wie viel er noch über sich hat, und daß es diesen Leuten nicht so angenehm ist, viele hinter sich, als es ihnen schwer fällt, einen vor sich zu sehn. Den Fehler, daß sie nicht umsieht, hat jede Ehrsucht, und nicht bloß die Ehrsucht ist so unstät, auch jede andere Begierde ist's, weil sie immer anfängt, wo sie aufhören sollte. Aber jener lautere und reine Mann, der die Rathsstube, wie den Gerichtshof, und jedes Staatsgeschäfft aufgiebt, um sich zu einer mehr umfassendern Beschäfftigung abzusondern, liebt sie, unter deren Begünstigung er es ungehindert thun darf, ja, er allein bezeugt sich unentgeldlich dankbar gegen sie, und ist ihnen wider ihr Wissen eine Sache von großem Werth schuldig. Gleichwie derjenige seine Lehrer verehrt und hochachtet, durch deren wohlthätigen Beystand er jene Schwachheiten ausgezogen, so verhält er sich auch gegen die, unter deren Schutz er nützliche Wissenschaften treibt. Der Monarch beschützt ja aber doch auch Andere mit seiner Macht? Wer läugnet das? Gleichwie unter denen, die einerley ungestörte Fahrt genossen, derjenige dem Neptun mehr schuldig zu seyn erachtet, der eine größere und kostbarere La-

dung

dung hatte, und der Kaufmann seine Gelübde feuriger, als der bloße Seefahrer, bezahlt, und selbst unter den Kaufleuten derjenige freygebiger in Bezeugung seiner Dankbarkeit ist, der Spezereyen und Purpur und goldwerthe Waaren geladen, als der Dinge vom geringsten Werth, die die Stelle des Ballast vertreten sollten, aufgeschüttet hatte: so steht die Allen angehörige Wohlthat des Friedens bey denen in größerm Werth, die denselben wohl benutzen. Denn es giebt unter den Bediensteten viele, denen der Friede mehr zu schaffen macht, als der Krieg. Glaubst du wohl, daß diejenigen dem Frieden eben so viel Verbindlichkeit haben, die ihn zur Trunkenheit, oder Schwelgerey, oder andern Lastern gebrauchen, die man sich doch wenigstens zur Kriegszeit abrechnen muß? Du müßtest denn vielleicht einen Weisen für so unbillig halten, daß er sich für nichts insbesondere verbunden achte, woran Alle Theil nehmen. Ich bin Sonn' und Mond viel schuldig, und meinetwegen gehn sie doch nicht allein auf. Ich bin den Jahrszeiten und dem die Jahrszeiten leitenden Gott für meine Person verbunden, ob ihnen gleich ihr Kreislauf nicht mir zu Ehren vorgeschrieben. Der thörichte Geiz der Sterblichen macht zwischen Besitz und Eigenthum einen Unterschied, und woran Jedermann Theil hat, sieht er nicht für sein an. Der Weise hingegen betrachtet nichts so sehr wie sein Eigenthum, als was er mit dem menschlichen Geschlecht in Gemeinschaft genießt. Denn dergleichen Dinge wären nicht gemeinschaftlich, wenn nicht einzelne Personen Theil daran hätten: durch den kleinsten Antheil an einer gemeinschaftlichen Sache wird man Mitgenoß. Setz nun noch hinzu, daß große und wahre Güter nicht dergestalt getheilt werden, daß jedem einzelnen ein kleines

Stück zufiele: jeder bekömmt sie ganz. Von einer Spende bringen die Leute nur so viel davon, als für Eine Person bestimmt ist. Eine Freymahlzeit und Fleischvertheilung, und wo man nur etwas in die Hand nimmt, geht in Theile: dieser untheilbare, gute Friede, und Freyheit hingegen gehören Einem, wie Allen, ganz. Darum denkt der Weise daran, wem er den Genuß dieser Dinge zu verdanken hat, und daß ihn die Noth des Staats nicht zu den Waffen, nicht zur Abhaltung der Schildwachen, nicht zur Beschützung der Stadtmauern und zu den vielfachen Pflichten im Krieg auffodert, und dafür dankt er seinem Regenten. Wohlthaten, wie sich's gebührt, anerkennen und vergelten, lehrt die Philosophie vorzüglich: bisweilen ist schon Selbstgeständniß Bezahlung. Daher wird er bekennen, er sey demjenigen viel schuldig, durch dessen Regierung und Vorsicht er seine fruchtbare Muße und durch keine zu beobachtende öffentliche Pflichten gestörte Ruhe in völligem Besitz seiner Zeit genießt.

„O Melibous, Gott hat uns diese guten Ta-
„ge werden lassen. Denn er wird stäts mein
„Gott seyn. — —„

Wenn jene guten Tage ihrem Urheber schon viel schuldig sind, deren größtes Geschenk darinn besteht:

„er hat mir's gewährt (wie du siehst), daß ich
„meine Kühe herum weiden lassen kann, und
„auf meiner Schalmey spielen darf, was ich
„will: „

um wie viel höher schätzen wir die Muße, die die Götter haben, die zu Göttern macht! Ja, ich sage dir's, Lucilius, und berufe dich auf den kurzen Weg

zum Himmel. Sextius pflegte zu sagen: Jupiter vermöge nicht mehr, als ein guter Mann. Jupiter hat Vieles den Menschen zu geben: aber unter zween Guten ist der Vermöglichere nicht darum der Bessere, so wenig du unter zween geschickten Steuermännern denjenigen für den bessern ausgiebst, der ein größeres und hübscheres Fahrzeug hat. Worinn übertrifft denn also Jupiter einen guten Mann? Er ist länger gut. Der Weise hält sich darum nicht für geringer, weil seine Tugenden auf einen kürzern Raum beschränkt sind. Gleichwie unter zween Weisen der Aeltergewordne nicht glücklicher, als der, ist, dessen Tugend durch eine kleinere Anzahl von Jahren geendet wurde: so übertrifft Gott den Weisen nicht an Glück, ob er ihn gleich an Dauer übertrifft: die länger dauernde Tugend ist nicht die größere. Jupiter besitzt Alles, aber er verlieh auch Andern davon. Der Genuß, daß er die Quelle alles andern Genusses ist, kömmt ihm alleine zu. Der Weise sieht, wie Jupiter, bey Anderen alles mit gleichmüthigem und verachtendem Aug' an, und thut sich darauf noch viel mehr zu gut, daß Jupiter von allen jenen Dingen nichts genießen kann, er, als Weiser, nicht will. Laß uns daher dem Sextius glauben, wenn er uns den herrlichsten Weg zeigt, und ausruft: hier ist die Straße zum Himmel, wenn nüchterne Lebensart, gemeßne Leidenschaft und Geistesstärke deine Wegweiser sind. Die Götter sehn nicht stolz, noch neidisch herab, sie lassen dich hinauf, und reichen den Hinanklimmenden die Hand. Wunderst du dich, daß der Mensch zu den Göttern aufsteigt? Gott kömmt zu den Menschen, ja, (was noch näher ist) kömmt in die Menschen. Ohne Gott giebt es keinen guten Charakter. Göttlicher Saame ist in die menschlichen Körper ausgesäet, und so er an einen

guten Ackersmann kömmt, bringt er seinem Ursprung ähnliche und seinem Urstamm gleiche Früchte hervor: wo ihn aber ein böser empfängt, so erstickt er ihn, wie unfruchtbarer und sumpfichter Boden, und alsdann trägt er statt Früchten Unkraut.

LXXVI.

Weiser zu werden lernen, schändet kein Alter. Man darf darinnen nie müde werden. Vervollkommte Vernunft ist Tugend, und, da sie nur der Mensch ausschliessend besitzen kann, des Menschen einziges und größtes Gut. Sie ist die Mutter aller edlen Empfindungen, aller großen Handlungen und jener unerschütterlichen Seelenstärke, die kein Unfall weder überrascht, noch beugt.

Du kündigst mir Feindschaft an, wofern ich dir irgend etwas von dem, was ich täglich treibe, verhehlen wollte. Sieh, wie ich ohne falsch mit dir leben will; auch das will ich dir im Vertrauen sagen: Ich hör' einen Pphilosophen, und zwar ist's schon der fünfte Tag, daß ich in die Schule geh, und von 8 Uhr an seinen Vortrag anhöre. Das ist das rechte Alter dazu, sagst du. Warum das rechte nicht? Was ist wohl närrischer, als nichts lernen, weil man lange nichts gelernt hat. „Wie? Was, ich soll noch den Junker und den Jüngling machen?“

Es

Es steht gut mit mir, wenn sonst nichts meinem Alter Schande macht. Diese Schule läßt Menschen von jedem Alter zu. In ihr laß uns grau werden: ihr laß uns, wie junge Leute, nachgehn. Das Theater soll ich als Greis besuchen, in die Rennbahn soll ich mich tragen lassen, und kein Kämpferpaar soll sich ohne meine Gegenwart herumschlagen? Zu einem Philosophen zu gehn, soll ich erröthen? So lang muß man lernen, als man unwissend ist, und wenn wir dem Sprüchworte Glauben beymessen, so lang man lebt. Auch paßt dieß auf keine Sache so gut, als die gegenwärtige. So lang muß man lernen, wie man leben soll, als man lebt. Inzwischen lehr' ich hier doch auch etwas. Du fragst, was ich lehre? Daß auch der Greis lernen müsse. Ich schäme mich aber der Menschheit. Wer nach des Metronaktes Haus will, muß auch, wie du weißt, bey dem neapolitanischen Theater vorbey. So oft ich in die Schule gegangen, ist dieses vollgepfropft, und man läßt sich eifrig angelegen seyn, zu beurtheilen, wer ein guter Pithaules *) sey; auch der griechische Pfeifer und der sein Lob öffentlich herauspreisende Herold haben Zulauf; aber an einem Orte, wo man ein guter Mann werden lernt, sitzen nur sehr wenige, und diese betrachtet man meistens als Personen, die sich schlecht beschäfftigen, man nennt sie Leute, die ihre Zeit nicht anzuwenden wissen und sich auf nichts verstehn. Mag dieser Spott mein Loos seyn. Gleichmüthig muß man die Schmähungen unwissender Menschen anhören, und, wer den Weg zur Tugend einschlägt, muß jene verächtliche Herabsetzung verachten. Fahr fort, mein Lucil, und eil, damit

*) Ein Künstler, der auf einer Faßähnlichen Pfeife spielte.

es dir nicht, wie mir, gehe, daß du noch als Greis lernen mußt: ja, eil um so viel mehr, weil du dich nun an das gemacht hast, was du als Greis kaum auszulernen im Stande seyn möchtest. Wie weit, sagst du, werd' ich kommen? So weit du's versuchst. Auf was wartest du? Keiner ist noch von ungefähr weise geworden. Geld mag dir ungesucht zufließen, Ehre angetragen werden: man kann dich mit Gnaden und Würden überschütten, Tugend wird dir nicht zufallen: nicht einmal mit leichter oder geringer Müh' erlernt man sie: aber es verlohnt sich schon der Mühe, wenn man sich alles Gute auf einmal verschaffen will. Es giebt nur Ein Gut, Tugend: woran man im gemeinen Leben Gefallen hat, darinnen wirst du nichts wahrhaftes, nichts beständiges finden. Warum Tugend das einzige Gut sey, will ich dir sagen, weil du dafür hälst, ich hätt' es in dem vorigen Schreiben nicht sattsam ausgeführt, und meynst, dieser Satz würde dir mehr herausgestrichen, als bewiesen. Und damit ich das bereits Gesagte kurz zusammen fasse: jedes Ding hat sein eignes Gutes. Den Weinstock empfiehlt Fruchtbarkeit, den Wein Geschmack, Behendigkeit den Hirschen. Warum die Lastthiere so stark im Rücken sind? fragst du. Weil man denselben bey ihnen allein die Last zu tragen giebt. Bey dem Hund ist der Spürsinn das Vorzüglichste, wenn er Wild aufsuchen, die Geschwindigkeit im Laufen, wenn er es verfolgen, die Kühnheit, wenn er beißen und anfallen soll. An einem Jeden ist das Beste, worzu es gebohren, wornach es geschätzt wird. Das Beste am Menschen, was ist es? Seine Vernunft: damit übertrifft er die Thiere, und nähert sich den Göttern. Eine vervollkommte Vernunft ist daher das eigenthümliche Gute des Menschen; das übrige hat

er

er mit den Thieren und Gewächsen gemein. Er ist stark! die Löwen auch. Er ist schön! die Pfauen auch. Er ist behend! die Pferde auch. Ich sage nicht, er werde in allen diesen Dingen übertroffen. Ich frage nicht, was er im größten Grade, sondern was er eigen an sich hat. Er hat einen Körper! die Bäume auch. Er hat willkührlichen Trieb und Bewegung! die Wildthiere und das Gewürme auch. Er hat eine Stimme! aber wie viel lauter haben sie die Hunde, durchdringender die Adler, gröber die Stiere, süßer und geläufiger die Nachtigallen. Was hat der Mensch Eigenthümliches? Die Vernunft: richtig geleitet und ausgebildet, hat sie stäts des Menschen Glück gemacht. Darum, wenn jedes Ding lobenswerth ist, wenn es sein Gutes vervollkommt, und das Ziel seiner Natur erreicht hat, das Gute am Menschen aber die Vernunft ist, so ist er lobenswerth, wenn er sie vervollkommt und das Ziel seiner Natur erreicht hat. Diese vervollkommte Vernunft nennt man Tugend, und sie ist das Gefallen an allem, was schön und gut ist. Daher ist das, was der Mensch ausschließend besitzt, das ausschließende Gute am Menschen. Itzt fragen wir nicht mehr, was gut, sondern was am Menschen das Gute ist? Wenn der Mensch kein anderes, als die Vernunft hat, so wird sie sein einziges Gut seyn, aber allen an Werth gleich gesetzt werden können. Wenn einer bös ist, so, glaub' ich, wird er misfallen, wenn er gut ist, wird er gefallen. Daß also, wodurch man gefällt oder misfällt, ist das Eigenthümliche und Ausschließende am Menschen. Du zweifelst nicht, daß dieses ein Gut sey: du zweifelst, ob es das einzige Gut sey. Wenn einer alles Andere hat, Gesundheit, Reichthümer, viele Ahnenbilder, einen mit ab- und zugehenden Klienten angefüllten Vorhof, dabey

aber

aber offenbar ein böser Mann ist, wird er dir misfallen. Eben so, wenn einer nichts von all dem Angeführten, kein Geld, keinen Klientenhaufen, keinen Adel, keine Geschlechtsfolge von Groß- und Großgroßvätern hat, aber offenbar ein guter Mann ist, wird er dir gefallen. Darum ist das einzige Gut des Menschen dasjenige, worüber der, welcher es besitzt, gelobt werden muß, ob er auch gleich sonst nichts hat: der aber, der es nicht besitzt, beym Ueberfluß aller andern verurtheilt und verworfen wird. Mit den Menschen hat's einerley Bewandtniß, wie mit den Dingen. Man nennt das Schiff nicht gut, welches mit kostbaren Farben bemalt ist, noch dasjenige, das einen silbernen oder goldnen Schnabel, oder ein mit Elfenbein ausgelegtes Schutzbild hat, noch das, welches mit königlichen Steuern und Gütern belastet worden, sondern das dauerhaft und fest und mit Fugen, die kein Wasser einlassen, verdichtet, die anschlagende See aushalten, schnell, dem Steuerruder und dem Winde folgsam ist. Du wirst das nicht ein gutes Schwerd nennen, das ein vergoldetes Gehäng, oder eine mit Edelgesteinen besetzte Scheide, sondern daß eine zum Schneiden feine Schärfe und durch jede Rüstung eindringende Spitze hat. Man bekümmert sich nicht darum, wie schön ein Lineal, sondern wie gerad es ist. Ein jedes Ding wird deswegen geachtet, weswegen man sich's anschafft, was ihm eigenthümlich ist. Daher kömmt es bey einem Menschen nicht darauf an, wie viel er Feldbau, wie viel er auf Zinsen hat, wie viele ihm Komplimente machen, auf was für einen prächtigen Bette er liegt, aus welch einem durchsichtigen Becher er trinkt, sondern wie gut er ist: gut ist er aber, wenn seine Vernunft entwickelt, und so gerad, als dem Willen der Natur angemessen ist. Sie wird

Tugend

Tugend genannt: sie ist die Liebe und der Trieb zu allem, was schön und erhaben ist, und des Menschen einziges Gut. Denn da die Vernunft den Menschen allein vervollkommt, so macht ihm die vervollkommte Vernunft allein glücklich: das ist aber das einzige Gut des Menschen, wodurch er allein glücklich gemacht wird. Wir sagen, was aus Tugend entspringt und wobey sie mitwirkt, das ist, alle ihre Werke seyen gleichfalls Güter. Aber eben deswegen ist sie das einzige Gut, weil es keines ohne sie giebt. Wenn in der Seele alles Gute liegt, so ist jedes, was dieselbe kräftiget, erhebt, erweitert, ein Gut. Die Tugend aber macht die Seele stärker, erhabner und reicher, denn alles übrige, was unsere Begierde reizt, drückt auch den Geist nieder und schwächt ihn, und indem ihn dergleichen Dinge zu erheben scheinen, blähen sie ihn auf, und haben ihn mit vielerley eitlem Wesen zum Besten. Das ist also allein gut, wodurch das Gemüth gebessert wird. Alle Handlungen des ganzen Lebens erhalten von Ehre und Schande ihre Richtschnur. Darnach leitet man die Vernunft, etwas zu thun oder nicht zu thun. Was es damit für eine Beschaffenheit habe, will ich sagen. Ein rechtschaffner Mann, was er aus pflichtmäßiger Ehre zu thun glaubt, wird es durchsetzen, wenn es ihm gleich Mühe kosten sollte, wird es durchsetzen, wenn es ihm gleich Schaden brächte, wird es durchsetzen, wenn es ihm gleich gefährlich werden sollte. Dagegen wird er nichts schandbares thun, ob es ihm auch Geld, ob es ihm auch Wollust, ob es ihm auch Gewalt verschaffte. Was Pflicht und Ehre fordern, davon wird ihm nichts in der Welt abschrecken: zum Lasterhaften und Schandbaren wird er sich von keiner Hoffnung einladen lassen. Wenn er also bloß ehrenvollen Pflich-

ten nachjagt, wird er alles Lasterhafte und Schändliche meiden, und bey jedem Vorfalle seines Lebens auf diese zwey Grundsätze Rücksicht nehmen: es giebt kein anders Gut, als Liebe und Eifer zu edlen und erhabnen Pflichten und Dingen: und es giebt kein anderes Uebel, als was schändlich ist. Wenn die Tugend allein unbefleckt ist, allein gleichen Gehaltes bleibt, so ist Tugend das einzige Gut, dem es gar nicht widerfahren kann, kein Gut zu seyn. Der Gefahr der Veränderung ist die Weisheit entflohn. Die Weisheit wird nicht entrissen: die Weisheit läßt sich nicht in Narrheit verkehren. Ich habe gesagt, wenn du dich dessen vielleicht erinnerst, daß die Meisten sich aus Sachen, die das Volk wünscht und scheut, aus unbedachtem Antrieb, nichts gemacht haben. Es hat sich einer gefunden, der seine Hand ins Feuer hielt, einer, dessen Lachen der Peiniger nicht unterbrach, einer, der beym Begräbnisse seiner Kinder keine Thräne vergoß, einer, der dem Tod unerschrocken in die Hand lief: Liebe, Zorn, Begierden, Gefahren verlangten nach ihm. Wenn das eine kurze von irgend einem Antrieb erregte Widersetzlichkeit der Seele vermag, um wie viel mehr vermag die Tugend, die von keiner Aufwallung, noch plötzlich, sondern immer gleich kräftig ist, die eine stäte Stärke besitzt. Hieraus folgt, daß die Dinge, woraus sich die Unüberlegsamen oft und die Weisen jederzeit nichts machen, weder etwas Gutes noch Böses sind. Darum ist die Tugend allein gut, die zwischen diesen und jenen mit großer Verachtung gegen beyde, stolz einher geht. Wenn du die Meynung annimmst, es gebe außer der Tugend noch etwas Gutes, so wird jede tugendhafte Empfindung erkranken: denn alsdann wird man keine aufrecht erhalten können, wenn sie außer ihr noch etwas achtet.

Dieser

Dieser Grundsatz widerstreitet der Vernunft, aus welcher die Tugenden entspringen, und der Wahrheit, die ohne Vernunft nicht besteht: jede Meynung aber, die der Wahrheit widerstreitet, ist falsch. Du mußt mir zugestehn, ein guter Mann habe die größte Ehrfurcht gegen die Götter: darum wird er alles, was ihm begegnet, mit Gleichmuth übernehmen, weil er weiß, es sey ihm nach eben der göttlichen Vorschrift begegnet, wornach Alles seinen Gang im Universum fortgeht. Wenn das so ist, wird ihm die Tugend allein ein Gut seyn. Denn sie besteht darinnen, daß man den Göttern gehorcht, bey unvermutheten Zufällen weder in Hitze geräth, noch sein Loos beweint, sondern das Schicksal gelassen annimmt und das Anbefohlne thut. Denn wenn uns außer der Tugend irgend etwas gut scheint, so wird uns Gierigkeit nach dem zum Leben gehörigen Dingen auf dem Fuße folgen, was aber eine unerträgliche, gränzenlose, unstäte Sache ist. Darum ist die Tugend das einzige Gut, weil sie Maaß hält. Wir haben gesagt, die Menschen würden glücklicher als die Götter leben, im Fall die Dinge Güter wären, die die Götter nicht brauchen können, wie Gold und Ehrenstellen. Setz nun hinzu, daß wenn die Seelen, vom Körper losgelößt, fortdauren, ihnen ein glücklicherer Zustand übrig bleibt, als derjenige ist, so lang sie in den Körper versenkt sind. Wenn aber jene Dinge, die wir mit dem Körper genießen, Güter sind, so werden die Abgeschiedenen schlimmer daran seyn, was wider allen Glauben ist, daß sie, eingeschlossen und umlagert, glücklicher seyn sollten, als ungebunden und der unermeßlichen Freyheit überlassen. Auch dieß sagt' ich, wenn das, was den unvernünftigen Thieren, wie den Menschen zu Theil wird, Güter sind, so werden auch die unvernünftigen Thiere ein

glückliches Leben führen, was doch keinesweges seyn kann. Man muß alles für die Tugend leiden, was man zu thun nicht nöthig hätte, wenn es außer der Tugend noch irgend ein anderes Gut gäbe. Ob ich gleich diese Dinge in dem ersten Schreiben weitläuftiger ausführte, so hab' ich sie hier zusammen gezogen und kürzlich durchgegangen. Diese Gesinnung wirst du so lang nicht für wahr halten, bis du deinen Geist erhebst, und dich selbst fragst: Wenn es die Umstände erfodern, für dein Vaterland zu sterben, und die Wohlfahrt aller Bürger mit der deinigen zu erkaufen, ob du deinen Nacken nicht bloß gelassen, sondern auch gerne hinreichen würdest? Wirst du es thun, so kennst du kein anderes Gut. Du verlässest alles übrige, um dieses zu bekommen. Sieh, wie groß die Macht der Tugend ist. Du wirst für den Staat sterben! gesetzt, du müßtest es auch auf der Stelle thun, da du einmal weißt, daß du es zu thun hast. Bisweilen schöpft man aus der schönsten Sache, auch binnen kurzer und weniger Zeit, großes Vergnügen, und obgleich kein Genuß der vollbrachten That den Todten und von allen menschlichen Angelegenheiten Befreyten erreicht, so ergötzt ihn schon die Betrachtung der auszuführenden That, und der so muthige, als gerechte Mann, da er die Preise seines Todes vor sich aufstellt: die Freyheit des Vaterlandes, die Wohlfahrt Aller, wofür er sein Leben in die Waage legt, ist voll der größten Wollustempfindungen, und seine Gefahr ist ihm Genuß. Aber auch jener, dem auch die Freude, die größte und letzte, die die Ausführung des Vorhabens gewährt, entrissen wird, wird, ohne zu zaudern, dem Tod in den Rachen springen, zufrieden, recht- und pflichtmäßig zu handeln. Wirf ihm auch vieles ein, was ihn abschrecken könnte, sag: Frühe Vergessenheit

und

und wenig dankbare Achtung deiner Mitbürger wird deiner That auf dem Fuße folgen. Er wird dir antworten: Das thut alles zu meinem Vorhaben nichts: auf dieses allein seh' ich: daß es tugendhaft sey, weiß ich. Darum, wohin es mich führt und ruft, komm' ich. Dieß ist allein ein Gut, was nicht nur ein ausgebildeter Charakter, was auch ein edelgebohrner, und der von guter Art ist, empfindet: alles übrige hält nicht nach, nicht an. Deswegen besitzt man es mit bekümmerten Herzen, wenn es gleich durch die Begünstigung des Glücks auf Einen Haufen zusammen geschüttet ist: es liegt seinen Besitzern schwer auf dem Hals, und drückt sie beständig, bisweilen zerdrückt es sie auch. Keiner von denen, die du in Purpur gekleidet siehst, ist glücklich, so wenig als von denen einer, die die Theaterszene mit Zepter und Mantel ausstaffirt. Wenn sie im Angesichte des Volkes hochtrabend herein getreten und eben so mit Kothurnen beschuht abgegangen, zieht man sie ihnen aus, und sie werden wieder, wie und was sie waren. Keiner von denen, die Reichthum und Ehrenstellen auf eine höhere Stufe setzen, ist groß. Warum er aber groß aussieht? Du missest ihn mit seinem Gestell. Der Zwerg ist nicht groß, wenn er sich auch auf einen Berg hinstellt: der Ries wird seine Größe behalten, wenn er auch in einem Brunnenloche steht. An diesem Irrthume liegen wir krank, so täuscht man uns, daß wir Niemand nach ihm selbst abwägen, sondern noch etwas dazu thun, und zwar das, womit er verziert ist. Wenn du daher den wahren Werth eines Menschen herausbringen und wissen willst, wie er beschaffen ist, so betrachte ihn nackt. Laß ihn sein Erbguth, laß ihn seine Ehrenstellen und alle andre Täuschungen des Glücks bey Seite legen, den Körper selbst zieh' er aus, betracht

seinen Geist und Charakter, wie sie beschaffen, wie groß sie, ob sie durch sich oder andere groß sind. Wenn er mit offenen Augen glänzende Schwerter sieht, und wen er weiß, es liege nichts daran, ob er seine Leber durch den Mund oder durch den Rumpf aushauche; dann nenn ihn glücklich. Wenn man ihm körperliche Foltern, und was vom Schicksal oder vom rechtlosen Verfahren des Mächtigern kömmt, wenn man ihm Fesseln und Verbannung und alle jene leere Schreckenbilder für die menschlichen Gemüther angekündigt, hört er's, ohne außer sich zu kommen, an und sagt:

„Keine der Mühseligkeiten o Jungfrau, er-
„scheint mir in neuer und unvermutheter Ge-
„stalt. Alle habe ich schon vorbedacht und
„bey mir überlegt,"

Du kündigest mir das heute an: ich hab' mir das beständig angekündigt, und den Menschen auf menschliche Zufälle vorbereitet, Der Schlag eines vorbedachten Uebels fällt sanft auf: hingegen den Thoren und die dem Glücke trauen, kömmt jeder Umstand neu und unerwartet vor; ein großer Theil des Uebels aber bey den Unerfahrnen ist die Neuheit. Wisse, daß sie das, was sie für bitter hielten, ertragen können, sobald sie dessen gewohnt werden. Darum gewöhnt sich der Weise an künftige Uebel, und was sich Andere durch langes Leiden leicht machen, macht sich derselbe durch lange Ueberlegung leicht. Wir hören manchmal Unerfahrne die Worte sagen: Ich wußte nicht, daß das noch auf mich wartete. Der Weise weiß, er habe noch alles zu gewarten: bey jedem Ereignisse sagt er: Ich wußt es!

LXXXIII.

LXXXIII.

Eins der größten und gewöhnlichsten Uebel der Menschen ist, daß sie keinen Plan für ihr zukünftiges Leben entwerfen, und wie ihr vergangenes überdenken — Trunkenheit ist eine tausendfache Quelle von Lastern und Unglücksfällen. Sich berauschen, ist sich freywillig wahnsinnig machen. —

Du bestehst darauf, daß ich dir jeden meiner Tage und zwar ganz beschreibe. Wenn du glaubst, daß nichts dabey unterlaufe, was ich verheimlichen würde, so denkst du gut von mir. So müssen wir wenigstens leben, als ob wir im Angesicht Anderer lebten, so denken, als ob uns einer in das Innerste unsers Herzens sehn könnte, und er kann es. Denn was nüzt's, dem Menschen dem Zutritt zu etwas verwehrt zu haben: nichts ist Gott verschlossen. Er ist unsern Seelen gegenwärtig und kömmt mitten unter unsere Gedanken. Er kömmt mitten unter sie, sag' ich, als ob er uns bisweilen verließe! Nun, ich will das thun, was du haben willst, und dir recht gern beschreiben, was ich thu' und in welcher Ordnung. Ich will mich unausgesetzt beobachten, und, was außerordentlich nützlich ist, mein Tagwerk durchmustern. Dieß macht uns so schlimm, daß keiner auf sein Leben zurücksieht. Was wir thun wollen, bedenken wir, und das selten: was wir gethan haben, bedenken wir nicht: und doch entspringt der Rath für

Zukünftige aus dem Vergangenen. Der heutige Tag ist völlig mein: Niemand hat mir davon etwas entrissen: er wurde ganz zwischen Ruhe und Lektüre vertheilt, die wenigste Zeit auf Bewegung des Körpers verwendet, und dafür sag ich meinem Alter Dank, es kostet mich nicht viel: wenn ich mich bewegt habe, bin ich müde. Dieß ist aber das Ende auch von den stärksten Leibesübungen. Du fragst nach meinen Uebungskameraden? Ich hab' an einem genug, dem Earinus, einem liebenswürdigen Jungen, wie du weißt, aber er wird verwechselt werden. Ich suche schon einen schwächern. Er sagt zwar, wir hätten einerley Krisin, weil uns beyden die Zähne ausfallen, aber bereits hol' ich ihn kaum mehr im Laufen ein, und binnen sehr wenig Tagen werd' ich's nicht mehr können. Sieh', welcher Nutzen eine tägliche Uebung hat. Wenn zwey auf verschiedenen Wegen gehn, kommen sie bald weit auseinander. Zu einerley Zeit steigt Earin hinauf, ich herunter, und du weißt wohl, welches von beyden geschwinder geht. Ich hab' eine Unwahrheit gesagt, denn unser Alter steigt nicht, es fällt herunter Du fragst indessen, wie uns unser heutiger Wettstreit von statten gegangen? Was Wettläufern selten geschieht, wir sind zugleich ans Ziel gekommen. Von dieser Bewegung, die aber mehr Ermüdung war, stieg ich ins kalte Bad, so heißt bey mir das laue. Ich, der mächtige Kaltbader, der am ersten Jänner in den Euripus sprang, der am neuen Jahre, wie mit lesen, schreiben, etwas sagen, also auch mit einem Sprung in die kältesten Quelle *), den einweihenden Anfang

*) Dieses Wasser, das das kälteste zu Rom war, hatte den Namen Virgo, wie es auch Seneka nennt;

fang machte, versetzte zuerst mein Lager an die Tiber, nachher an diese Badwanne, die mir, wenn ich recht bey Kräften bin und alles gut geht, die Sonne mildert. Es bleibt mir nicht viel zum Bad übrig. Alsdann trocknes Brod und die Mittagsmahlzeit ohne Tisch, wornach man die Hände nicht zu waschen braucht. Ich schlafe äußerst wenig. Du kennst meine Gewohnheit. Ich bediene mich eines nur sehr kurzen Schlafes und spanne gleichsam nur aus. Zu wachen aufgehört haben, ist mir hinlänglich. Manchmal weiß ich, daß ich geschlafen habe, manchmal ist mir so. Sieh, ein Geschrey von der Rennbahn rauscht daher: von dem plötzlichen und allgemeinen Lärm erschüttert, laß' ich mich nicht aus meinem Nachdenken bringen, es stöhrt mich nicht einmal darinnen. Ich vertrage das Geräusch mit der größten Fassung. Ich betrachte die vielen und ineinander geströmten Stimmen, wie eine Fluth oder einen Wind, der den Wald durchpeitscht, und wie sonst ein unverständlich tönendes Getöse. Was weiter? Nun will ich dir sagen, worauf ich mein Nachdenken geworfen. Von gestern hab ich das noch zu überlegen übrig, was die vernünftigsten Männer damit gewollt, daß sie Beweise der wichtigsten Gegenstände, äußerst schlüpfrig und zweydeutig gemacht, wodurch sie nur, obgleich wahr, einer Lüge doch ähnlich sind. Der große Zeno, der Stifter jener über alles standhaften und verehrungswerthen Sekte, will uns von der Trunkenheit abmahnen. Hör nur, wie er folgert, warum sich ein guter Mann, nicht betrrinken werde: Einem Berauschten vertraut Niemand eine

 gehei-

nennt: zur Vermeidung aller zweydeutigen Anmerkungen, hab ich in der Uebersetzung diese Benennung nicht verdeutscht.

geheime Rede, einem guten Mann vertraut man sie, darum wird sich ein guter Mann nie berauschen. Gib Acht, wie lächerlich Zeno durch einen entgegen gesetzten ähnlichen Satz wird. Es ist schon hinreichend, einen aus vielen zu nehmen: Einen Schlafenden vertraut Niemand eine geheime Rede, aber einem guten Mann vertraut man sie, darum schläft ein guter Mann nicht. Possidonius vertheidigt die Sache unsers Zeno, so gut er kann, aber so, glaub' ich, kann er nicht einmal vertheidigt werden. Er sagt nämlich, man könne das Wort Betrunkener in doppeltem Sinne gebrauchen, erstlich von einem, dem der Kopf vom Wein zu schwer, und der seiner nicht mächtig ist, dann von einem, der sich zu betrinken pflegt, und diesem Laster ergeben ist. Zeno redet nun nicht von dem, der betrunken ist, sondern es zu seyn pflegt. Niemand aber werde einem solchen Geheimnisse anvertrauen, der sie im Rausch ausschwatzen könnte. Dieses ist falsch, denn jener erste Satz begreift den Betrunkenen, nicht den, der sich betrinken wird. Du wirst ja gestehn, daß der größte Unterschied zwischen einem Betrunkenen und Trinker sey. Der Betrunkene kann es gerade zum erstenmal und diesem Laster nicht ergeben, und der Trinker kann oft nicht besoffen seyn. Daher versteh' ich auch das unter dem Worte, was man gewöhnlich damit anzeigt, besonders, wenn es von einem Manne gebraucht worden, der sich Genauigkeit und Prüfung des Ausdrucks zum Gesetz gemacht. Setz noch hinzu, daß, wenn es Zeno so verstanden und von uns so verstanden wissen wollte, sich durch die Zweydeutigkeit des Worts heraus helfen wollte, was man beym Forschen nach Wahrheit nicht thun darf. Aber gesetzt, daß ers so gemeynt, so bleibt doch die daraus entste-

entstehende Schlußfolge falsch, man vertraue demjenigen, der sich zu betrinken gewohnt sey, nichts Geheimes an. Denn bedenk, wie vielen nicht immer nüchternen Soldaten so wohl der Feldherr, als der Obriste und der Hauptmann Geschäffte auftragen, die sie verschweigen müssen. Den Plan jener Ermordung des C. Cäsars, jenes, sag' ich, der nach Ueberwindung des Pompeius den Staat beherrschte, hatte man dem Tullius Cimber so gut, als dem C. Cassius anvertraut. Cassius trank sein ganzes Leben hindurch Wasser: Tullius Cimber war beym Wein unmäßig und ein Stänker. Er hat selbst darüber gespaßt. Wie, sagt er, soll ich irgend einen vertragen können, der ich den Wein nicht vertragen kann? Nun mag sich ein jeder diejenigen vornennen, von denen er weiß, daß ihnen Wein, schlecht, Geheimnisse, gut anvertrauen ist. Doch will ich ein einziges Beyspiel, das mir einfällt, erzählen, damit es nicht in Vergessenheit komme. Denn man muß die Welt mit denkwürdigen Beyspielen bereichern: laß uns nicht immer zu den alten Zuflucht nehmen. Lucius Piso brachte, wenn er einmal betrunken worden, den größten Theil der Nacht beym Trinkgelag zu, und schlief insgemein bis in die sechste Stunde. Das war seine Morgenstunde. Demohngeachtet versah er sein Amt, das die Aufsicht und Beschützung der Stadt betraf, aufs genaueste. Ihm gab August gleichfalls geheime Aufträge, als er ihn über Tracien setzte, welches er bezwang, desgleichen der nach Campanien gehende Tiberius, als er viele verdächtige und gehässige Verhältnisse zurück ließ. Darum, glaub' ich auch, machte dieser, weil es ihm mit des Piso Trunkenheit geglückt hatte, nachher den Cossus zum Gouverneur der Stadt, einen standhaften, gesetzten, aber im

Wein dergestalt ersoffenen und davon triefenden Mann, daß er einmal aus dem Senat, in den er von einem Gelag gekommen war, getragen wurde, weil ihn ein unerweckbarer Schlaf überfallen hatte. Indessen schrieb ihm doch Tiberius vieles mit eigner Hand, was er selbst seinen Ministern anzuvertrauen, nicht für gut gefunden. Weder ein Privat- noch Staatsgeheimniß entfiel dem Cossus. Darum laß uns jene Deklamationen aus dem Wege räumen: Des Betrunkenen Seele ist sich nicht mächtig. Gleichwie die Fässer vom Most zerbersten, und die Gewalt der Hitze, was zum untersten liegt, zum obersten heraus schlägt: so plaudert man Alles heraus, so kömmt Alles ans Tageslicht, was im Innersten verborgen lag, wenn der Wein zu gähren anfängt. Gleichwie diejenigen, die sich mit Wein beladen, keine Speise bey sich behalten, so behalten sie auch, voll vom Wein, kein Geheimniß: ihre eignen Geheimnisse und anderer Leute ihre schütten sie zugleich aus. Aber so wie sich dieß oft zuzutragen pflegt, so pflegt auch jenes zu geschehen, daß wir mit denen, von welchen wir wissen, wie gern sie trinken, über Dinge von Belang zu Rathe gehn. Das ist also falsch, was man dafür anführt: man gebe demjenigen, der sich zu betrinken pflege, nichts zu verschweigen. Um wie viel besser ist es nicht, gerade zu die Trunkenheit anzuklagen, und ihre Laster darzuthun, die, ich sage gar nicht ein ausgebildeter und weiser, die auch ein erträglicher Mann meidet, der sich begnügt, seinen Durst zu löschen, der, wenn man fröhlich zu werden anfängt und durch andere länger dazu verleitet wird, sich doch nicht bis zur Berauschung einläßt. Ob sich der Geist eines weisen Mannes durch allzu vielen Wein aus dem Zirkel bringen lasse, und sich nach Art und Gewohnheit berauschter Leute benehme,

nehme, das wollen wir hernach sehn. Wenn du die Ursachen angeben willst, warum sich ein guter Mann nicht berauschen müsse, warum thust du es mit Syllogismen? Sag gerade zu, wie schändlich es sey, mehr in sich hinein zu schütten, als man zu fassen vermag, und das Maaß seines Magens nicht zu kennen: wie viel die Berauschten thun, worüber sie sich nüchtern schämen: Trunkenheit sey nichts anders, als freywilliger Wahnsinn. Verlängre das Betragen eines Betrunkenen auf einige Tage hinaus, wirst du mehr an seinem Wahnsinn zweifeln? So ist er es nicht weniger, sondern kürzer. Nimm hier den Macedonischen Alexander zum Beyspiel, der denjenigen, der ihm am liebsten und am getreuesten war, den Clitus beym Schmause erstach, und nachdem er sein Verbrechen erkannte sterben wollte, von Rechtswegen sollte. Trunkenheit entflammt und entlarvt jedes Laster. Es räumt die Schamhaftigkeit, die sich bösen Versuchen widersetzt, auf die Seite: denn sehr viele enthalten sich des Verbothenen mehr aus Scham zu sündigen, als aus gutem Herzen. Wo sich die übermächtig gewordene Kraft des Weins der Seele bemeistert, da hebt sich alles verborgen gelegene Böse empor. Trunkenheit erzeugt die Laster nicht, sondern zieht sie hervor. Alsdann erwartet der Wollüstling nicht einmal sein Zimmer mehr, sondern giebt seinen Begierden, so viel sie nur wollen, ohne Aufschub Freyheit. Dann gesteht und posaunt der Schamlose seine Krankheit aus. Dann hält der Freche weder Zunge, noch Hand an sich. Der Ungezogene wird hochmüthiger, der Gewaltthätige grausamer, der Selbsüchtige boshafter: jede Art von Lastern entwickelt sich und kömmt zum Vorschein. Und dabey noch, jene Vergessenheit seiner selbst, die zweydeutigen und kaum verständlichen

Worte, die unstäten Blicke, den schwankenden Schritt, den Schwindel des Kopfes, die laufenden Gebäude, als ob ein Wirbelwind das ganze Haus herum triebe, die Magenschmerzen, wenn der Wein zu brausen beginnt und selbst die Eingeweide auftreibt: doch ist's alsdann noch allenfalls erträglich, wenn er seine Gewalt gebraucht. Wie aber, wenn sich's im Schlaf verschlimmert, und was Rausch war, Unverdaulichkeit wird? Denk, wie viel Schaden hat nicht eine allgemeine Betrunkenheit angerichtet. Sie hat die stärksten und streitbarsten Nationen ihren Feinden in die Hände geliefert. Sie hat Festungen, die mit einem hartnäckigen Widerstand viele Jahre lang vertheidigt worden waren, geöffnet. Sie hat die Unbezwinglichsten, und die sich nie unterjochen ließen, unter eines Andern Gehorsam gebracht. Die nie im Treffen überwunden worden, hat sie mit Wein bezwungen. Alexandern, dessen ich eben Erwähnung gethan, hatten so viele Märsche, so viele Schlachten so viele Winter, die er mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten der Jahrszeiten und Gegenden durchbrachte, so viele, unbekannten Ursprungs daher strömende Flüsse, so viele Meere unangetastet gelassen: Unmäßigkeit im Trunk und jener herkulische und tödtliche Becher haben ihn ins Grab gebracht. Was für ein Ruhm ist, viel fassen? Wenn du die Siegerpalme bekömmst, und die andern, vom Schlafe dahin gestreckt, dein Zutrinken sich erbrechend abweisen, wenn du vom ganzen Trinkgelag übrig bleibst, wenn du sie alle mit herrlicher Tapferkeit übertriffst, und keiner so viel Wein vertragen kann, als du: du wirst vom Fasse überwunden. Den M. Antonius, den großen Mann voll edler Geistesgaben, was hat ihn anders verdorben, und auf fremde Sitten und unrömische Laster gebracht, als

als Trunkenheit und seine nicht weniger für die Cleopatra gehabte Liebe? Dieß macht' ihn zum Feind der Republik, dieß nahm ihm das Gegengewicht gegen seine Feinde, dieß macht' ihn grausam, da ihm bey der Nachttafel die Häupter der Vornehmsten des Staats zugebracht wurden, da er bey der aufs auserlesenste zubereiteten Mahlzeit und unter königlicher Verschwendung die Angesichter und Hände der Geächteten untersuchte, ob sie auch die ihrigen wären, da er, vom Wein voll, doch nach Blut dürstete. Es war unleidlich, was er im Rausch that, wenn er's auch nüchtern gethan hätte, wie viel unleidlicher war's, daß er's so gar im Rausch that? Grausamkeit ist insgemein die Folge der Trunkenheit: denn die Gesundheit des Charakters wird dadurch verdorben und verbittert. Gleichwie langwierige Krankheiten die Augen selbst gegen den kleinsten Strahl der Sonne sehr empfindlich machen: so verwildert beständige Trunkenheit die menschlichen Seelen. Denn da sie so oft nicht bey sich sind, so bekommen die durch den zur Gewohnheit gewordenen Wahnsinn anhaltenden und vom Wein erzeugten Laster auch ohne denselben Kraft und Stärke. Daher sag, warum sich ein Weiser nicht betrinken dürfe. Zeig die Unnatürlichkeit und Häßlichkeit dieser Sache durch Thatsachen, nicht mit Worten, was man sehr leicht kann. Beweis, daß jene Dinge, die man Wollüste nennt, strafen werden, so bald sie das Maaß überschreiten. Denn wenn du darthun wirst, ein weiser Mann werde von vielem Weine nicht berauscht, und behalte seine gesunde Vernunft, wenn er auch voll ist: so magst du auch behaupten, er sterbe vom Gifttrank nicht, und werde nach genommener Nieswurz nichts von dem in den Gedärmen Befindlichen weder heraus brechen, noch unter sich gehn

lassen.

lassen. Wenn aber die Füße schwanken, die Zunge stammelt, warum glaubst du von ihm, er sey halb nüchtern, halb trunken?

LXXXVIII.

Die freyen Künste und Wissenschaften, oder die sogenannten Wissenschaften des guten Tons tragen zwar zur Bildung eines guten und weisen Mannes etwas bey, aber ihn selbst bilden sie nicht. Betracht hierüber die aufgestellten Beyspiele aus der Grammatik, Musik, Geometrie, Astronomie — Unter den freyen Künsten ist die wahre Kenntniß des Guten und Bösen und unserer selbst, und all das Wichtige, was die Philosophie allein lehrt, die einzig wahrhafte freye Wissenschaft. Viele Kenntnisse des guten Tons machen lästige, allzu gesprächige, nasenweise, selbst gefällige Menschen. Tracht nicht darnach, daß man bey dir ausrufe: o, welch ein gelehrter Mann! Ueberlaß die Eitelkeit, mehr, als hinreichend, zu wissen, Anderen, und sey mit dem bäurischern Titel zufrieden: das ist ein guter Mann.

Du möchtest gerne wissen, was ich von dem zum guten Ton gehörigen oder so genannten freyen Künsten und Wissenschaften denke? Ich achte keine sehr, zähle keine, die aufs Geld hinaus läuft, unter die guten. Es sind Brodkünste, nur in so fern nützlich, als sie den Kopf aufräumen, nicht ganz und gar einnehmen. Denn nur so lang muß man sich bey ihnen verweilen, als der Geist nichts wichtigeres treiben kann. Unser A B C sind sie, aber keine Wissenschaften. Warum sie freye Wissenschaften genannt werden, begreifst du, weil sie einem freyen Menschen geziemen. Indessen ist nur Eine Wissenschaft wirklich eine freye, weil sie frey macht, die der Philosophie. Sie allein ist erhaben, stark und geistvoll: alle übrige sind unbedeutend, klein und kindisch. Glaubst du, daß an solchen irgend etwas Gutes ist, deren Lehrer du aufs schändlichste und lasterhafteste sich betragen siehst? Wir müssen diese Dinge gelernt haben, nicht lernen. Einige haben die Frage aufzuwerfen für gut befunden, ob die Wissenschaften des guten Tons einen guten Mann bilden? Sie verheißen es nicht einmal, und machen gar keinen Anspruch auf diese Wissenschaft. Der Grammatiker giebt sich mit der Art sich auszudrücken Mühe, und wenn er weiter ausschweifen will, mit Geschichten, wenn er aber seine Gränzen aufs weiteste ausdehnt, mit Gedichten. Was bahnt darunter den Weg zur Tugend? Sylben hersagen, Wahl der Worte, auswendig gelernte Fabeln, Regeln und Arten der Verse? Was benimmt uns darunter die Furcht, macht uns Begierden frey, hält unsern Hang zu aller Art von Schwelgerey im Zaum? Laß uns zur Meß- und Tonkunst übergehn: du wirst nichts bey ihnen finden, was verböthe, zu begehren: und wer das nicht

weiß, weiß andere Dinge vergebens. Man muß darauf sehn, ob diese Leute Tugend lehren, oder nicht: lehren sie dieselbe nicht, so flößen sie sie auch nicht ein: lehren sie dieselbe, so sind sie Philosophen. Willst du wissen, wie sie sich so gar nicht vereinigen, um Tugend zu lehren? Gib Acht, wie widersprechend ihre Denkungsarten sind: und doch sollte unter denen, die einerley lehren, Uebereinstimmung seyn. Sie bereden dich, Homer sey ein Philosoph gewesen, da sie es doch damit läugnen, woraus sie es schließen, Denn bald machen sie ihn zum Stoiker, der die Tugend allein achtet und die Wollüste flieht, und nicht um der Unsterblichkeit Preis von dem Pfade seiner Pflichten und allem, was schön und gut ist, abweicht: bald zum Epikur, der sich den Zustand eines ruhigen Staates lobt, und unter Gästereyen und Gesängen sein Leben zuzubringen wünscht: bald zum Peripatetiker, der dreyerley Arten von Gütern einführt: bald zum Akademiker, der Nichts für gewiß hält. Weil man alles dieß bey ihm findet, so erhellt daraus, er sey keinem davon zugethan: denn diese Lehrsätze widersprechen sich einander. Wir wollen ihnen zugeben, Homer sey ein Philosoph gewesen: er wurde gewiß weise, eh' er irgend ein Gedicht kannte. Darum laß uns jene Dinge lernen, die den Homer weise gemacht. Aber zu untersuchen, ob Homer oder Hesiodus älter sey, nützt mir so wenig, als wenn ich weiß, ob Hekuba jünger, als Helena, und warum sie über ihr Alter so unzufrieden gewesen. Was, sag ich, glaubst du, daß es nütze, über die Jahre des Patroklus und Achilles nachzuforschen? Du erkundigst dich, wo Ulysses herum geirrt; mach lieber, daß wir nicht immer herum irren. Man hat, um es anzuhören, nicht Zeit genug, ob er zwischen Italien und Sicilien, oder außerhalb des

uns

uns bekannten Gebiethes herum getrieben worden: auch war auf einem so engen Raum eine so lange Irrfahrt nicht einmal möglich. Die Stürme unsers Gemüthes treiben uns täglich herum; und Bosheit bringt uns in alles Unglück des Ulysses. Es mangelt uns nicht an einer Gestalt, die unsere Augen verführt, nicht an einem Feind. Daher die wilden und am Menschenblut Freude habenden Unthiere: daher die hinterlistigen Reizungen für unsere Ohren: daher die Schifbrüche und so mannichfaltige Unglücksfälle. Lehr mich das, wie ich Vaterland, Gattin, meinen Vater lieben soll, wie ich auch als Schifbrüchiger noch nach diesen Tugenden rudern mag. Was untersuchst du, ob Penelope unkeusch war, ob sie die damalige Welt zum Besten hatte, ob sie vermuthete, eh' sie es wußte, es sey Ulysses, den sie sah. Lehr mich, was Keuschheit und welch ein Gut sie ist, ob sie in den Körper oder die Seele gelegt sey. Ich komme auf die Musik. Du lehrst mich, wie die groben und klaren Stimmen zusammen lauten, und aus dem verschiedenen Tone der berührten Saiten Harmonie wird: mach lieber, daß mein Geist mit sich zusammen stimme, und meine Entschließungen nicht disharmoniren. Du zeigst mir die weinerlichen Gänge: zeig mir vielmehr, wie ich bey Widerwärtigkeiten keinen weinerlichen Laut von mir hören lasse. Der Geometer lehrt mich Landgüter ausmessen: er lehre mich lieber messen, wie viel der Mensch zum Genugseyn brauche. Die Rechenkunst lehrt mich zählen und dem Geiz die Finger leihen: sie lehre mich lieber, es komm' auf dergleichen Rechnungen nichts an, der Mann sey nicht glücklicher, dessen Vermögen die Rechnungsführer bis zur Ermüdung beschäfftigt, ja, wie er vielmehr eine unnöthige Sache besitze, und äußerst unglücklich seyn werde,

wenn er gezwungen seyn sollte, selbst zusammen zu rechnen, wie viel er habe. Was nützt's mir, einen kleinen Acker in Stücke zu zertheilen wissen, wenn ich ihn nicht mit meinem Bruder zu theilen weiß? Was nützt's, die Schritte fürs Feldmaaß genau zusammen zu zählen und auch zu merken, wenn der Meßruthe etwas entgangen, so bald mich ein mächtiger Nachbar, der mir von dem Meinigen etwas abgezwackt, traurig machen kann? Du lehrst mich, wie ich nichts von meinen Gränzen verliere: ich will aber lernen, wie ich sie mit freudigem Muthe ganz verlieren mag. Ich werde vom väterlichen und grosväterlichen Gut vertrieben, sagt einer. Was? wer hat denn dieß Gut vor deinem Grosvater besessen? Kannst du mir angeben, ich sage nicht, was es für einem Menschen, sondern was es für einem Volke angehörte? Du hast es nicht als Herr, sondern als Meyer angetreten. Und wessen Meyer bist du? wenn's dir gut geht, deines Erben. Die Rechtslehrer sagen, man könne kein Gemeingut durch einen ungestört langen Besitz an sich bringen: was du besitzest, ist ein Gemeingut, und zwar des menschlichen Geschlechtes. O die herrliche Kunst! du weißt alles Runde zu messen, und bringst jede empfangene Form ins Viereck: Du sagst die Zwischenräume der Gestirne her: da ist nichts, was du nicht ausmessen könntest. Wenn du Künstler bist, miß mir den Geist des Menschen. Sag, wie groß, sag, wie klein er ist. Du weißt, welche Linie gerad ist: was frommt es dir, wenn du nicht weißt, was im Leben gerad ist? Ich komme nun zu demjenigen, der sich der Kenntniß himmlischer Dinge rühmt:

„Wohin sich das kalte Gestirn des Sa„turns oft begebe, in welchen Kreisen „des

„des Himmels der flammende Merkur her-
„um schweife.„

Was wird, dieß zu wissen, nützen? Damit ich mich kümmere, wenn Saturn und Mars einander gegen über stehn, oder wenn Merkur am Abend im Angesichte des Saturns untergeht. Laß mich lieber das lernen, daß diese Gestirne, sie mögen stehn, wo sie wollen, ohne widrigen Einfluß nach unabänderlichen Gesetzen vor sich hingehn. Eine unausgesetzte Schicksalsordnung und ein unvermeidlicher Lauf geben ihnen Stoß und Bewegung. Sie kommen unter bestimmten Abwechslungen wieder: sie betreiben oder zeigen die Folgen aller Dinge an. Gesetzt aber, daß sie von allem, was geschieht, die Ursachen sind, was wird die Kenntniß einer unabänderlichen Sache frommen? Oder gesetzt, daß sie sie anzeigen, was nützt es, dasjenige voraus zu sehn, dem man nicht entgehn kann? Du magst dergleichen Dinge wissen, oder nicht, sie werden sich zutragen.

„Wo du aber auf die schnell eilende
„Sonne und die in Ordnung folgenden
„Sterne Acht giebst, wird dich die mor-
„gende Stunde nie täuschen, noch wirst
„du von der hinterlistigen heitern Nacht
„hintergangen werden.„

Dafür ist genug und hinlänglich gesorgt, daß ich von Nachstellungen sicher bin. Wie, die morgende Stunde hintergienge mich nicht? Was einem ohne sein Wissen begegnet, hintergeht ihn ja. Ich weiß nicht, was geschehen wird: was geschehen könnte, weiß ich. Davon wird mich nichts zur Verzweiflung bringen: ich erwarte Alles. Wird etwas nachgelassen, laß' ich mir's wohl bekommen. Die Stunde täuscht

mich, wenn sie mich schont: aber sie täuscht mich nicht einmal damit. Denn wie ich weiß, es könne sich Alles ereignen, so weiß ich, es werde sich auch nicht Alles schlechterdings so zutragen. Ich erwarte nicht ohne Grund Gutes: aufs Böse bin ich gefaßt. Du mußt es schon von mir leiden, daß ich hier nicht auf dem vorgeschriebenen Wege gehe. Denn ich lasse mich nicht dazu bringen, die Kunst der Maler unter die Zahl der freyen aufzunehmen, so wenig, als die der Bildhauer, oder Marmorarbeiter, oder der übrigen Beförderer des Luxus. Eben so jag' ich die Kämpfe und die ganze im Schmieren und sich mit Sand zu bestreuen bestehende Kunst der Ringer aus den freyen Wissenschaften: oder ich nehm' auch die Salbenkrämer und Köche und alle übrige darunter auf, die ihr Genie für unsere Lüste verwenden. Was haben doch, ich bitte dich, jene Leute, die sich nüchtern schon speyen, deren Körper in der Mast, und deren Seelen in Abzehrung und Schlafsucht sich befinden, einem freyen Menschen Geziemendes an sich? Glauben wir, daß dieses eine edle Kunst für unsere Jugend sey, der unsere Vorfahren eine Beschäfftigung mit geradem Rücken gaben, wie: Spieße zu werfen, spitzige Pfähle einzuschlagen, Pferde herum zu tummeln, mit den Waffen flink umzugehn? Sie lehrten ihre Kinder Nichts, was Liegende zu lernen haben. Aber weder diese, noch jene Künste lehren und nähren die Tugend. Denn was nützt's, ein Pferd zu leiten und sein rasches Wesen im Zaum zu halten, von den zügellosesten Leidenschaften aber hingerissen zu werden? Was nützt's, im Ringen oder mit der Fechtkolbe viele zu überwinden, von der Rachgier aber überwunden zu werden? Wie nun? Die Wissenschaften des guten Tons geben uns keinen Nutzen? In Rücksicht auf

andere Dinge großen, auf Tugend, keinen. Denn auch jene gemeinen gelernten Künste, die sich mit Handarbeit beschäfftigen, tragen zum Leben sehr viel bey: doch zur Tugend nützen sie nichts. Warum unterrichten wir denn unsere Söhne in den freyen Wissenschaften? nicht darum, als ob sie Tugend einflößen könnten, sondern weil sie den Geist und Charakter zur Annahme der Tugend vorbereiten. Gleichwie jene erste Sprachwissenschaft, (Litteratur nannten sie die Alten,) wodurch den Knaben die ersten Anfangsgründe beygebracht werden, die Künste des guten Tons keineswegs lehrt, aber zu ihrem baldigen Unterrichte Gelegenheit macht: so führen die Kenntnisse des guten Tons den Geist nicht zur Tugend, sondern erleichtern den Weg dahin. Posidonius sagt, es gebe viererley Arten von Künsten. Es giebt gemeine und unreinliche, es giebt kurzweilige, es giebt kindische, es giebt die des guten Tons. Die gemeinen Handwerke, die aus Handarbeit bestehn und sich mit der Ausstaffirung des Lebens beschäfftigen, wobey man sich weder eine Stellung des äußerlichen, noch innerlichen Wohlstandes giebt. Es giebt kurzweilige, die die Augen und Ohren zu kützeln suchen. Dazu magst du die Erfinder und Verfertiger jener Maschienen, die sich von selbst auf und nieder bewegen, und wo der Boden sich ganz still in die Höhe hebt, auch anderer unerwartet abwechselnder Künste zählen: da sich entweder Dinge, die zusammen hiengen, von einander absondern, oder von selbst zusammen begeben, wenn sie sich von einander entfernt befanden, oder da sich Dinge, die hoch in die Höhe ragten, nach und nach in sich selbst zusammen setzen. Mit dergleichen bezaubert man die Augen der Unerfahrnen, die alles Unvermuthete bewundern, weil sie die Ursachen desselben nicht einsehn. Es giebt

Künste für Kinder, die etwas mit denen einem freyen Menschen geziemenden ähnliches haben: diese Künste nennen die Griechen encyclische, wir, Römer, die freyen oder die des guten Tons. Diejenigen geziemen aber einem freyen Menschen, ja, daß ich mich wahrhafter ausdrücke, sind wirklich freye Künste, deren Ziel Tugend ist. Gleichwie, sagt er, die Philosophie in die natürliche, moralische und dialektische getheilt wird: so macht auch jener Haufe der freyen Künste Anspruch auf einen Platz in der Philosophie. Kömmt man auf Naturfragen, so beruhigt man sich mit dem Zeugnisse der Geometrie. Also ist sie ein Theil dessen, wovon sie ein Hülfsmittel ist? Es helfen uns viele Dinge, und sind darum keine Theile von uns: ja, wenn sie Theile von uns wären, so hülfen sie uns nicht. Die Speise ist eine Beyhülfe und doch kein Theil des Körpers. Einigen Dienst leistet uns die Geometrie. Sie ist der Philosophie, wie ihr selbst der Handwerksmann, nöthig: aber dieser ist so wenig ein Theil der Geometrie, als sie der Philosophie. Ueber dieß, jede von beyden hat ihre Gränzen. Denn der Weise erforscht und kennt die Ursachen der natürlichen Dinge, deren Zahl und Maaß der Geometer untersucht und berechnet. Auf was Art die Himmelskörper bestehn, ihren Wirkungsgrad und ihre Naturart kennt der Weise: ihren Lauf und Rücklauf, und die Beobachtungen, wie sie auf- und untergehn, und bisweilen das Ansehn geben, als ob sie stünden, da doch den Himmelskörpern stehn zu bleiben nicht verstattet ist: dieß schließt der Mathematiker. Warum sich die Gestalten im Spiegel ausdrücken, weiß der Weise: jenes aber kann dir der Geometer sagen, wie weit der Körper vom Bilde seyn muß, und welche Gestalten jede Art von Spiegeln wieder zeigt. Der

Philosoph

Philosoph wird darthun, die Sonne sey groß, der Mathematiker, wie groß sie ist. Dieser verfährt dabey nach Erfahrung und einer gewissen Fertigkeit. Aber um so verfahren zu können, muß er sich gewisse Grundsätze eigen machen. Das ist aber keine freye selbstständige Kunst, deren Grund auf dem guten Willen anderer beruht. Die Philosophie sucht bey Niemand etwas: sie baut ganz auf eignem Boden. Die Mathematik ist so zu sagen, ein Gebäude ohne eignen Grund, sie baut auf fremdem, erhält von andern ihre Bestandtheile, durch deren Wohlthat sie weiter gedeiht. Wenn sie von selbst zur Wahrheit käme, wenn sie die Natur der ganzen Schöpfung begreifen könnte, wollt' ich sagen, sie trage zum Besten unserer Charakter viel bey, die sich durch die Kenntniß himmlischer Dinge erweitern, und einige Vortheile daraus ziehn. Der Geist wird nur durch Eine Sache vollendet, vollkommen, durch die unabänderliche Kenntniß des Guten und Bösen, die der Philosophie alleine zukömmt. Keine andere Wissenschaft kümmert sich um das Gute und Böse. Sie hat alle Tugenden einzeln zu umfassen. Die Tapferkeit ist die Verächterinn des Furchtbaren: das Schreckliche und was unserer Freyheit das Joch übern Hals wirft, verachtet, fordert sie heraus, zermalmt sie: stärken sie denn etwa die Wissenschaften des guten Tons? Die Treue, das ehrwürdigste Gut des menschlichen Herzens, wird durch keine Noth zum Betrügen gezwungen, durch keine Belohnung bestochen. Brenn, sagt sie, schlag zu, tödte mich, ich werde nicht zum Verräther: ja, je mehr der Schmerz nach den Geheimnissen wühlen wird, desto tiefer will ich sie verbergen: können etwa die Wissenschaften des guten Tons solch einen Geist und Charakter bilden? Die Mäßigkeit herrscht über alle

Vergnügungen und Wollustarten: etliche haßt und treibt sie aus: etliche theilt sie ab und beschränkt sie auf ein gesundes Maaß, und nie kömmt sie zu ihnen um ihrer selbst willen. Sie weiß, das beste Maaß bey jenen gewünschten Dingen sey, so viel davon zu nehmen, nicht, als man möchte, sondern, als man soll. Die Leutseligkeit verbiethet, stolz gegen die zu seyn, mit denen man umgeht, verbiethet, geizig zu seyn, erweist sich im Reden, Thun, Neigungen freundlich und willfährig gegen Jedermann. Sie hält keinen Schaden für fremd; vielmehr liebt sie das als ihr bestes Gut, was irgend einem zu gut kommen kann: lehren die Wissenschaften des guten Tons solche Sitten? So wenig, als Einfalt und Bescheidenheit und nüchterne Lebensart und Sparsamkeit, so wenig, als Nachsicht, die fremden Blutes, wie ihres eignen schont, und weiß, der Mensch müsse mit dem Menschen nicht wie ein Verschwender umgehn. Da ihr vorgebt, sagt er, man könne ohne die einem freyen Menschen geziemende Wissenschaften nicht tugendhaft werden, wie möcht ihr läugnen, daß sie etwas zur Tugend beytragen? Weil man auch ohne Speise nicht tugendhaft wird, und Speise doch nicht zur Tugend gehört. Das Holz nützt dem Schiffe nichts, ob man gleich kein Schiff ohne Holz macht. Glaub nicht, sag' ich, es gescheh' etwas durch derjenigen Sache Beystand, ohne welche es nicht geschehen kann. Selbst auch dieß ist zu behaupten, man könne ohne jene freye Wissenschaften weise werden: denn obgleich die Tugend erlernt werden muß, so erlernt man sie doch nicht durch sie. Warum sollt ich denn aber glauben, es werde derjenige nicht weise werden, der die Buchstaben nicht kennt, da die Weisheit nicht in Buchstaben besteht? Sie lehrt Sachen, nicht Worte, und ich weiß nicht, ob

nicht

nicht das Gedächtniß zuversichtlicher ist, welches außer sich keine Hülfsquelle hat. Es ist eine große und weitläuftige Sache um die Weisheit: sie bedarf eines freyen Raums. Von göttlichen und menschlichen Dingen hat man zu lernen, von vergangenen, von zukünftigen, von hinfälligen, von ewigen, von der Zeit. Sieh, wie viel Untersuchungen über diese allein angestellt worden. Erstlich, ob sie an und für sich etwas sey; alsdann, ob es etwas vor der Zeit gebe, ob die Zeit mit der Welt angefangen, oder ob vor der Welt, weil etwas war, auch die Zeit gewesen? Schon über die Seele giebt es unzählige Fragen, woher und wie sie beschaffen sey, wann sie zu seyn angefangen, wie lang sie dauere, ob sie von einem andern Orte kommend in einen andern übergehe, und von einer thierischen Form in die andere gebannt ihren Wohnplatz verändere, oder ob sie nicht öfters, als einmal fröhne und dann, in Freyheit gelassen, im Universum herum schwärme, ob sie körperlich sey, oder nicht, was sie wirken werde, wenn sie durch uns zu wirken aufhört, wie sie sich ihrer Freyheit bedienen werde, wenn sie diesem Kefich entflohen, ob sie das Vorhergehende vergesse und sich in einer gränzenlosen Höhe erst zu kennen anfange, wohin sie sich aus dem Körper geleitet begeben? Du magst dir aus den göttlichen und menschlichen Dingen ein Stück vornehmen, welches du willst, du wirst bey jedem von einer Menge Sachen, worüber du zu fragen, die zu lernen hast, abgemüdet werden. Damit so viele und so große Sachen ungehinderte Aufnahme und Pflege finden können, muß das Unnöthige aus der Seele geschafft werden. In einen so engen Raum wird sich die Tugend nicht hingeben. Ein großes Ding verlangt großen Platz. Man treib' Alles aus, man widm' ihr das ganze Herz.

 Aber

Aber die Kenntniß vieler Künste macht doch Vergnügen. Laß uns davon nur so viel zurück behalten, als nöthig ist. Hältst du denjenigen für tadelnswerth, der sich unnöthige Sachen aus Mode anschafft und eine Menge kostbarer Dinge zum Grosthun im Hause aufstellt? Denkst du von dem nicht eben so, der für einen unnöthigen Haufen von Kenntnissen ganz und gar eingenommen ist? Mehr, als hinreichend, wissen wollen, ist eine Art Unmäßigkeit. Ja diese Jagd nach Kenntnissen des guten Tons macht lästige, allzugesprächige, naseweise, selbstgefällige Menschen, und die darum das Nöthige nicht lernen, weil sie das Unnöthige gelernt. Der Grammatiker Didymus schrieb 4000. Bücher, bedauernswerth genug, wenn er so viel Ueberflüßiges gelesen hätte. In diesen Büchern werden über Homers Vaterland, darinnen werden über des Aeneas eigentliche Mutter Untersuchungen angestellt, ferner ob Anakreon mehr Wollüstling, als Trinker, ferner ob Sappho Jedermanns Buhlerinn war, und andere dergleichen Sachen, die man, wenn man sie wüßte, verlernen sollte. Geh nun und sag, unser Leben sey nicht lang. Aber wenn du auch auf unsere Landsleute kömmst, will ich dir Vieles bey ihnen zeigen, das man mit Beilen weghauen sollte, Es kostet großen Zeitaufwand und ist fremden Ohren zur großen Last, das Lob: o der gelehrte Mann! Laß uns mit dem bäurischern Titel zufrieden seyn: o der gute Mann! Ist's nicht also? Ich will die Jahrbücher aller Nationen aufschlagen und untersuchen, wer die ersten Gedichte geschrieben: wie lang Orpheus und Homer aus einander lebten, will ich an den Fingern abzählen, da ich keine Jahrbücher habe: und die Noten des Aristarchs, womit er die Gedichte Anderer befeilte, will ich wieder durchsehn,

und

und mein Leben mit Sylbenkrämereyen zubringen: werd' ich auf diese Art wohl etwas anderes, als Figuren in den Sand machen? So sehr hab' ich jene heilsame Lehre vergessen: trag die Zeit an. Laß mich wissen, daß ich manches nicht weiß. Der Grammatiker, Appion, der unter der Regierung des C. Cäsar durch ganz Griechenland fast auf den Händen getragen, und von allen Städten als zweyter Homer aufgenommen und so genannt wurde, sagte: Homer habe, nachdem er die beyden Materien, die Odyssee und Iliade, schon ausgearbeitet, seinem Werke noch einen Eingang angefügt, worinn er den Trojanischen Krieg zusammen gefaßt. Zum Beweis davon führt er an, jener habe geflissentlich mit zween Buchstaben den ersten Vers angefangen, die die Zahl seiner Bücher enthalten. Dergleichen Dinge muß derjenige wissen, der viel wissen will. Willst du nicht bedenken, wie viel, Uebelbefinden, wie viel, öffentliche, wie viel, häusliche, wie viel, tägliche Geschäffte, wie viel, der Schlaf dir Zeit wegnimmt? Miß deine Lebenszeit: so viele Dinge faßt sie nicht. Ich rede von den freyen Künsten und Wissenschaften: die Philosophen, wie viel Unnöthiges, wie viel Unnützes haben sie! Sie haben sich sogar zu Sylbenkritteleyen und zu den Eigenschaften der Binde- und Vorwörter herunter gelassen, und sind auf die Grammatiker, sind auf die Geometers neidisch geworden. Was diese in ihren Lehrgebäuden Richtiges hatten, trugen sie in das ihrige über. Daher ist es gekommen, daß sie bestimmter zu reden, als zu leben wissen. Hör, wie viel Schaden eine zu große Zergliederungssucht thue, und wie nachtheilig sie der Wahrheit sey. Protagoras sagt: bey jeder Sache lasse sich billig für die eine, wie für die andere Seite streiten, und gleich selbst darüber, ob sich bey jeder Sache für eine, wie

für die andere Seite streiten lasse. Nausiphanes sagt: von dem, was zu seyn scheine, wäre nichts mehr das, als was es nicht wäre. Parmenides sagt: von dem, was scheine, sey überhaupt nichts. Zenon Eleates benimmt aller Thätigkeit die Thätigkeit, er sagt, sie sey nichts. Fast eben die Grundsätze haben die Pyrrhonier und Megarer und Eretrier und Akademiker, die eine neue Wissenschaft: Nichts wissen, einführten. Das alles wirf zu jenem überflüssigen Haufen der freyen Wissenschaften. Die einen lehren mich nichts nützende Kenntnisse, die andern entziehen mir die Hoffnung zu jeder Art von Kenntnissen: besser ist's, überflüssige Sachen wissen, als gar nichts. Jene stecken mir kein Licht auf, wodurch sich mein Blick zur Wahrheit wende: diese stechen mir die Augen aus. Glaub' ich dem Protagoras, so giebt es nichts, als Zweifel in der Natur: glaub' ich dem Nausiphanes, so ist dieß allein gewiß, daß Nichts gewiß ist: glaub' ich dem Parmenides, so giebt es nichts, als Eines: glaub' ich dem Zeno, so giebt es dieß Eine nicht einmal. Was sind wir denn also? Was sind denn diese Dinge, die uns umgeben, ernähren, aufrecht erhalten? Die ganze Schöpfung ist ein Schatten, ein entweder wesenloses, oder täuschendes Ding. Ich könnte nicht leicht sagen, ob ich mehr auf diejenigen bös bin, die da haben wollten, wir wüßten nichts, oder auf die, die uns nicht einmal das übrig ließen: nichts zu wissen. Leb wohl!

LXXXX.

Daß wir wohl leben, ist die Frucht der Weisheit: diese aber ein Geschenk der unsterblichen Götter, wie unser Leben selbst. Weisheit haben sie keinem, Fähigkeit, weise zu werden, allen verliehen. In den Zeiten der unverdorbenen Menschheit, deren Bande noch kein Geiz zerriß, war der vernünftigste und gutherzigste Mensch der Erste, der Regent, der seinen Unterthanen nichts ärgeres drohen konnte, als daß er die Regierung niederlegen wolle. Damals verbarg das Strohdach Freyheit und Ruhe: itzt wohnt unter Marmor und Gold Sklaverey und rastlose Leidenschaft. Schloß und Riegel und alle zu Bedürfnissen gewordene Künste unserer Zeiten haben listige, keine weisen Menschen erfunden. Diese Erfindungen und die daraus entsprungenen Leidenschaften haben die Vernunft erst zur Weisheit, die Gutherzigkeit zur Tugend empor getrieben.

Wer kann läugnen, mein Lucilius, daß es ein Geschenk der unsterblichen Götter sey, daß wir leben, der

der Philosophie, daß wir wohl leben? Auf diese Art wären wir ihr um so mehr, als den Göttern, Verbindlichkeit schuldig, je eine weit größere Wohlthat, als das bloße Leben, ein gutes Leben ist. Zuverlässig wäre man ihr sie schuldig, wenn nicht die Philosophie selbst eine Gabe der Götter wäre, deren Kenntniß sie Keinem, die Fähigkeit dazu Allen verliehen. Denn wenn sie auch diese zum Gemeingut gemacht hätten und wir klug gebohren würden, hätte die Philosophie ihre beste Eigenschaft, daß sie kein Werk des Zufalls ist, verlohren. Denn eben dieß ist nun an ihr kostbar und herrlich, daß sie Niemand entgegen läuft, daß sie sich ein jeder selbst zu danken hat, daß man nicht bey einem Andern darum ansuchen darf. Was wäre an der Philosophie hochachtungswerthes, wenn man sie von Andern als eine Gnadenbezeugung erhielte. Ihr einziges Geschäfft ist, die Wahrheit in göttlichen und menschlichen Dingen auszuspähen. Gerechtigkeit, Ehrfurcht gegen die göttlichen und menschlichen Pflichten, Frömmigkeit, und das ganze Gefolg aller übrigen verkettеten unter sich verbundenen Tugenden verlassen sie nicht. Sie lehrt, was die Götter angeht, ehren, und, was die Menschen betrifft, lieben, und daß die Götter die Macht, zu gebiethen, haben, und die Menschen gleiche Bande verbinden, die so lang unverletzt blieben, bis der Geiz den geselligen Zustand trennte, und zur Quelle der Armuth auch denen wurde, die er zu den Begütertsten machte. Denn sie hörten auf, Alles zu besitzen, seit sie nach Eigenthum trachten. Die ersten Menschen hingegen und ihre Kinder folgten unverdorben der Natur: sie hatten sie zur Führerinn und zum Gesetz, indem sie sich der Leitung und Einsicht des Bessern überließen. Denn es ist in der Natur, das Ohnmächtigere dem Mächtigern

tigern zu unterwerfen. Auch viele Heerden stehn entweder unter den größten, oder gewaltthätigsten ihrer Art. Vor einer Heerde Rindvieh zieht kein ausgearteter Stier her, sondern dem an Größe und mußkulösen Theilen kein anderer männlichen Geschlechts gleich gekommen. Die Elephantenheerde führt der Höchste an. Unter den Menschen vertritt der Beste die Stelle des Ersten. Daher wurde nach dem Charakter der Regent gewählt, und darum war das Glück der Völker auf seiner höchsten Stufe, bey denen nur der Bessere der Mächtigere seyn konnte. Denn der allein kann so viel, als er will, der sonst nichts, als was er soll, zu können glaubt. Posidonius erachtet daher, daß in jenem Zeitalter, das für das goldne gehalten wird, die Weisen die Regierung führten. Diese hielten Gewaltthätigkeiten im Zaum und schützten die Schwächern gegen die Stärkeren. Sie riethen an und riethen ab, zeigten das Nutzbare und Schädliche. Ihre Vorsicht sorgte, daß den ihrigen nichts mangelte. Ihre Tapferkeit hielt Gefahren ab. Ihre Gutthigkeit vermehrte die Unterthanen und versah sie mit allem Nöthigen. Herrschen war Pflicht, keine Tyranney. Keiner versuchte, was er gegen die vermöchte, durch die er vermögend zu werden angefangen. Auch hatte niemand weder Sinn noch Ursache zu Beleidigungen, da dem guten Regenten gutwillig gehorcht wurde und der König den Ungehorsamen nichts ärgeres drohen konnte, als daß er die Regierung verlassen wolle. Als sich aber die Laster einschlichen und die Regierung in Tyranney verkehrten, da fiengen Gesetze nöthig zu werden an, die auch im Anfang selbst von Weisen gegeben wurden. Solon, der Athen auf ein billiges Recht gründete, war einer von den sieben durch Weisheit berühmten

Männern der damaligen Zeit. Lycurg, wenn er zu gleicher Zeit gelebt hätte, wär als der Achte zu jener heiligen Zahl angenommen worden. Des Zaleucus und Charondas Gesetze werden gelobt, diese lernten die Gesetze und Rechte, die sie dem blühenden Sicilien und durch Italien Griechenland vorschrieben, weder auf dem Gerichtsplatz, noch im Vorhof der Rechtsgelehrten, sondern in jener schweigenden und heiligen einsamen Wohnung des Pythagoras. So weit bin ich mit dem Posidonius verstanden, daß aber die Künste, deren man sich zum täglichen Gebrauch im Leben bedient, von der Philosophie erfunden worden, möcht ich nicht zugeben, noch der Werkstatt eine solche Ehre zugestehn. Sie lehrte, sagt er, die Zerstreuten, entweder durch Löcher von Hütten, oder irgend einem untergrabenen Felsen, oder einem ausgefaulten Baumstamm bedeckten Menschen, Gebäude aufführen. Nach meinem Urtheile hat die Philosophie diese Gerüste von übereinander in die Höhe steigenden und die Städte zusammendrängenden Häusern so wenig als jene Behälter erfunden, worein man die Fische schließt, damit der Leckergaumen bey Wind und Wetter keine Gefahr läuft, und wenn die See auch noch so stürmt, die Schwelgerey ihren Haven habe, um die verschiedenen Fischsorten darinnen füttern zu können. Was sagst du? die Philosophie lehrte den Menschen Schlüssel und Schloß zu haben? was war es anderes als dem Gezie die Losung zu geben? Die Philosophie hat mit so großer Gefahr der Einwohner diese herunter drohenden Dächer aufgehängt? Es war ja etwas leichtes, unter Werken des Zufalls Schutz und ohne Kunst und Schwierigkeit ein von der Natur verfertigtes Obdach für sich aufzufinden. Glaub mir, jenes glückliche Zeitalter war, eh es Baumeister gab, die

die Balken ins Viereck zu hauen und Stücken Holz mit dem nach der Zeichnung laufenden Eisen, ohne mit der Hand zu fehlen, zu zerschneiden, diese Künste kamen zur Zeit des aufkeimenden Luxus auf.

„Denn die ersten Menschen zerschellten mit
„Keulen das spaltbare Holz.“

Da richtete man kein Gebäud, zu einem Speisezimmer her, um Gastereyen darinnen zu halten, und um eine getäfelte von Gold schwere Zimmerdecke über sich schwebend zu haben, fuhr man nicht in einem langen Zuge von Wagen, Föhren und Kannen herbey, daß darüber ganze Straßen zitterten. Zu beyden Seiten in die Höhe gerichtete Gabel ähnliche Stützen sicherten die Hütte. Ueber dicht zusammengemachte Aeste und verflochtenes Gesträuch, das abhängig geschlichtet wurde, hatten auch große Regen ihren Ablauf. Unter diesen Dächern wohneten sie zufrieden. Der Strohhalm verbarg die Freyen: unter Marmor und Gold wohnt Sklaverey. Auch darüber denk ich anders als Possidonius, nach dessen Dafürhalten, die eisernen Werkzeuge von weisen Männern erfunden worden sind. Denn solchergestalt mag er auch sagen, es sey von Weisen erfunden worden:

„Das Wild mit Schlingen zu fangen, und
„mit Vogelleim zu hintergehn und große
„Forste mit Hunden zu umzingeln.“

Dergleichen Dinge erfand die List, nicht die Weisheit der Menschen. Auch glaub ich nicht, daß es Weise gewesen, die die Metalle Eisen und Erz erfunden, als der vom Brande einiger Wälder angesteckte Erdboden die zu oberst liegenden und flüssig gemach-

gemachten Adern von sich gegeben hatte. Nicht einmal jene Frage find ich so gründlich, als Posidonius; ob man den Hammer oder die Zange eher zu gebrauchen angefangen? Beyde, so wie alles, was man mit gebogenen Körpern und mit einem zur Erde gehefteten Blick ausfindig machen muß, erfand ein geübter, heller, aber kein großer noch erhabener Kopf. Der Weise war bey seiner Lebensart leicht zu befriedigen: warum auch nicht? Da er noch heut zu Tage, so wenig als möglich, in Bedürfnisse verstrickt zu seyn wünscht. Wie schickt sich's zusammen, ich bitte dich, den Diogenes und Dädalus zu bewundern. Welchen von diesen beyden hältst du für einen Weisen, den, der die Säg' erdachte, oder jenen, der als er einen Knaben mit hohler Hand Wasser trinken sah, augenblicklich den Becker aus der kleinen Tasche nahm und ihm mit dem Vorwurf gegen sich selbst zerbrach: Wie lang hab ich Thor, dieß überflüssige Geräth bey mir gehabt, ihn, der in ein Faß zusammen kroch und darinnen zu liegen pflegte? Ob du wohl endlich denjenigen itzt für weiser hältst, der erfand, wie man den Wohlgeruch durch verborgene Röhren bis auf eine ungeheure Höhe herauspresse, welcher die teichartigen Fußböden, (Kanäle, Euripos) entweder durch plötzlichen Antrieb des Wassers füllt, oder trocknet, welcher die leichtbeweglichen Zimmerdecken in den Speisesälen dergestalt zusammenfügt, daß sie eine Gestalt nach der andern gewinnen, und die Decken so oft, als die Speisetrachten verändert werden. Oder betrachtest du den als weiser, der es sich und andern beweist, wie uns die Natur nichts hartes und beschwerliches auferlegt, daß wir ohne Marmorarbeiter wohnen, daß wir ohne Seidenhandel gekleidet werden, daß wir das Nöthige für unsere Bedürfnisse haben können, wenn wir mit dem, was

uns

uns die Erde ins Gesicht gelegt, zufrieden sind. Wenn ihn das Menschengeschlecht hören wollte, würd' es einsehn, daß es weder einen Koch, noch einen Soldaten nöthig habe. Jene waren Weise, oder ähnelten den Weisen, denen die Sorge für ihren Körper wenig zu schaffen machte. Das Nöthige braucht keine vielfachen Sorgen: Weichlichkeiten machen Müh' und Kummer. Es wird dich nicht nach Künstlern verlangen, wenn du der Natur folgst. Sie wollte nicht, daß wir uns in Sorgen verstrickten: wozu sie uns nöthigte, damit versah sie uns auch. Die Kälte ist dem nackten Körper unerträglich. Was nun da? Können denn nicht die Felle der wilden und andere Thiere genug und überflüssig vor Kälte schützen? Bedecken nicht viele Völker mit Baumrinden die Körper? Werden nicht die Federn von Vögeln zu Kleidern verarbeitet? Bekleidet sich nicht heut zu Tag ein großer Theil Scythen mit Fuchs- Mardern- und Hermelinpelzen, die weich zu berühren und gegen die Winde undurchdringlich sind? Man hat aber doch auch nöthig, die Hitze der Sommersonne durch einen dichteren Schatten abzutreiben. Wie nun da? Hat nicht das Alterthum viele verborgene Stellen gebildet, die entweder vom zerstöhrenden Arm der Zeit, oder irgend einem andern Zufall ausgewölbt, in eine Höhle zurück wichen? Was weiter? Flochten sie sich nicht Hürden aus Ruthen, und bestrichen sie mit schlechtem Lehm, bedeckten den Gipfel mit Stoppeln und anderm Buschwerk, und, indeß Regengüsse den abhängigen Wänden herabschossen, brachten sie nicht den Winter harmlos zu? Wie? Verbargen sich nicht die Syrtischen Völkerschaften in Gräben, die, wegen der allzugroßen Sommerhitze sonst keine sattsame Bedeckung haben, die Wärme abzuhalten, als den dürren Erdboden selbst.

Die Natur war nicht so feindselig, daß, da sie allen andern Thieren, so leicht leben zu können verliehen, der Mensch allein nicht ohne so viele Künste sollte leben können. Nichts dergleichen ist uns von ihr anbefohlen: Zur Verlängerung des Lebens braucht man keine ängstlichen Bemühungen. Wir sind gebohren, um das Bereitliegende zu nehmen: wir haben uns durch Sattheit am Leichten alles Beschwerliche selbst erschaffen. Obdächer und Schutzörter und warme Bekleidungen für den Körper und Speisen, und was uns itzt viel zu schaffen macht, war bey der Hand, theils umsonst, theils mit leichter Mühe anzuschaffen: denn bey allen war das Maaß, so viel als die Nothwendigkeit ererfoderte: wir haben uns diese kostbaren, wir haben uns diese wundersamen, wir haben uns diese durch große und mannigfaltige Künste zusammen zu bringenden Dinge selbst gemacht. Die Natur ist sich für ihre Forderuugen genug. Die Schwelgerey, die sich täglich selbst aufreizt und seit so vielen Jahrhunderten wächst und durch ihr Genie die Laster unterstützt, ist der Natur untreu geworden. Zuerst fieng sie an, nach überflüssigen Dingen zu trachten, alsdann nach widersprechenden, zuletzt unterwarf sie die Seele dem Körper, und geboth, seinen Lüsten zu fröhnen. Alle jene Künste, von denen die Stadt aufgeweckt und mit Getös erfüllt wird, beschäfftigen sich für den Körper, dem sonst Alles wie einem Sklaven gewährt wurde, itzt als Herren hergerichtet wird. Daher kommen die Werkstätte von Webern und Handwerkern aller Art, daher die Salbenköche, daher die Lehrer weichlicher Leibesbewegungen und weichlicher und kraftloser Gesänge. Jenes die Begierden mit nöthiger Sättigung stillende Maaß der Natur ist von uns gewichen. Zur bäurischen Sitte und mitleidenswerth ist's nun geworden, nicht mehr, als genug

nug zu wollen. Es ist unglaublich, mein Lucil, wie leicht auch große Männer das süsse Vergnügen des Vortrags von der Wahrheit abführt. Sieh da den Posidonius, der, meiner Meinung nach, einer von denen ist, die der Philosophie am meisten genüzt, indem er erstlich beschreiben will, wie einige Fäden gedreht, andere ganz leicht und locker geführt werden, wie alsdann der Weberstuhl durch die eingehängten Gewichter den Webzettel gerad ausspannt, wie das Webereisen die eingewebten Queerfäden, um dem auf beyden Seiten widerhaltenden Eintrag seine Widerspänstigkeit zu nehmen, sich an einander zu reihen und zu verbinden zwingt, indem dieß Posidonius beschreibt, sagt er, die Kunst der Weberinnen sey gleichfalls von Weisen erdacht, und vergißt, daß jene feinere Art nachher erfunden worden, wobey

„das Gespinst an den Weberbaum gemacht „ist. Rohr sondert den Werft ab. Mit „spitzigen Schützen wird mitten durch der „Eintrag gewebt, den die eingeschnittenen „Zähne des breiten Kamms zusammen „schlagen.“

Wie? wenn er unser itziges Gewebe zu sehn bekommen hätte, woraus man nichts verhehlende Kleider macht, bey denen, ich sage nichts vom Körper, auch die Schamhaftigkeit keinen Schutz findet. Er geht hierauf zu dem Ackersmann über und beschreibt nicht weniger beredt den vom Pflug zerschellten und, damit die losere Erde den Wurzeln desto leichter sich öfne, zum andernmale überpflügten Boden, hierauf die ausgesäeten Sämereyen und die ausgejäteten Grasgewächse, damit nichts von freyen Stücken und wild darunter aufschieße, was die Saat ersticken möchte. Auch dies, sagt er, sey ein Werk des

Weisen, als ob nicht noch heut zu Tage von denen, die sich mit dem Landbau abgeben, sehr viel Neues erfunden würde, wodurch man die Fruchtbarkeit vermehrt. Hierauf stellt er sich mit diesen Künsten noch nicht zufrieden, sondern setzt den Weisen bis zur Mühle herunter. Denn er erzählt, wie derselbe, die Natur nachahmend, Brod zu machen angefangen. Die in den Mund genommene Frucht, sagt er, zerknirscht die gegen einander treffende Härte der Zähne, und was davon heraus gefallen, führt die Zunge eben diesen Zähnen wieder zu. Alsdann aber wird es mit dem Speichel vermischt, damit es leichter durch den schlüpfrigen Schlund gehe. Wenn es in den Unterleib gekommen, wird es durch die Hitze des Magens verkocht, alsdann setzt es sich erst im Körper an. Diesem Beispiele folgte einer und setzte einen rauhen Stein auf einen andern rauhen nach Art der Zähne von denen der eine Theil die Bewegung des andern unbeweglich erwartet: wo auf die Körner durch ihr beyderseitiges zusammenreiben zerknirscht und öfters zurück gerüttelt, bis sie häufig zermalmt ganz klein werden. Alsdann besprizte er das gemahlne Getreide mit Wasser, und verarbeitet es durch anhaltendes hin- und herwalken und machte Brod daraus, das anfangs warme Asche und ein heiser Stein heraus buk, bis man es in der Folge durch die nach und nach erfundenen Backöfen und noch andere solche Erfindungen that, deren Hitze Jedem nach Willkühr zu Gebote steht. Es fehlte nicht viel, daß er nicht auch das Schusterhandwerk für eine Erfindung weiser Männer ausgab. Alles das erfand zwar die Vernunft, aber nicht die wahre Vernunft. Es sind Erfindungen des Menschen, aber nicht eines Weisen: gewiß eben so, wie die Fahrzeuge, womit wir über Flüsse und Meere setzen,

die

die wir zum Auffangen der heftig anstoßenden Winde mit Seegeln, und am Hintertheile mit Steuerrudern versehen, die den Lauf des Schiffes hin und her lenken, und wozu man das Muster von den Fischen genommen, die sich durch den Schwanz regieren und durch einen kleinen Druck desselben ihrer Schnelligkeit, wohin sie wollen, die Richtung geben. Alles dies, sagt er, hat zwar ein Weiser erfunden; aber zu klein, um sich selbst damit abzugeben, hat er sie schlechtern Handlangern überlassen. Sie sind gewiß von denen auch erdacht worden, welche sie sich noch heut zu Tage zum Geschäfte machen. Wir wissen, daß einige Dinge erst zu unsern Zeiten aufgekommen, als: der Gebrauch der Glasmaterien, die durch ihre durchsichtigen Scherben dem hellen Licht freyen Durchgang lassen: die gewölbten Bäder und die in die Mauern zur Verbreitung der Wärme eingemachten Röhre, um das Badgewölb oben wie unten gleich warm zu machen. Was soll ich von den Marmorarten sagen, wovon Tempel, wovon Häuser blinken? Was von den rund und glatt geformten Steinmassen, worauf wir Hallen und für Nationen geräumige Gebäude stützen? Was von den Wortabkürzungen, damit man auch einen schnellen Vortrag auffängt, und die Hand der Geläufigkeit der Zunge nachfolgt? Von Sklaven aus der untersten Klasse sind es Erfindungen. Die Weisheit wohnt höher, und giebt den Händen keine Anweisung: sie ist die Geisteslehrerinn. Du willst wissen, was denn sie heraus: was sie zu Stande gebracht hat? Keine unanständigen Bewegungen des Körpers, noch die verschiedenen Töne der Pfeiffen und Trompeten, in denen sich der empfangene Odem im Aus- oder Durchgehn zum Ton gebildet: keine Waffen, noch Mauern, noch Kriege: ihre Arbeiten schaffen

fen Nutzen, sie ist dem Frieden hold, und fodert die Menschheit zur Eintracht auf. Sie ist, sag' ich, die Handwerkerinn der zum nöthigen Gebrauche gehörigen Werkzeuge nicht: Was schreibst du ihr solche Kleinigkeiten zu? Des Lebens Künstlerinn siehst du in ihr. Andere Künste aber hat sie unter ihrer Herrschaft. Denn wer des Lebens, der ist auch der Mittel zum Leben Herr. Sie trachtet übrigens nach einem glückseligen Zustande, sie führt, sie öfnet die Bahn dahin. Welche Dinge Uebel sind, welche es scheinen, zeigt sie. Sie zieht den Gemüthern alles Richtige aus und giebt wahre Größe: die aufgeblasene aber und eitel scheinbare drückt sie nieder, und läßt uns nie über den Unterschied zwischen Größe und Aufgeblasenheit unwissend: sie lehrt uns die ganze Natur und ihre eigene kennen. Was Götter, und wie sie beschaffen, was die unterirdischen, was die Haus- und Schutzgötter sind, erläutert sie, was in der zwoten Klasse geistiger Wesen die ewig dauernden Seelen, wo sie verbleiben, was sie machen, was sie vermögen, was sie verlangen. Damit weiht sie uns ein, dadurch wird uns nicht der Eingang zu einem landstädtischen Gottesdienste, sondern zum großem Tempel aller Götter, zum Weltall, aufgeschlossen, dessen wahrhafte Bildnisse und wahrhafte Gestaltensie dem Geiste zu erkennen giebt: denn zu so großen Anblicken ist das Gesicht zu blöd. Hierauf kehrt sie zu dem Ursprunge der Dinge und zur ewigen in die ganze Welt gelegten Vernunft, und zu der jedem einzelnen Saamen-Bildung und Form gebenden Kraft zurück. Alsdann fängt sie an, über die Seele Untersuchungen anzustellen: woher sie sey, wo, wie lang, in wie viel Glieder ausgetheilt. Hierauf begab sie sich von dem Körperlichen zu dem Unkörperlichen, und untersuchte die Wahrheit und ihre Beweise, darnach wie die doppelsinnigen Begriffe

griffe von Leben und Tod geschieden werden sollen: denn in beyden ist Falsches mit Wahrem vermengt. Der Weise, sag' ich, entschlug sich jener Künste nicht, wie Posidonius meynt, er hat sich vielmehr ihnen gar nie genähert. Denn er hätte nichts für erfindungswerth geachtet, was er nicht eines beständigen Gebrauches werthgeachtet haben würde: was er weglegen müßte, würd' er nicht aufheben. Anacharsis, sagt er, erfand das Töpferrad, durch dessen Umtrieb die Gefäße geformt werden, und weil beym Homer eines Töpferrads gedacht wird, so will er nachher lieber die Verse, als die Anekdote für falsch angesehen haben. Ich bestreit' es auch nicht, Anacharsis sey der Erfinder dieses Dings gewesen: und wenn er es war, so erfand es zwar ein Weiser, aber nicht als Weiser, wie die Weisen vieles nicht als Weise, sondern als Menschen thun. Laß z. B. einen Weisen den geschwindesten Läufer seyn: er wird im Laufe, weil er geschwind auf den Beinen, nicht, weil er ein Weiser ist, Allen vorkommen. Ich möchte dem Posidonius einen Glaser zeigen, der das Glas mit seinem Odem in sehr viele Gestalten formt, die man kaum mit einer fleißigen und geschickten Hand so bilden würde. Dies sind Erfindungen, nachdem wir schon einen Weisen zu finden aufgehört haben. Demokritus, sagt er, soll die gewölbten Bögen erfunden haben, so, daß man die Krümmung der abwärts geneigten Steine nach und nach an dem mittelsten anschließt. Dies, mögt' ich sagen, sey unwahr: denn es muß so wohl Brücken, als Thore vor dem Demokritus gegeben haben, die gemeiniglich, wo sie am höchsten, gewölbt sind. Es ist euch ferner entfallen, daß eben dieser Demokritus erfunden, das Elfenbein recht zu bearbeiten, gekochte Steinchen in Smaragde umzuschaffen, wornach noch

heut zu Tage die gefundenen und gebrannter Steine gefärbt werden. Obgleich diese Dinge ein Weiser erfunden, so erfand er sie doch nicht, in so fern er ein Weiser war, denn er that auch vieles, was wir die Ungescheidesten eben so gut, oder noch geschickter und geläufiger thun sehn. Du fragst, was denn der Weise ausgespärt, was er ans Tageslicht gebracht? Erstlich die Natur aller Dinge, der er nicht, wie die andern Thiere, mit Augen, die zum Göttlichen zu blödsinnig sind, gefolgt ist: dann des Lebens Vorschrift die er nach dem Universum eingerichtet: auch lehrte er nicht blos die Götter kennen, sondern ihnen auch nachahmen und folgen, und alle Zufälle nicht anders, als anbefohlen aufzunehmen. Er verboth falschem Wahn zu gehorchen, und wog die Größe eines jeden Dings nach seinem wahren Werth sorgfältig ab: er verwarf die mit Reue vermischten Wollüste: und die stets gefallenden Güter lobte er und that kund, der Glücklichste sey, der das Glück nicht brauche, der Mächtigste sey, der sich selbst in seiner Gewalt habe. Ich rede nicht von der Philosophie, die den Bürger ausserhalb seines Vaterlands und die Götter ausserhalb des Weltalls versetzt, die die Tugend der Wollust hingeschenkt hat: sondern von jener, die ausser der Tugend nichts für ein Gut hält, die weder durch Menschen, noch Glücksgeschenke eingeschläfert werden kann, deren Werth darinnen besteht, daß sie sich von keinem Werth einnehmen läßt. Daß man diese Philosophie in jenem rohen Zeitalter gehabt, wo es noch an Künsten mangelte und man das Nutzbare durch seinen Nutzen selbst kennen lernte, glaub' ich nicht: gleichwie es vor jenen glücklichen Zeiten, da die Wohlthaten der Natur ohne Unterschied zum Genuß vor Augen lagen, ehe noch Geitz und Schwelgerey die

Sterb-

Sterblichen trennte, und diese aus ihrem gesellschaftlichen Leben auf Raub hin und her rannten, noch keine solchen weisen Männer gab, ob sie gleich handelten, wie Weise handeln müssen. Einen andern Zustand des Menschengeschlechtes könnte Niemand höher achten, und, wenn die Gottheit einem erlaubte, das Schicksal der Erdbewohner zu schaffen und den Nationen Sitten zu geben, würd' er keinen andern Zustand gut heissen, als wie er bey jenen gewesen seyn soll, bey denen

„— — kein Ackersmann die unbestellten Felder umarbeitete, und nicht einmal zu bezeichnen, oder in Gränzen einzutheilen erlaubt war. Sie suchten gemeinschaftlich Unterhalt, und die Erde trug, da Niemand forderte, Alles viel ungehindert."

Wo giebt's eine glücklichere Gattung Menschen, als jene. Sie genossen die Natur gemeinschaftlich. Sie war Allen, wie eine Mutter, zum Schutz und zur Erhaltung genug. Da war ein ungestörter Besitz des allgemein verbreiteten Reichthums. Warum sollt' ich nicht jenes Menschengeschlecht das reichste nennen, unter dem man keinen Armen finden konnte. Der Geitz brach in den Wohlstand ein, und indem ihm etwas auf die Seite zu schaffen und sich zu vereignen gelüstete, macht' er Alles fremd, und brachte die Armuth in das aus dem gränzenlosen in einen engen Raum gezwungene Eigenthum, und indem er viel begehrte, verlor er Alles. Gesetzt nun, er wollte seine Kräfte zusammen nehmen und, was er verloren, wieder ersetzen: gesetzt, daß er Aecker mit Aeckern verbände, und den Nachbar

durch Kauf oder mit Unrecht vertriebe: gesetzt, er erweiterte seine Ländereyen zur Provinzengröße, und könnte sein Gut eine lange Reise auf eignen Boden nennen: keine Gränzerweiterung wird uns je wieder so weit bringen, als wovon wir uns entfernt. Wenn wir Alles gethan, werden wir Vieles haben: wir hatten Alles. Selbst die Erde war unbearbeitet fruchtbarer und zum Unterhalt keiner sich's einander entreissender Völkerschaften freygebig. Was die Natur hervor gebracht hatte, gefunden zu haben, war nicht weniger Wollust, als das Gefundene dem Andern zu zeigen. Es konnte nirgends einem etwas übrig bleiben, oder mangeln: es ward unter Einträchtige vertheilt. Noch legte der Stärkere die Hand nicht an den Schwächern: noch schloß der Geizige nicht durch Verheimlichung dessen, was ihm dalag, den Andern vom Nothdürftigen aus: man trug für den Andern, wie für sich selbst Sorge. Die Waffen hatten Ruhe, und die vom Menschenblute unbefleckten Hände kehrten alle Feindseligkeit gegen die Wildthiere. Sie, die ein dichter Hain vor der Sonne schützte gegen die Strenge des Winters und heftige Regengüsse unter einem unmühsamen und werthlosen Schutzort von Zweigen gesichert, lebten, brachten ohne einen Seufzer die ruhig stillen Nächte zu. Aengstliche Bekümmerniß wirft uns auf unserm Purpurbette von einer Seite zur andern, und läßt uns mit den eindringensten Stacheln keine Ruhe: jenen gewährte der harte Boden einen sanften Schlaf. Keine Zimmerdecke von erhabner Arbeit schwebte über ihnen, sondern unbedeckt, wie sie da lagen, wollten die Gestirne über ihnen weg, und das herrliche Schauspiel der Nächte das Weltall ein so großes Werk stürzte sich ganz im Stillen hinüber. So wohl bey Tag, als bey Nacht stand ihnen der Anblick dieser

ser schönsten Wohnung offen: mit Vergnügungen sahen sie Gestirne aus der Mitte des Himmels sich hinunter sinken, und aus verborgnen Gegenden andere wieder aufgehn. Warum sollt' es nicht Freude machen, unter so weit und breit ausgestreuten Wundern herum zu schweifen? Aber ihr erschreckt ja bey jedem Krachen eurer Dächer, und lauft wie unsinnig davon, wenn sich etwas hinter euern Gemälden rührt. Jene hatten keine Häuser wie Städte: Der Wind und eine im Freien ungehinderte Luft, und ein leichter Fels- oder Baumschatten, und spiegelhelle Quellen und Bäche, die durch keinen Damm, noch Röhre, noch zu irgend einem andern Gang gezwungen, verdorben worden, sondern ihren freyen Lauf hatten, und Wiesen, ohne Kunst schön, dazwischen eine ländliche hütte, von der ungebildeten Bauershand aufgeschlagen, dieß war ein Haus nach dem Willen der Natur, in dem man wohnen durfte, ohne sich davor, noch dafür zu fürchten. Heut zu Tage beruht ein großer Theil unserer Furchtsamkeit auf den Wohnungen. Ob aber jene gleich ein herrliches Leben ohne Falsch führten, so waren sie doch keine Weisen, weil nur der Name dem vollkommensten Werke zukömmt. „Doch möcht' ich ihnen nicht absprechen, daß sie Männer hohen Geistes gewesen, und so zu sagen noch nicht lange her von den Göttern abstammen: denn es ist kein Zweifel, daß nicht die Welt noch in ihrer unerschöpften Fülle Alles besser hervor gebracht. Gleichwie aber Alle eine kräftigere und zum Arbeiten fertigere Anlage hatten, so waren sie keine in Allem vollkommen ausgebildete Genies. Denn Tugend ist keine Gabe der Natur: gut werden ist eine Wissenschaft. Jene suchten zwar nicht nach Gold, und Silber und durchsichtigen Steinen in den innern Schlacken der Erde, und schonten

auch

auch noch der unvernünftigen Thiere, vielweniger geschahs, daß der Mensch den Menschen, nicht aus Zorn, nicht aus Furcht, allein zum Zuschaun umbrachte. Sie hatten noch keine gestickten Kleider: noch wurde kein Gold gewirkt: noch grub man nicht darnach. Was weiter? Aus Mangel an Kenntniß der Dinge waren sie unschuldig: darinn ist aber ein großer Unterschied, ob einer eine Sünde nicht begehen will, oder sie nicht kennt. Bey ihnen gab es keine Gerechtigkeit, keine Klugheit, keine Mäsigung und Standhaftigkeit. Einige Aehnlichkeit hatte das ungebildete Leben mit allen diesen Tugenden. Tugend wird keiner Seele zu theil als die es, unterwiesen und gelehrt, durch eine beständige Uebung aufs Höchste gebracht hat. Dazu, aber ohne sie werden wir alle gebohren, und auch in dem Besten, eh du ihn unterrichtest, ist der Stof zur Tugend, nicht Tugend selbst.

LXXXXVIIII.

LXXXXVIIII.

Es giebt auch eine Thorheit der Thränen. Es giebt Scheinübel, die die Menschen Gewohnheithalber betrauern, der Schmerz über Verlohrne ist nicht nur eitel, er ist auch undankbar, er denkt nicht an den Genuß, den er gehabt, sondern nur an den, den er verliehrt. Wer nur am Gegenwärtigen Freude hat, beschränkt den Genuß der Dinge auf einen kleinen Raum — Wen das Loos getroffen, gebohren zu werden, dem bleibt, sterben, übrig. — Die Zeit, die man lebt, ist im Leben das Wenigste — Es ist Unmenschlichkeit, nicht Geisteskraft und Tugend, den Leichenzug der Seinigen, ohne gerührt zu werden, mit anzusehn. Es giebt Thränen, die die Gewalt der Natur auspreßt, oder sanftere Erinnerung an unsern Verlohrnen hervorlockt — laß beyden ihren Lauf, aber verbiet ihn denen, die aus Mode und Sitte fließen — Erinnere dich deines Sohnes, der dir vorausgegangen, oft! oft feyr' sein Andenken! aber

aber es ist wie in der Freude, so im Schmerz und in den Thränen ein Genug!

Den Brief, den ich dem Marullus nach dem Verluste seines kleinen Sohns geschrieben, als man sagte, er stelle sich sehr weibisch, hab ich dir geschickt. Darinnen bin ich der gewöhnlichen Art nicht gefolgt und habe nicht geglaubt, mit ihm gelind umgehen zu müssen, da er mehr Tadel als Trost verdiente. Einen Niedergeschlagenen, und wer sich bey einer großen Wunde übel benimmt, dem muß man auf eine kurze Zeit nachgeben: er ersättige sich, oder ströme wenigstens die erste Aufwallung aus. Die sich aber zu trauern vorgenommen, müssen auf der Stelle gezüchtigt werden, und lernen, daß es auch eine Thorheit der Thränen gebe. *) Trost erwartest du? laß dich auszanken. So weichlich erträgst du den Tod deines Sohns? Was würdest du thun, wenn du einen Freund verlohren hättest? Dein Sohn ist gestorben, ungewiß war die Hoffnung, die er geben konnte, er war noch sehr klein: ein Zeitraum ohne Bedeutung ist verlohren. Ursachen zum Schmerz suchen wir uns zusammen und wollen auch unberechtigt über das Schicksal klagen, als ob es uns nicht gerechte Ursachen zu Klagen geben würde. Aber du schienst mir wahrlich schon Charakter genug auch gegen wahrhafte Uebel zu haben, geschweige denn gegen jene Scheinübel, die die Menschen aus Sitte beseufzen. Bey dem größten aller Uebel, wenn du einen

*) Lipsius hält das Vorhergehende für einen Eingang, und glaubt, hier fange der an dem Marullus, oder Marillus, geschriebne Brief des Seneka selbst an.

nen Freund verlohren hättest, war es deine Pflicht, es dahin zu bringen, daß du dich mehr freutest, ihn gehabt, als betrauertest, ihn verlohren zu haben. Aber die Meisten überrechnen nicht, wie viel sie genossen, wie viel sie Freude empfunden. Unter den übrigen Uebeln hat der Schmerz auch dieß, daß er nicht nur eitel, sondern auch undankbar ist. Ists denn nun umsonst, einen solchen Freund gehabt zu haben? Ist seit so viel Jahren mit einer solchen Verknüpfung des täglichen Umgangs mit einer so vertrauten Gemeinschaft der Kenntnisse und Wissenschaften Nichts ausgerichtet worden? Mit dem Freund begräbst du die Freundschaft? und was schmerzt es dich ihn verlohren, wenn es dir, ihn gehabt zu haben, nichts nützt? Glaub mir, ein großer Theil von denen, die wir geliebt, bleibt bey uns, ob uns schon das Geschick sie selbst entreißt. Die vergangene Zeit gehört uns eigen, und Nichts befindet sich an einem so sicherm Orte, als was gewesen ist. Aus Hoffnung des Zukünftigen sind wir undankbar gegen das Eingeärndtete: als wenn nicht das Zukünftige, gesetzt, daß es uns auch nach Wunsch erfolgte, bald in Vergangenheit übergienge. Wer nur an den Gegenwärtigen eine Freude hat, beschränkt den Genuß der Dinge auf einen kleinen Raum. So wohl das Zukünftige als das Vergangene ergötzt: jenes durch Hoffnung, dieses durch Andenken: aber das eine steht zu erwarten und kann auch nicht geschehn, das andere kann nicht ungeschehen werden. Welch ein Unsinn ist's also, das Zuverlässigste nicht zu achten. Laß uns mit dem, was wir bereits geschöpft, zufrieden seyn, wenn wir es nur nicht mit durchlöchertem Herzen schöpften, das alles, was es empfangen, durchläßt. Es giebt unzählige Beyspiele von solchen, die ihre Söhne im Jünglingsalter

ohne

ohne Thränen begruben, die vom Scheiterhaufen in den Senat oder an andere Staatsgeschäfte zurückgiengen, und gleich andere Verrichtungen vornahmen, und dieß nicht ohne Grund. Denn erstens ist wehklagen etwas eitles, wenn man mit Wehklagen nichts ausrichtet, zweytens ists unbillig, sich darüber zu beschweren, was einem begegnet, und Allen bevorsteht. Ferner ist die Klage über Sehnsucht da eine Thorheit, wo zwischen den berlohrnen und Sehnenden eine so gar geringe Entfernung ist. Eben darum müssen wir uns desto bereitwilliger darein geben, weil wir unsern Verlohrnen nachfolgen. Sieh auf die Schnelligkeit der mit Allgewalt fortströmenden Zeit, denk an die Kürze des Raums, den wir wie aufs hurtigste angetrieben durchlaufen, betrachte diesen Zug des Menschengeschlechtes nach Einem Ziel gerichtet, in den unbedeutendsten Zwischenräumen, da, wo sie am größten scheinen, voneinander entfernt: der, den du vernichtet glaubst, ist nur vorausgeschickt. Was ist aber thörichter, als wenn man einerley Weg zu machen hat, über denjenigen zu weinen, der vorangegangen. Beweint jemand ein Ereigniß von dem er wohl wußte, es würde sich ereignen, oder, so er bey dem Menschen nicht an den Tod gedachte, so hat er sich selbst betrogen. Beweint jemand eine Sache von der er sagte, sie müsse geschehen? Wer den andern beklagt, daß er gestorben, beklagt, daß er ein Mensch gewesen. Ueber Alle hat noch einerley Loos geherrscht. Welchen es getroffen, gebohren zu werden, dem bleibt sterben übrig. In Ansehung des Zwischenraums, werden wir verschieden gehalten, am Ende einer wie der andere. Was zwischen dem ersten und letzten Tag liegt, ist mancherley und ungewiß: wenn man es nach den Beschwerden schätzt, ist's auch einem Unmündigen lang, nach der Eilfer-

tigkeit

tigkeit aber, einem Greise schmal. Da ist nichts, das nicht schlüpfrig und täuschend, und veränderlicher als jedes Wetter wäre. Alles wird hin- und hergeworfen, und verwandelt sich auf des Schicksals Befehl ins Gegentheil, und bey dieser Fluth menschlicher Angelegenheiten, ist Jedem nichts als der Tod gewiß. Demungeachtet beklagen sich Alle darüber, wobey allein Niemand getäuscht wird. Aber noch als Kind ist er gestorben! Ich sage noch nicht, daß dem besser geschehe, dem das Leben abgenommen wird: laß uns zu demjenigen übergehn, der Greis geworden. Wie wenig mehr als das Kind gewinnt er! Stell dir den weiten Raum der tiefen Zeit vor, und fasse sie ganz zusammen, alsdann vergleich mit dem Unermeßlichen das, was wir Menschenalter nennen, du wirst sehn, wie wenig es ist, was wir wünschen, was wir verlängern. Wie viel eignen sich Thränen, wie viel Bekümmernisse, wie viel der, eh' er kömmt gewünschte Tod davon zu, wie viel das Kränkeln, wie viel Furcht, wie viel die ersten entweder unwissenden oder schädlichen Jahre: die Hälfte dieses kleinen Zeitraums wird verschlafen. Füg noch Mühseligkeiten, Leidklagen, Gefahren hinzu, und du wirst einsehn, daß auch bey dem längsten Leben das wenigste das ist, was man lebt. Wer wird dir aber einräumen, daß derjenige nicht besser daran sey, dem es geschwind umzukehren erlaubt, der am Ziel seiner Reise ist, eh' er müd wird. Das Leben ist weder ein Gut noch ein Uebel: die Gelegenheit zum Guten und Bösen ist es. Er hat also nichts als einen Wurf zu einem eher zu erwartenden Verluste verlohren. Er konnte ein anständig bescheidener und verständiger Mann, konnte unter deiner Aufsicht und Sorgfalt zu etwas Besserem ausgebildet werden, aber er konnt' auch (was gegründeter zu befürchten ist) einer

wie die meisten werden. Sieh jene Jünglinge an, die die Schwelgerey dem Kampfplatze hingeworfen: sieh' sie an, die wechselsweise schamlos ihrer eignen und der Geilheit Anderer den Zügel lassen, denen kein Tag ohne Rausch, keiner ohne irgend eine ausgezeichnete Schandthat vergeht: so wird es klar am Tage liegen, daß man mehr zu befürchten als zu hoffen hatte. Darum sollst du dir keine Ursachen zum Schmerz zusammenholen und leichte Unannehmlichkeiten durch Unmuth schwer machen. Ich ermahne dich nicht, dich anzustrengen, dir Gewalt anzuthun: ich denke nicht so schlimm von dir, daß ich dagegen deine ganze Geisteskraft auffordern zu müssen glaubte. Es ist bey dir kein Schmerz, es ist nur Ingrimm, du machst ihn zum Schmerz. Unbezweifelt weit hat es die Philosophie gebracht, wenn du den mit der Amme mehr als mit seinem Vater bekannten Knaben starkmuthig entbehrst. Wie? ich berede nun zur Härte, begehre, daß man selbst beym Leichenzug in die Höhe seh', und leide nicht einmal, daß das Herz beklemmt sey? Im geringsten nicht. Es ist Unmenschlichkeit, nicht Tugend, den Leichenzug der Seinigen mit eben den Augen wie sie selbst anzusehen, und bey der ersten Trennung der Familie nicht gerührt zu werden. Gesetzt, daß ich dir's verböthe: manches steht nicht in unserer Gewalt. Auch dem Zurückhaltenden entfallen Thränen und erleichtern vergossen das Gemüth. Was nun da zu thun ist? Laß uns ihnen erlauben, herabzufallen, nicht gebiethen. So viel die Leidenschaft austreibt, mögen fließen, nicht so viel als Nachäffung fordert. Laß uns unserer wahren Betrübniß nichts beymischen, noch sie nach eines Anderen Vorbild vergrößern. Das Prahlen mit dem Schmerz, erfordert mehr als der Schmerz selbst. Der wievielste ist um seiner selbst

willen

willen traurig? Lauter seufzen sie, wenn sie gehört werden, und still und ruhig sind sie, so lange Niemand um den Weg ist: wenn sie Leute sehen, werden sie von neuem zu Thränengüssen gereizt. Dann fahren sie mit den Händen nach dem Kopf, was sie viel ungehinderter thun konnten, da es ihnen Niemand verwehrte: dann flehen sie um den Tod: dann werfen sie sich auf dem kleinen Bette herum. Ohne Zuschauer hat der Schmerz Ruhe. Wie bey andern Dingen, so machen wir auch bey diesem die Schwachheit mit, uns nach dem Beyspiele der Meisten zu richten, und nicht auf Pflicht, sondern auf Mode zu sehen. Wir weichen von der Natur ab, wir überlassen uns dem Publikum, das in keiner Sache ein guter Rathgeber und in der gegenwärtigen, wie in allen, äusserst veränderlich ist. Sieht es einen Leidtragenden mannhaft, so heißt es ihn lieblos und verwildert: sieht es einen zusammen stürzen und auf den Leichnam sich hinwerfen, so nennt es ihn weibisch und kraftlos. Darum ist Alles zur Vernunft zurück zu weisen. Nichts ist hingegen thörichter, als sich durch Traurigkeit einen Namen und seine Thränen geltend zu machen suchen, deren einige, meines Erachtens, einem weisen Mann erlaubt entfallen, andere aus eigner Gewalt entströmen. Ich will den Unterschied davon angeben. Wenn uns die erste Nachricht des bittern Todesfalles wie zu Boden geschlagen hat, wenn wir den Leichnam umfassen, der aus unserer Umarmung ins Feuer übergehn wird, preßt uns die Gewalt der Natur Thränen aus, und der vom Schlage des Schmerzes angetriebene Lebensgeist bringt, wie den ganzen Körper, so auch die Augen in mächtige Bewegung, wodurch er die in der Nähe derselben liegende Feuchtigkeit heftig drückt und austreibt. Diese Thränen fließen wider unsern Wil-

len ausgepreßt. Es giebt andere, denen wir freyen Lauf geben, wenn das Andenken an unsere Verlohrne erneuert wird, und in dieser Traurigkeit liegt eine Art süsser Empfindung. Wenn uns ihre lieben vertrauten Gespräche, ihr fröhlicher Umgang, ihre geschäftige Pflichtleistung einfallen, dann lösen sich die Augen gleichsam in Freudenthränen auf. Diesen überlassen wir uns: jene bemächtigen sich unser. Darum sollst du deine Thränen wegen eines Herumstehenden oder bey dir Sitzenden, weder zurückhalten, noch herausnöthigen. Daß sie sich hemmen, oder daß sie fließen, ist nie so schändlich, als verstellt zu weinen. Laß sie kommen, wann sie wollen, man kann ja auch ruhig und gefaßt weinen. Sie sind oft ohne Abbruch des Ansehens eines Weisen mit solcher Mässigung geflossen, daß ihnen weder Menschlichkeit noch Würde fehlte. Man darf, sag ich, der Natur mit beybehaltener Männlichkeit gehorchen. Ich sah Verehrungswürdige bey dem Leichenbegängnisse der Ihrigen, aus deren Gesicht ohne alles Gezier leidtragenden Personen Liebe hervor glänzte: keine andere, als Aeußerung wahrer Empfindung. Es giebt auch eine Würde bey Schmerzen: diese darf der Weise nie aus der Acht lassen, und gleichwie in allen übrigen Sachen, so ist auch in Thränen ein Genug! die Thoren haben jederzeit wie bey Freuden so bey Schmerzen das Maas überschüttet. Ertrag das Unvermeidliche mit Gleichmuth. Ist denn etwas Unglaubliches, etwas Neues geschehen? wie Vielen wird das Leichenbegängniß eben itzt bedungen! wie Vielen die Eingeweide herausgenommen! wie Viele werden nach deiner Trauer trauern! So oft du denkst, daß er jung, so denk, daß er auch ein Mensch gewesen, dem nichts gewisses zugesagt ist, den das Schicksal nicht zuverlässig bis zum Greisalter führt, den es entläßt,

entläßt, wo es ihm gut dünkt. Uebrigens red oft von ihm und feire sein Andenken so gut du kannst, das öfter zu dir zurück kommen wird, wofern es ohne Bitterkeit kömmt; denn niemand geht gern mit einem Traurigen geschweige denn mit der Traurigkeit um. Wenn du einige seiner Gespräche, wenn du einige Scherze die er, ob er gleich klein war, gemacht hat, mit Lust angehört hast, wiederhohl sie dir öfters, sag es keck, daß er deine Hoffnungen, die das väterliche Herz von ihm faßte zu erfüllen, im Stande gewesen wäre. Die Seinigen vergessen, mit ihren Leichnamen auch das Andenken an sie begraben, und aufs unmäßigste weinen, äusserst selten sich ihrer erinnern, thut nur ein unmenschliches Herz. So lieben die Vögel, so die Wildthiere ihre Jungen, derer Liebe Antrieb und bey nahe Wuth ist, aber mit dem Verluste derselben ganz verlöscht. Dies geziemt einem vernünftigen Manne nicht: er höre nie auf, sich der Seinigen zu erinnern, er lasse hingegen ab, sie zu betrauern. Ich billige auf keine Weise, was Metrodorus sagt, es geb' eine mit der Traurigkeit aufs innigste verwandte Wollust, darnach man zu einer solchen Zeit trachten müsse. Was ist schändlicher, als in der Betrübniß, ja selbst durch die Betrübniß nach Wollust trachten, und sich auch unter Thränen nach Ergötzung umzusehn? Diese Leute sind's, die uns allzu große Strenge vorwerfen, und unsere Lehrsätze als Härte brandmarken, weil wir sagen, man müsse den Schmerz zur Seele nicht zulassen, oder geschwind daraus verbannen. Welches von beyden aber ist unglaublicher oder unmenschlicher, nach dem Verlust des Freundes keinen Schmerz empfinden, oder ein Schmerz selbst sich eine Wollust erkünsteln. Was wir lehren, besteht mit Würde: wenn die Gemüthsbewegung einige

Thränen vergießt und so zu sagen ausschäumt, müsse sich der Geist dem Schmerze nicht überlassen. Was sagst du? man müsse selbst unter den Schmerz Wollust mischen? So tröstet man die kleinen Buben mit Kuchen, so stillen wir das Weinen der Kinder mit eingeflößter Milch. Nicht einmal zu der Zeit, da dein Sohn auf dem Scheiterhaufen brennt, oder dein Freund verstirbt, willst du ohne Wollustempfindung seyn, sondern selbst deinen Gram kützeln! Ob man wohl mit mehr Würde der Seele den Schmerz entzieht, oder auch der Wollust den Zugang zum Schmerz verstattet, den Zugang verstattet sag ich! im Schmerz darauf ausgeht, sie sich in ihm selbst sucht? Es giebt, sagt er, eine mit der Traurigkeit innigst verwandte Wollust. Das dürfen wir sagen, ihr aber dürft es nicht. Ihr kennt nur Ein Gut, Wollust, nur Ein Uebel, Schmerz. Welche Verwandtschaft ist zwischen Gut und Uebel möglich? Aber laß sie seyn: itzt ist vorzüglich zu untersuchen, und wir wollen den Schmerz selbst genauer betrachten, ob er etwas angenehmes, Wollustgewährendes an sich habe. Mittel, die an einigen Theilen des Körpers heilsam sind, können an andern als garstig und unanständig nicht gebraucht werden, und eines, das anderswo ohne Schaden der Schamhaftigkeit Nutzen schafte, wird für den Ort der Wunde ungeziemend. Schämst du dich nicht, Betrübniß mit Wollust zu heilen? Diesem Uebel muß ernstlicher abgeholfen werden. Bring lieber in Erinnerung, wie den Sterbenden keine Schmerzensempfindung erreiche; denn, wenn sie ihn erreicht, ist er nicht gestorben. Nichts, sag' ich, verlezt den, der Nichts ist; er lebt, wofern er verleztbar ist. Was scheint dir ein Uebel zu seyn, daß er nichts, oder noch etwas ist? Es kann ihm nun aber das weder eine

Quaal seyn, daß er nicht ist, (denn welche Empfindung hat das Nichts?) noch daß er ist: denn alsdann ist er der größten Last des Todes entflohn, nicht zu seyn. Auch dies laß uns demjenigen sagen, der einen im ersten Lebensalter Hingerafften beweint und vermißt: wir haben alle, so wohl Jünglinge, als Greise, im Betreff der Kürze der Zeit, wenn man sie mit der ganzen vergleicht, keiner mehr, als der andere. Denn von der im Ganzen genommenen Zeit kömmt weniger auf uns, als Jemand für das Wenigste ausgeben möchte, weil doch das Wenigste noch ein Theil ist: das, was wir verleben, ist dem Nichts am nächsten, und demohngeachtet, o unsers Wahnsinns! macht man weitläufige Plane damit. Dies hab' ich dir geschrieben, nicht, als ob du auf eine so späte Arzney von mir gewartet hättest: ich bin überzeugt, daß du dir alles, was du hier nur lesen wirst, bereits vorgehalten: sondern dich für jenen kleinen Verzug zu strafen, wodurch du dich selbst vergessen, und dich fürs künftige zu ermahnen, deinen Geist und Charakter gegen das Schicksal zu erheben, und dich auf alle seine Pfeile, nicht, als ob sie kommen könnten, sondern als ob sie gewiß kommen würden, gefaßt zu machen. Leb wohl.

CIII.

CIII.

Kümmere dich nicht um die Unfälle des Zufalls. Denk, wie viel du bey dem Menschen Gefahr läufst, der des Menschen gefährlichster Feind ist, damit du daran denkst, was des Menschen Pflicht sey.

Was kümmerst du dich denn um jene Dinge so ängstlich, die dir vielleicht begegnen können, sie können dir ja auch nicht begegnen, ich meyne Feuersbrünste, Verwüstungen, und andere dergleichen Dinge, in die wir durch den Zufall, nicht durch hinterlistige Nachstellung gerathen? Sieh lieber darauf, hüt dich davor, wo man uns aufs Korn nimmt, wo man uns zu fangen sucht. Es sind seltene, obgleich schwere Zufälle, Schifbruch leiden, mit dem Wagen stürzen! der Mensch hat von dem Menschen täglich Gefahr zu gewarten. Dagegen mach dich gefaßt: darauf sieh mit unverwandten Augen. Denn es giebt kein Uebel so häufig, keins so widerspänstig, keins so einschmeichelnd. Das Ungewitter droht, eh' es beginnt: Die Gebäude krachen, ehe sie zusammenstürzen: der Rauch sagt die Feuersbrunst an: plötzlich kömmt der durch den Menschen angerichtete Schade, und ist desto sorgfältiger verdeckt, je mehr er sich nähert. Du irrst, wenn du den Gesichtern derer, die dir begegnen, glaubst. Sie haben von Menschen die Gestalt, den Charakter von wilden Thieren, außer, daß der erste Anlauf von diesen den-

jeni-

jenigen schädlicher ist, die ihnen nicht ausweichen können. Denn nichts, als die Noth treibt sie dazu an, Schaden zu thun: durch Hunger oder Furcht werden sie zum Angriff gezwungen. Dem Menschen gelüst's, den Menschen zu Grund zu richten. Denk jedoch du daran, welche Gefahr der Mensch bey dem Menschen laufe, damit du daran denkest, was des Menschen Pflicht sey. Gieb eines Theils acht, daß du keinen Schaden leidest, andern Theils, daß du Niemand Schaden zufügest. Freu dich über den Wohlstand Aller: sey gerührt über ihren Uebelstand, und erinner dich, was du zu thun, wovor du dich zu hüten hast. Was du durch eine solche Lebensart erlangst? Nicht, daß sie dir nicht schaden, sondern, daß sie dich nicht hintergehen. So viel du aber kannst, nimm zur Philosophie deine Zuflucht. Sie wird dich in ihrem Schooße schützen. In ihrem Heiligthume wirst du entweder ganz sicher, oder doch sicherer seyn. Diejenigen stoßen nicht an einander, die nicht an einerley Ort auf- und abgehn. Weil du dich aber mit der Philosophie selbst nicht gros machen darfst, (sie war bey Vielen der Grund zur Gefahr, die sich mit ihr unbescheiden und über Alles wegsetzend betrugen) so ziehe sie dir die Fehler ab, und verweise sie nicht einem andern: so zeige sie keinen Abscheu gegen den allgemeinen Sittenton, und benehme sich nicht dergestalt, daß sie gerad alles, was sie nicht thut, zu verdammen scheine. Man darf ein weiser Mann seyn, nur ohne viel Aufhebens, ohne Neidreiz.

CVII.

Deine Sklaven sind dir entflohn. Dergleichen und noch weit ärgere Zufälle ereignen sich unaufhörlich. Sie sind Gesetz und Einrichtung der Natur, die Alles weise geordnet. Darum laß uns auf jedes widrige Ereigniß gefaßt machen, und mit der eines rechtschafnen Mannes würdigen Denkungsart den Tribut unserer Sterblichkeit ohne Klage bezahlen. Es ist klein und niederträchtig, von der Einrichtung der Welt schlimm zu urtheilen, und eher die Götter, als sich meistern zu wollen.

Wo ist nun diese deine Klugheit? wo der Scharfsinn, den Sachen auf den Grund zu sehen? wo die Geistesgröße? So unbedeutende Dinge treiben dich in die Enge? Die Sklaven haben deine Geschäfte für Gelegenheit zur Flucht gehalten. Wenn dich Freunde betrögen, (sie mögen immer den Namen haben: weil ihn unser Epikur denselben beygelegt, sollen sie auch so heißen) wie viel würdest du von dem Deinigen behalten. Du hast nur diejenigen eingebüßt, die deine Bemühungen mißbrauchten, und dich andern beschwerlich machten. Das ist alles nichts neues, nichts unerwartetes. Von dergleichen Sachen aufgebracht werden ist so thöricht als dar-

über zu klagen, daß man auf der freyen Straße be- spritzt oder im Morast besudelt werde. Es geht im Leben wie im Bade, im Gedräng, auf der Reise manches wird dir zugefügt werden, manches ohnge- fähr begegnen. Leben ist keine Süßigkeit. Du hast einen langen Weg angetreten und du must ausglit- schen und fallen und müde werden, und ausrufen: o Tod! das ist so viel als, eine Lüge sagen. An dem einen Ort wirst du deinen Gefährten verlassen, an einem andern begraben, an einem andern, fürchten. Ueber dergleichen Hindernisse hat man diesen holpe- richten Weg zurückzulegen. Ich soll sterben? das Gemüth werde auf Alles gefaßt gemacht. Es wisse, daß es dahin gekommen, wo man den Wetterstrahl zu erdulden hat, daß es dahin gekommen wo:

„Trauren und rachsüchtige Sorgen ihr
„Lager aufgeschlagen und verbleichende
„Krankheiten wohnen und das traurige
„Alter“

In einer solchen Gemeinschaft muß man das Leben hinbringen. Entfliehen kannst du diesen Dingen nicht: dir nichts daraus machen: kannst du. Du wirst dir aber nichts daraus machen, wenn du oft daran denkst und dir zum voraus vorsteilst, daß sie kommen werden. Ein Jeder ist noch mit mehr Muth an das gegangen, worauf er sich lange ge- faßt gemacht, und ob es schon hart war, that er ihm Widerstand, wenn ers zuvor bedacht hatte. Der Unvorbereitete erschrickt hingegen bey der geringsten Sache. Dahin muß man es bringen, daß keinem von uns etwas unerwartet ist, und weil die Neuheit Alles lästiger macht, daß man in keinem Uebel ein Neuling ist. Sklaven haben dich verlassen? Ei-

nen

nen anderen haben sie bestohlen, einen andern verklagt, einen andern ermordet, einen andern verrathen, einen andern mit Füßen getreten, einen andern haben sie mit Gift, einen andern mit Verbrechensbeschuldigung nach dem Leben gestellt. Was du auch angeben möchtest, ist schon Vielen begegnet, und wird noch Vielen in der Folge begegnen. Wie viele und mancherley Pfeile werden auf uns gerichtet. Einige stecken schon fest in uns, einige schwirren und erreichen uns den Augenblick, einige verwunden uns, indem sie andere treffen sollten. Laß uns über nichts wozu wir gebohren sind, verwundern, worüber sich darum niemand zu beklagen hat, weil Alle gleichgehalten werden. Ja sag' ich, wir werden gleichgehalten, denn auch das, dem einer entgangen ist, hätt' er zu leiden genöthigt seyn können. Ein billiges Recht und Gesetz aber ist nicht dasjenige, dessen sich Alle bedient, sondern das für Alle gemacht ist. Laß uns dem Gemüthe das Geboth der Billigkeit auflegen und ohne Klage den Tribut der Sterblichkeit bezahlen. Der Winter bringt Kälte: man muß frieren: der Sommer Hitze, man muß schwitzen: das böse Wetter greift die Gesundheit an, man muß krank seyn. Hier wird uns ein wildes Thier begegnen, dort ein Mensch, schädlicher als alle Wildthiere. Ein Ding wird uns das Wasser ein anderes das Feuer entreissen. Dieses Loos der Dinge können wir nicht ändern, das können wir, eine große und eines Rechtschafnen würdige Denkungsart annehmen, womit wir das Zufällige ertragen und mit der Natur gemeinsame Sache machen. Die Natur aber verwaltet dieß Reich, das du siehst, durch Veränderungen. Auf trübes folgt heiteres Wetter: die Meere werden in Bewegung gesetzt, wenn sie geruht: die Winde wechseln in Wehen ab: Tag folgt auf Nacht: ein Theil des

Hori-

Horizonts hebt sich empor, der andere sinkt unter: die Ewigkeit besteht im Widerspiel der Dinge. Es ist Pflicht, unser Gemüth in dieß Gesetz zu fügen, demselben zu folgen, ihm zu gehorchen und zu glauben, alles, was geschieht, habe geschehen müssen, und die Natur nicht tadeln zu wollen: Es ist das beste zu leiden, was man doch nicht besser machen kann, und Gott, durch den sich als Urheber Alles ereignet, ohne Murren zu geleiten. Ein schlechter Soldat ists, der seinem Feldherrn seufzend folgt. Darum wollen wir die Befehle bereitwillig und frisch muthig annehmen und nicht den Gang des herrlichstes Werkes verlassen, in welches Alles was wir leiden, verflochten ist, und den Jupiter, durch dessen Regierung dieses Weltgebäude geleitet wird, so anreden, wie ihn unser Cleanthes in sehr beredten Versen anredet, die in unsre Muttersprache zu übersetzen mir nach Cicero's des beredtesten Mannes Beyspiel erlaubt ist. Gefallen sie dir, so wirst du sie gut annehmen, misfallen sie, so wirst du wissen, daß es mir dabey wie dem Cicero gegangen.

„Führ mich, Vater und Herrscher des hohen Himmels, wohin es dir gefällt: dir zu gehorchen, nehm ich keinen Anstand. Da bin ich: und wenn ich auch nicht wollte, so müßt' ich seufzend folgen. Den Bereitwilligen führt das Schicksal, den Widerspenstigen schleppt es, und ich muß als böser Mensch ertragen, was ich als guter ertragen konnte."

So laß uns leben, so sprechen. Das Schicksal finde uns bereit und unverdrossen. Das ist ein großer Geist, der sich Gott übergeben: jener aber klein

und

und niederträchtig, welcher widerstrebt, und von der Einrichtung der Welt übel urtheilt, und lieber die Götter als sich selbst meistern will.

CXIIII.

Das Genie verfällt nach dem Ton und Geschmack seiner Zeit auf mancherley Arten des Ausdrucks und Stils. So wie die Sitten einer bürgerlichen Gesellschaft nach und nach erkranken, so wird auch die Art sich auszudrücken allgemein üppiger. Lebens- und Redeton charakterisiren sich wechselsweise, nur muß lezterer keine Nachahmung seyn. Erhalt oder mach deinen Geist gesund, und dein Ausdruck und Stil wie dein Aeußerliches wird stark, kraftvoll und männlich seyn. Wo du aber nicht Herr über dich selbst zu seyn trachtest, da reißt dich Unmäßigkeit jeder Gattung mit sich fort.

Warum zu manchen Zeiten eine so verderbte Art des Vortrags aufgekommen, fragst du, und wie die Neigung der Genie's auf manche Fehler verfallen, daß bisweilen eine aufgedunsene Art sich auszudrücken Mode war, bisweilen eine verweichlichte und gesang-

gesangweise? Warum einmal kühne und allen Glauben überschreitende Gedanken gefallen, ein andersmal abgerissene und bedeutungsvolle Sentenzen, bey denen man mehr hinein zu denken, als zu hören hat? Warum es eine Zeit gegeben, wo man sich des Rechts der Bildersprache schamlos bediente? Was man in gemeinen Leben zu hören pflegt, was bey dem Griechen zum Sprichworte geworden: Die Menschen reden, wie sie leben. Gleichwie aber eines Jeglichen Geberdensprache mit dem, was er sagt, übereinkömmt, so ahmt die Art zu reden meistens den öffentlichen Sittenton nach. Wenn die Zucht und Ordnung eines Staats erkrankt ist, und sich einem weichlichen Leben überlassen hat, dann ist ein Beweis der allgemeinen Ueppigkeit die Zügellosigkeit des Ausdrucks, so fern sie nicht bloß der, eine oder andere im Munde führt, sondern allgemein gefällt und angenommen ist. Der Verstand kann keinen andern Charakter als der Geist haben. Ist dieser gesund, ist er wohl geordnet, ernst, mäßig, so ist auch der Verstand nüchtern und nicht krank: so, wie jenes verdorben ist, wird auch dieser angesteckt. Siehst du nicht bey der Erschlaffung des Geistes die Glieder schleppen und die Füße sich träge bewegen, bey seiner Verweichlichung die Schwäche sich schon am Gang verrathen, hingegen bey seinem Muthe und seiner Behendigkeit den schnellern Schritt, bey seiner Wuth, oder, was der Wuth gleich ist, bey seinem Zorn den Aufruhr in den bewegten Körper, da er nicht geht, sondern fortgerissen wird? Um wie viel eher glaubst du wohl, daß dies den Verstand treffe, da er ganz mit dem Geiste vermischt ist? Von ihm wird er gebildet, ihm gehorcht er, von ihm bekömmt er seine Vorschrift. Es ist zu zu bekannt, als daß ich hier zu erzählen nöthig hatte. Wie Mäcenas

nas gelebt, wie er herumgegangen, was für ein Zärtling er war, wie er gesehn zu werden wünschte, wie er seine Fehler gar nicht verbergen wollte. Wie? Ist seine Art sich auszudrücken nicht eben so ungebunden, als sein nachlässiger Anzug? Sind seine Worte nicht so auszeichnend, als seine Tracht, als sein Gefolg, als sein Haus, als seine Gemahlin? Er war ein Mann, der viel Verstand hatte, wenn er ihn nur auf einen richtigern Weg geleitet, wenn er's nicht vermieden hätte, verstanden zu werden, wenn er nicht auch in seinem Ausdrucke flatterhaft gewesen wäre. Daher wirst du die herumschweifende und lauter Freyheiten sich herausnehmende Beredtsamkeit wahrnehmen *). — — — Wird dir nicht, so bald du dieses liesest, einfallen, es sey das der Mann, der mit offnen Unterkleidern in die Stadt kam? Denn auch da er die Stelle des abwesenden Cäsars vertrat, war er ungegyrtet, als man die Parole bey ihm abholte: es sey der Mann, der auf dem Richterstuhle, auf der Rednerbühne, in jeder öffentlicher Versammlung so erschien, daß der Kopf mit Ausschluß der Ohren verhüllt war, gerad wie es die Flüchtlinge eines Reichen in der Komödie zu haben flegen: es sey der Mann, der bey dem Tumult bürgerlicher Kriege, und da die Stadt in ängstlicher Erwartung und unter Waffen war, so oft er öffentlich erschien, zween Verschnittene, die jedoch mannhafter, als er, waren, zum Geleite hatte: es sey der Mann, der tausendmal eine Frau nahm, ob er gleich nur Eine hatte. Diese

*) Die hier eingerückte Stelle des Mäcenas, war für mich unübersetzbar. Dieß ist das einzigemal, wo ich dem Beyspiele meiner Vorgänger gefolgt bin, und etwas auslasse.

Diese so unverzeihlich zusammengefügten, so nachlässig hingeworfenen, wider allen Sprachgebrauch geordneten Worte, geben auch nicht weniger neue, sowohl verkehrte, als eigensinnige Sitten zu erkennen. Das größte Lob, das man ihm beylegt, ist Sanftmuth: er schonte das Schwert, enthielt sich des Blutvergießens, und zeigte seine Macht in sonst nichts, als einem ungebundenen Leben. Selbst dieses Lob hat er sich durch jenes Vergnügen an den ungeheuersten Ausdrücken verdorben. Denn man sieht daraus, daß er nicht gütig, sondern Weichling war. Dieser Doppelsinn, diese übel versetzten Worte, diese zwar oft großen, aber, bis sie herauskommen, entkräfteten Gedanken werden einem Jeden zu erkennen geben, daß ihm der Kopf von zu vielem Glücke geschwindelt, wovon die Schuld am Menschen, bisweilen am Zeitalter zu liegen pflegt. Wo das Glück weitumher einen Ueberfluß verbreitet hat, da beginnt Anfangs eine sorgfältigere Verpflegung des Körpers, dann ist der Hausrath das Hauptanliegen, hernach sorgt man für die Häuser selbst, damit sie sich zur Weitläuftigkeit eines Landguthes ausdehnen, daß die Wände von Marmortafeln, die man über Meere herbeygeschifft hat, glänzen, daß die Decken mit buntem Golde abwechseln, und der Glanz der Fußböden den getäfelten Decken entsprechen. Alsdann wendet man seine Herrlichkeit aufs Tafeln, und da sucht man sich geflissentlich durch Neuheit und Veränderung der gewöhnlichen Ordnung zu empfehlen, dergestalt, daß man, was die Mahlzeit zu schließen pflegt, zuerst aufträgt, daß man das, was den Ankommenden gegeben wurde, den Weggehenden giebt. Wenn es die Seele gewohnt geworden, anzueckeln, was Sitte ist, und ihr das Gewöhnliche zu schlecht wird, dann sucht sie auch im Ausdrucke nach Neuheit: dann

ruft sie bald antike und verjährte Worte hervor, und kramt sie aus; bald macht sie neue und gebraucht unbekannte: bald wird für schön geachtet, was vor kurzem Mode geworden, eine kühne und häufige Bildersprache. Es giebt welche, die ihre Gedanken abschneiden, und sich Beyfall versprechen, wenn der Ausdruck derselben zweifelhaft ist, und sich vom Zuhörer errathen läßt. Es giebt andere, die die Zuhörer aufhalten und zerren, und noch andere, die nicht immer dem Fehler bloß nachahmen, (denn wer was Großes im Schilde führt, muß es thun), sondern ihn selbst lieben. Darum überall, wo du siehst, daß man an einer verdorbenen Art, sich auszudrücken, Gefallen findet, da sind auch ohne Zweifel die Sitten von der rechten Bahn abgewichen. Wie die Schwelgerey in Gastmahlen, wie sie in Kleidern Kennzeichen einer erkrankten Stadt ist, so zeigt eine ungebundne Art sich auszudrücken, so fern sie häufig gebraucht wird, wie die Seelen derer, die sich also herauslassen, herunter gesunken seyn. Du darfst dich aber nicht wundern, daß das Verdorbene nicht bloß vom niedrigen Pöbel, sondern auch vom gebildeten Haufen angenommen werde: denn der Unterschied zwischen beyden besteht in Staatskleidern, nicht in Urtheilen. Darüber kannst du dich eher wundern, daß man nicht allein das Fehlerhafte, sondern auch die Fehler selbst erhebt. Denn jenes ist jederzeit geschehn: kein Genie hat noch ohne Zuguthalten gefallen. Nenn mir einen berühmten Mann, welchen du willst, ich will dir sagen, was ihm sein Zeitalter verziehen, was es ihm wissentlich nicht angemerkt hat. Viele will ich dir nennen, denen Fehler nichts geschadet, einige, denen sie genützt. Ich will dir, sag' ich, Männer vom größten Ruf, bis unter die Wunderwerke erhobene nennen, die,

wer

wer sie verbessert, vernichtet. Denn so sind ihre Fehler mit dem Guten verwebt, daß jene dieses nach sich ziehen würden. Nimm itzt noch das dazu, daß die Art sich auszudrücken keine festgesetzte Vorschrift hat. Der Ton einer Stadt, der nie auf Einem Flecke lang gestanden, dreht sie hin und her. Viele holen sich Wörter aus einem andern Jahrhunderte, reden wie die zwölf Tafeln, Gracchus und Crassus und Curio sind ihnen schon zu verfeinert und Neulinge: bis auf den Appius und Coruncanus gehn sie zurück. Einige hingegen, die bloß die gewöhnliche Sprache des gemeinen Lebens gebrauchen wollen, verfallen ins Pöbelhafte. Beydes, jedes in seiner Art, ist, wahrhaftig! so falsch, als wenn sie sich jener glänzenden Sängern, und Dichtern nothwendigen Ausdrücke bedienen, und die gangbaren vermeiden wollten. Sowohl dieser, als jener thut Unrecht: der eine putzt sich mehr als recht ist, der andere vernachläßigt mehr als recht ist: jener rupft die Schenkel, dieser nicht einmal die Flügel. Laß uns zur Zusammenfügung übergehn: wie viel fehlerhafte Gattungen will ich dir davon angeben. Einige loben sich eine abgebrochene und rauhe, sie machen sie geflissentlich trüb, wenn sie weit klärer ausgeflossen wäre: sie wollen den Stil nicht ohne Holpern haben, für mannhaft und stark halten sie ihn, wenn seine Ungleichheit das Ohr beleidigt. Bey manchen ist es kein Stil, ist's Melodie, so gefällig, so sanft verschleichend ist er. Was soll ich nun von jenem sagen, in welchem die Zeitwörter hinaus gezerrt, und nach langer Erwartung kaum noch am Schlusse hergegeben werden? Was von jenem langsam ausgehenden, wie der des Cicero ist, der abgeleitet und sanft endet, und immer seinem alten Ton und Schritt entspricht? Nicht bloß diejenige Art Sentenzen ist feh-

lerhaft, die entweder zu unbedeutend und kindisch, oder unschicklich und gewagter sind, als es, ohne die Schamhaftigkeit zu beleidigen, seyn darf, sondern auch die, die blumicht und zu süß sind, die auf ein pures Nichts ausgehn, und ohne zu nähren, nichts als tönen. Dergleichen Fehler führt nur irgend einer ein, der gerade zu der Zeit den Ton der Beredtsamkeit angiebt: die übrigen ahmen sie nach, und einer überliefert sie dem andern. Es wurden als Sallustius im Flor war, abgeschnittene Sentenzen und unerwartet abfallende Redensarten und dunkle Kürze für Zierde gehalten. Arruntius, ein sehr genügsamer Mann, der die Geschichte des Punischen Krieges schrieb, war ein Sallustianer, und ahmte seine Schreibart nach. Bey dem Sallustius steht: **Er machte eine Armee mit Geld**, das ist, er warb sie mit Geld an. Daran bekam Arruntius Gefallen, sezt' es auf allen Seiten. An einem Orte sagt er: **Er hat den Unsrigen die Flucht gemacht**: an einem andern Orte: **Hiero, König der Syrakusaner, macht Krieg**: und an einem dritten Orte: **Diese gehörten Nachrichten machten die Panormitaner sich den Römern ergeben.** Kosten wollt' ich dich's nur lassen: das ganze Buch ist damit verwebt. Was beym Sallust selten war, ist bey diesem häufig und beynah in einem fort, und nicht ohne Grund, denn jener gerieth in die Fehler, dieser gieng darauf aus. Du siehst aber die Folgen, wenn einem ein Fehler zum Muster dient. Sallustius sagt: **Durch winternde Gewässer** Arruntius sagt im ersten Buche des Punischen Kriegs: **plötzlich winterte das Wetter.** Und an einem andern Orte, wo er sagen wollte, es sey ein kaltes Jahr gewesen, sagt er: **Das ganze Jahr winterte**: und an einem andern Orte: **Von dannen schickte er bey dem wintern-**

winternden Nordwinde sechzig leichte Lastschiffe, außer den Soldaten und den nöthigen Gehülfen der Schiffer. Er hörte nicht auf, dieß Wort überall einzuschieben. An einem Orte sagt Sallustius: Er suchte mitten unter dem Bürgerkriege die Rufe eines Uneingenommenen und Rechtschaffnen. Arruntius hatte nicht so viel Enthaltsamkeit, daß er nicht sogleich im ersten Buche setzte: Die Rufe vom Regulus seyen groß. Diese und dergleichen Fehler, die einer Nachahmung eingeprägt, sind keineswegs Anzeigen von Schwelgerey oder einer verdorbenen Seele. Denn das muß eigenthümlich und aus ihr selbst entsprossen seyn, wornach du eines Menschen Leidenschaft schätzen magst. Des Jähzornigen Rede ist jähzornig, des Aufgebrachten allzugeschwind fortjagend, des Weichlings zärtlich und unbeständig. So siehst du, geht es auch mit denen, die sich entweder den Bart ganz, oder da, wo er zu dick ist, ausraufen, die die Lippen mit Beybehaltung des übrigen unten anliegenden Stückes bis auf die Haut scheeren und rasiren, die Regenkleider von einer unschicklichen Farbe nehmen, oder eine durchsichtige Toga, die gar nichts thun wollen, was den Augen der Menschen entgehen dürfte. Sie machen auffallend, und wenden die Blicke auf sich, sie wollen auch gern getadelt seyn, wenn sie nur betrachtet werden. So ist auch die Rede des Mäcenas und aller andern, die nicht zufällig fehlen, sondern mit Wissen und Willen. Dieß kömmt von einer großen Krankheit der Seele her. Gleichwie beym Wein die Zunge nicht eher stammelt, als bis die Besinnungskraft dem Uebergewicht nachgegeben, und niedergebeugt oder gar verlohren ist: so ist jene Art sich auszudrucken (was anders als Rausch?) bey keinem überwiegend, wofern nicht

sein Geist nachzugeben anfängt: darum werde dieser geheilt, von ihm gehen die Sinne und Worte aus, von ihm haben wir Haltung, Miene, Gang. Ist er gesund und vermögeud, so ich auch unser Ausdruck stark, kraftvoll, mannhaft: wenn er zu Boden gefallen, so folgt auch das Uebrige seinem Unsturz.

„— — So lang der König lebt, haben
„alle Ein Herz und Sinn. Nachdem sie
„ihn verlohren, brachen sie die Treue

Unser Geist, ist unser König: bleibt er unangegriffen, bleibt alles übrige bey seiner Pflicht, in Schranken und gehorcht: hat er nur ein wenig nachgegeben, so läßt alles auf einmal nach. Wenn er aber der Wollust ein Recht über sich zugestanden, dann ermatten seine Geschicklichkeit und Thatkräfte und jede seiner Unternehmungen ist schlaff und schwankend. Weil ich mich dieses Gleichnisses bedient habe, will ich darinnen fortfahren. Unser Geist ist bald König, bald Tyrann: König, wenn er nur auf Tugend sieht, für das Wohl des ihm anvertrauten Körpers sorgt, und nichts schändliches, nichts niederträchtiges gebiethet: wenn er aber nicht Herr seiner selbst, leidenschaftlich, Weichling ist, zieht er sich die abscheuliche und grausame Benennung zu und wird, Tyrann. Dann bemeistern sich unmäßige Leidenschaften seiner und verfolgen ihn auf dem Fuße, ihn, der anfangs zwar Freude hat, wie sie der Pöbel zu haben pflegt, wenn er von einer in Zukunft schädlichen Spende voll ist und was er nicht mehr verzehren kann, herummatscht. Wenn aber die Krankheit die Kräfte immer mehr und mehr ausgenagt

genagt und die Wollüste bis ins Mark und in die Nerven eingedrungen, freut er sich, denen zuzusehn, welchen er sich durch allzu große Gierigkeit unnütz gemacht hat. Der Anblick ist ihm wie eigne Wollust, er ist Mittelsperson und Zeuge fremder Schwelgereyen, deren Genuß er sich durch unmäßigen Gebrauch entzogen hat: und es ist ihm das nicht so angenehm, an schwelgerischen Reizen Ueberfluß zu haben, als es ihm schmerzhaft ist, nicht die ganze Zubereitung durch die Kehle und den Magen schicken, sich nicht mit dem ganzen Knaben- und Weibsbilderhaufen herum wälzen zu können, und er betrauert, daß ein großer Theil seiner Glückseligkeit, durch die Eingeschränktheit seines Körpers ausgeschlossen, unterbleibt. Was, mein Lucil, ist das für ein Wahnsinn, daß Keiner von uns sich sterblich, keiner hinfällig denkt, ja, daß Keiner von uns daran denkt, er sey eine einzige Person. Betracht unsere Küchen und unsere unter so vielen Feuern hin und wieder rennenden Köche, glaubst du, es scheine nur Ein Magen, für den mit so großem Lärm Speise zubereitet wird? Betracht unsere Magazine und die mit den Weinlesen vieler Jahrhunderte angefüllten Niederlagen, glaubst du, es scheine Ein Magen, für den die Weine von so vielen Konsulen und Gegenden aufbewahrt werden? Betracht, an wie viel Orten das Land umgearbeitet wird, wie viel tausend Ackersleute das Feld bestellen, umgraben, glaubst du, es scheine Ein Magen, für den so wohl in Sicilien, als Afrika gesäet wird? Gesund werden wir seyn, und mäßige Begierden haben, wenn sich Jeder als einen Einzigen zählt, den Körper dabey mißt, und weiß, er könne weder viel, noch solches lange fassen. Nichts wird dir zur Mäßigung in allen Dingen so ersprießlich seyn, als der öftere

Gedanke an das kurze Lebensalter, und wie ungewiß dieses ist. Bey allem, was du thust, denk an den Tod. Leb wohl!

CXV.

Der Mann, dessen Stil so ängstlich rein und abgeglättet ist, beschäfftigt sich auch mit Kleinigkeiten. Von gepußten und durchsalbten Jünglingen wirst du nie etwas mannhaftes, gründliches hoffen. Die Art, sich auszudrücken, ist das Gesicht der Seele. Welch einen Anblick müßte die Seele eines Rechtschaffnen gewähren, wenn es uns verstattet würde, sie anzuschauen! Aber erkennen können wir sie auch unter dem schlechtesten Kittel, wie wir unter den glänzendsten Strahlen hoher Geburt, oder hohen Standes oder großen Reichthums einen niedrigen Geist und ein Herz ohne Tugend erkennen könnten, wenn wir uns nicht wie Kinder mit Spielsachen täuschen ließen. Allein es geht uns nichts über Gold; darum wir alles das, was uns am liebsten ist, golden nennen.

Ich will nicht, mein Lucil, daß du über Worte und Stil ängstlich seyst: ich habe wichtigere Dinge, dafür du zu sorgen hast. Untersuch, was, nicht wie, du schreibst, und thu es aus Ueberzeugung, nicht, um zu schreiben, damit du das, wovon du dich überzeugt, dir eigen machest, und gleichsam einprägest. Wisse, dessen Art sich auszudrücken du ängstlich und abgeglättet findest, dessen Geist beschäfftigt sich auch nicht minder mit Kleinigkeiten. Jener Große spricht nachlässiger und unbesorgter; alles, was er sagt, giebt er mehr auf Treu und Glauben, als dafür zu sorgen, hin. Du kennst viele Jünglinge mit durchsalbtem Bart und Haaren, die man schon von weitem riecht; von ihnen wirst du nichts Mannhaftes, nichts Gründliches hoffen. Die Art sich auszudrücken ist das Gesicht der Seele: ist sie rund beschnitten, geschminkt und geformt, so zeigt sie, daß die Seele auch nicht aufrichtig sey und etwas Weichliches an sich habe. Puppenmäßige Zierlichkeit ist kein Putz für Männer. Wenn es uns verstattet wäre, in den Geist eines rechtschaffnen Mannes zu blicken, o welch eine schöne Gestalt, wie heilig, wie glänzend in Pracht und ungetrübter Stille würden wir sie sehn! Hier würde sie von Gerechtigkeit, hier von Männlichkeit, hier von Mäßigung und Klugheit leuchten. Außer diesem würde noch zu jenem Glanze nüchterne Lebensart und Enthaltsamkeit und duldsames Wesen und Freyheitssinn und leutselige Güte und das (wer sollt' es meynen?) im Menschen seltne Gut, Menschlichkeit, den ihrigen hinzustrahlen. Seine Vorsichtigkeit, sein Geschmack, und daraus der erlauchteste Seelenadel, wie viel, ihr guten Götter, würden sie Anstand, Nachdruck und ernste Würde noch hinzuthun! Wie groß würde das

mit Anmuth verbundene Ansehen seyn! Jeder, der ihn liebenswürdig nennte, würd' ihn auch verehrungswürdig heißen. Wenn einer dieß erhabnere und glänzendere Antlitz, als er noch unter Menschen zu erblicken gewohnt gewesen, sähe, würd' er nicht, wie wenn er einer Gottheit begegnete, erstaunt zurück treten, und um Nachsicht, es angesehn zu haben, stillschweigend bitten. Von der einladenden gütigen Gestalt selbst angezogen, wird er anbethen und demüthig niederfallen, und wenn er sie, die sich so sehr erhebet und über das Maaß aller von uns gesehn zu werden gewohnter Dinge ausnimmt, mit seinen von einem zwar sanften, aber nichts desto weniger lebhaften Feuer flammenden Augen lange betrachtet, wird er endlich voll Ehrfurcht und entzückt jenen Vers unsers Virgils ausrufen:

„O wie soll ich deiner gedenken, Jung-
„frau! Dein Antlitz ist ja nicht sterblich,
„und deine Stimme verräth keinen Men-
„schen — — — So gewiß du glücklich
„bist, so erleichtere uns unsere Müh und
„Arbeit."

Sie wird uns gegenwärtig seyn, wird uns unter die Arme greifen, wenn wir sie zu verehren bereit sind. Sie wird aber nicht mit zerfleischten Körpern gemästeter Stiere, noch mit aufgehängtem Gold und Silber, noch mit einem in Schätze geworfnen Allmosen, sondern mit einer frommen und wahrhaften Willfährigkeit verehrt. Jeder, sag' ich, würde von Liebe für sie entbrennen, wenn es uns gegönnt wäre, sie zu sehn. Denn itzt steht uns Vieles im Wege und blendet entweder unser Gesicht mit zu viel Glanz,

oder

oder hält es durch Dunkelheit zurück. Aber wie die Sehkraft der Augen durch einige Arzneyen geschärft und gereinigt zu werden pflegt, so werden auch wir, so fern wir die Sehkraft des Geistes von Hindernissen zu befreyen Willens sind, die Tugend zu durchschauen vermögend seyn, ob sie gleich in den Körper verhüllt ist, ob auch gleich Armuth dazwischen steht, und Niedrigkeit und unedle Geburt im Wege liegen. Wir werden sie erkennen, sag' ich, jene obgleich vom Schmuck überdeckte Schönheit. Hingegen werden wir auch die Bosheit und Schlaffsucht eines lästigen Geistes wahrnehmen, ohngeachtet ein großer Glanz ihn umstrahlender Reichthümer sich in den Weg stellt, und den Betrachtenden von einer Seite das falsche Licht von Würden, von der andern, das von großer Macht und Gewalt in die Augen schlägt. Alsdann wird es uns einzusehn verstattet seyn, welche verachtungswerthe Dinge wir bewundern, ganz wie die kleinen Jungens, bey denen alles Spielwerk einen Werth hat. Aeltern und nicht weniger Brüdern ziehen sie ja die um den geringsten Preis gekauften Anhängsel vor. Was ist nun zwischen uns und ihnen für ein Unterschied? wie Aristo sagt: keiner, als daß wir mit Gemälden und Bildsäulen nur auf eine weit theuerere Art ungescheid sind. Jenen machen geringe, ein wenig spielende Steinchen, die sie am Ufer gefunden, Vergnügen, uns die Flecken großer Säulen, sie mögen nun, entweder aus Aegyptens Sandwüsten, oder aus Afrikas Hayden hergebracht, irgend eine Halle oder einen für eine Nation geräumigen Speisesaal tragen. Wir bewundern mit zartem Marmor überzogene Wände, indeß wir die Beschaffenheit dessen wissen, was damit überdeckt ist. Wir betrügen unsere Augen, und indem wir die Häuser mit Gold überfül-

lcn,

len, was thun wir anders, als uns einer Lüge freuen? Wir wissen ja, daß unter diesem Golde garstige Holzblöcke verheimlicht liegen. Und nicht bloß für die Wände und Decken verlangt man eine dünne Verzierung: Die Glückseligkeit aller derer, die du hochbrüstend sich vordrängen siehst, ist Flittergold. Sieh ihr Inneres an, und du wirst einsehn lernen, wie viel Uebles unter diesem dünnen Ueberzug von Würde verborgen liegt. Eben das fesselt so viele Magistratspersonen und Richter, was Magistratspersonen und Richter macht: Geld, das, so wie es geehrt zu werden anfieng, die wahre Ehre in Allem zum Sinken brachte. Nun zu Handelsleuten und kaufbaren Menschen geworden, fragen wir nicht um die Beschaffenheit, nur um den Werth einer Sache. Um Sold handeln wir pflichtmäßig, um Sold pflichtwidrig. Wir folgen der Tugend, so lang sie noch irgend eine Hoffnung mit sich führt: wir würden zum Gegentheil übergehn, so bald uns Laster mehr versprächen. Unsere Aeltern machten uns zu Bewunderern des Goldes und Silbers, und die unserm zarten Alter eingeflößte Begierde schlug tiefer in uns Wurzel, und wuchs mit uns. Ferner das ganze Volk, das sich in andern Dingen vielsinnig widerspricht, ist darüber eins: das achten sie hoch: das wünschen sie den Ihrigen: das opfern sie den Göttern, wenn sie dankbar scheinen wollen, gleichsam als das Größte aller menschlichen Dinge. Endlich ist's mit unsern Sitten so weit gekommen, daß Armuth ein Schimpf und Vorwurf ist, daß sie von den Reichen verachtet und von den Armen gehaßt wird. Dazu kommen alsdann noch die Gedichte der Dichter, die das Feuer unserer Leidenschaften anfachen, die die Reichthümer als die einzige Zierde und Verschönerung des Lebens preisen. Ihnen scheinen die unsterbli-

sterblichen Götter weder etwas bessers geben zu können, noch zu haben.

„Der Sonne königlicher Palast war mit
„großen Säulen hoch erbaut, hell von
„glänzendem Golde."

Betracht den Wagen derselben:

„Golden war seine Achse, golden die
„Deichsel, golden der Bogen am Rad,
„silbern die Reihe der Speichen."

Jenes Zeitalter, das sie als das beste angesehn haben wollen, nennen sie das goldene. Auch mangelt's bey den Tragikern an solchen nicht, die Unschuld, Wohlfahrt und guten Namen um Gewinn vertauschen.

„Laß mich den schlechtesten Kerl genannt
„werden, wenn ich nur reich genannt
„werde."

„Ist er reich? fragen wir alle, Niemand,
„ist er gut?"

„Nicht, auf was Art und woher, son-
„dern wie viel du hast, fragen sie nur."

„Noch überall galt einer so viel, als er
„besaß."

„Was zu haben, uns eine Schande sey,
„fragst du? Nichts."

„Ich

„Ich wünsch, entweder reich zu leben,
„oder arm zu sterben.“

„Wohl stirbt derjenige, der sterbend er-
„was gewinnt.“

„Geld, das große Gut des Menschen-
„geschlechts, dem nicht die Freude der
„Mutter oder des schmeichelnden Säug-
„lings, nicht die Ehrfurcht gegen den
„verdienstvollen Vater gleich zu kommen
„vermag. Wenn aus dem Antlitz der
„Liebe solch eine Lieblichkeit leuchtet,
„so facht sie mit Recht die Liebesflam-
„men in Göttern und Menschen an.“

Als diese zuletzt stehende Verse in des Euripides Trauerspiele deklamirt worden waren, stund das ganze Publikum plötzlich und mit einander auf, um den Schauspieler und seine Verse hinaus zu werfen, bis Euripides selbst mitten dazwischen hervor sprang, und bath, man möchte warten und sehen, was der Bewunderer des Glücks für ein Ende nähme. Bellerophontes litt in dem gedachten Stücke Strafe, wie sie Jeder in seinem Leben selbst leidet. Denn keine Art von Geiz bleibt ungestraft, ob er gleich selbst Strafe genug ist, O wie viel Thränen, o wie viel Müh' und Arbeit fodert er! Wie elend ist er bey Wünschen! wie elend bey ihrer Erlangung! Nimm noch tägliche Sorgen und Bekümmernisse dazu, die Jeden nach dem Maaße seiner Habsucht zerquälen. Mit gräßerer Quaal, als man sich darnach umthut, hat man Geld. Wie sehr seufzen sie über die

die Verluste, die sie nicht nur groß überfallen, sondern die ihnen auch noch größer vorkommen. Endlich laß ihnen auch vom Schicksal Nichts entzogen werden, was man sich nicht erwirbt, wird für Verlust geachtet. Die Leute nennen ja aber doch jenen Mann glücklich und reich, und wünschen sich, auch so viel zu bekommen, als er hat. Ich gebe das zu. Was weiter? Glaubst du, daß es Menschen mit einem schlimmern Loose gebe, als diejenigen, die elend sind und beneidet werden? Wollte der Himmel, daß sich diejenigen, die Reichthümer erwerben wollen, mit Reichen, wollte der Himmel, daß, die nach Ehrenstellen streben wollen, sich mit Ehrgeizigen und welche die höchste Stufe von Würden erlangt, besprächen, sie würden gewiß ihre Gelübde ändern, da sie, die die vorigen verwünscht, wieder neue beginnen. Denn da ist keiner, dem sein Glück, wenn es auch wie ein Strom käme, genügte. Sie klagen über ihre eignen Anschläge und Fortschritte, und wollen lieber immer das, was sie zurück gelassen. Darum wird die die Philosophie das gewähren, worüber mir nichts geht: wie wirst du eine Reue über dich selbst spüren. Zu diesem so dauerhaften Glücke, das kein Ungewitter zu zerstören vermag, werden dich nicht künstlich gewebte Worte und ein sanft dahin fließender Ausdruck führen. Laß ihnen ihren Lauf, wie sie wollen, wenn nur der Geist sein gesetztes Wesen behält, wenn er nur groß und um die Meynung Anderer unbekümmert ist, und sich deswegen, weswegen er Anderen mißfällt, selbst gefällt, er, der nach seiner Lebensart seinen Fortgang schätzt, und nur in dem Grade weiser zu seyn erachtet, in dem er weniger wünscht, weniger fürchtet.

CXXI.

Haben alle Thiere ein Bewußtseyn ihres Zustandes?

Du wirst zanken, ich seh' es, wenn ich dir die heutige Materie angebe, wobey wir uns lange genug aufgehalten. Noch einmal wirst du ausrufen: Was frommt dieß dem Charakter? Aber schrey nur, indeß ich dir erstlich andere in den Weg stellen will, mit denen du zanken magst, den Posidonius und Archidemus. Diese werden sich auf den Proceß einlassen, alsdann will ich sprechen. Nicht alles, was zur Moral gehört, macht gute Sitten. Ein Stück davon betrifft den Unterhalt, ein Anderes die Thätigkeit, ein anderes die Kleidung, ein anderes den Unterricht, ein anderes das Vergnügen des Menschen. Alle diese Stücke gehen doch den Menschen an, wenn sie ihn gleich nicht alle bessern. Ein jedes hat nach seiner Art einen andern Einfluß auf die Sitten. Einige bessern und ordnen sie, andere untersuchen ihre Natur und Ursprung. Wenn die Frage ist, warum die Natur den Menschen hervorgebracht, warum sie ihn den übrigen Thieren vorgezogen, meynst du, ich hätte alsdann seinen sittlichen Zustand außer Augen gelassen? Das ist falsch. Denn wie willst du wissen, wie er beschaffen seyn muß, wofern du nicht ausfindig machst, was dem Menschen am besten ist, wofern du seine Natur nicht einsiehst? Alsdann wirst du erst verstehn, was du zu thun, was du zu vermeiden hast, wenn du gelernt, was du deiner Natur

tur schuldig bist. Ich, sagst du, will lernen, wie ich weniger Begierden haben, weniger furchtsam seyn mag. Den Aberglauben treib mir aus: lehr mich, wie ein grundlos und eitel Ding das sey, was man Glückseligkeit nennt, und wie sich ihr sogar leicht noch eine Sylbe anhänge. Ich will deinem Verlangen Genüge thun, zur Tugend sowohl heftig ermahnen, als die Laster geißeln: gesetzt, daß mich Jemand für zu weitgehend und kein Maaß beobachtend hielte, will ich doch nicht ablassen, die schwelgende Indolenz zu verfolgen, den verwildertesten Leidenschaften Einhalt zu thun, und Wollüste, die in Schmerz übergehen würden, zu bändigen, und mich dem Wünschen zu widersetzen. Warum das nicht, da wir schon die größten Uebel gewünscht, und Glückwünsche uns das gebracht haben, womit wir unzufrieden sind? Indessen erlaub mir, das, was etwas weiter vom Ziel zu liegen scheint, genauer zu erforschen. Wir untersuchten, ob alle Thiere ein Bewußtseyn ihres Zustandes hätten. Ihr Bewußtseyn veroffenbart sich aber daran, daß sie die Glieder geschickt und fertig bewegen, nicht anders, als ob sie darinnen unterrichtet wären. Jeder ihrer Theile hat seine Gelenksamkeit. Der Künstler gebraucht seinen Werkzeug leicht weg: der Steuermann weiß das Ruder zu wenden: der Maler, der die vielen und mancherley Farben um sich her gerichtet, punktirt außerordentlich geschwind damit, und geht mit leichtem Blick und leichter Hand zwischen der Wachstafel und dem Urbild hin und her. So ist auch das Thier zu allem

seinem Gebrauch bewegsam genug. Wir pflegen die Pantomimen zu bewundern, weil ihre Hand alle Dinge und Wirkungen zu bedeuten geschickt ist, und ihre Gebärde eine Behendigkeit wie Worte erlangt. Was jenen die Kunst, gewährt diesen die Natur. Niemand streckt seine Gliedmaaßen mit genauer Noth daran, niemand hat noch damit zu seinem Nutzen gezaudert: dazu geschaffen, verrichten sie es ohne Verzug. Mit dieser Wissenschaft kommen sie ans Tageslicht: abgerichtet werden sie gebohren. Darum, sagt man, bewegen die Thiere ihre Gliedmaaßen, weil sie, wenn sie sich anders bewegten, Schmerz empfinden würden. Also, wie ihr sagt, werden sie gezwungen und Furcht, nicht ihr Wille, bringt sie zu dem, was sie thun müssen? Dieß ist falsch. Wozu Zwang treibt, das geht langsam: geschmeidige Behendigkeit ist freywillige Bewegungskraft. So wenig zwingt sie aber die Furcht des Schmerzens dazu, daß sie auch, wenn's der Schmerz verbiethet, ihrer natürlichen Bewegung nachstreben. So fällt das Kind, das aufs Stehen denkt und sich tragen gewöhnt, sobald es seine Kräfte zu versuchen angefangen, und steht so vielemale weinend wieder auf, bis es sich durch Schmerz in der Forderung der Natur geübt hat. Einige Thiere mit härterem Rücken wälzen sich umgestürzt so lange herum und strecken die Beine aus, und neigen sich seitwärts, bis sie sich wieder in die vorige Lage bringen. Die auf den Rücken gelegte Schildkröte leidet keine Marter; doch ist sie aus Trieb nach ihrem natürlichen Zustand

unruhig

unruhig, und läßt mit ihren Versuchen und Hin- und Herrütteln nicht eher nach, als bis sie wieder auf den Beinen steht. Also haben alle Thiere ein Bewußtseyn ihres natürlichen Zustandes, und daher eine so fertige Gebrauchsfähigkeit ihrer Gliedmaaßen, und wir haben kein größeres Anzeichen, daß sie mit jener Kenntniß zum Leben kommen als dieses, daß kein Thier zu seinem Gebrauch ungeschickt ist. Der Zustand ist, spricht er, wie ihr vorgebt, die Summe des Geistes auf gewisse Art im Verhältnisse gegen den Körper. Dieses so verwickelte, so feine und auch euch kaum erklärbare Wesen, wie versteht es das Kind? Alle Thiere hätten mit der Vernunftlehre gebohren werden müssen, um jene einem großen Theile der Vornehmsten im Staate dunkle Erklärung zu verstehen. Deine Einwendung war wahr, wenn ich sage die Beschreibung ihres Zustandes werde von den Thieren verstanden. Denn dieser Zustand wird leichter durch sich selbst begriffen als beschrieben. Daher ein Kind, was ein Zustand sey, nicht weiß, seinen eignen Zustand kennt; und was ein Thier sey, nicht weiß, daß es ein Thier sey, sich bewußt ist. Ueberdieß kennt es seinen Zustand selbst; nur schwach und dunkel und obenhin. Auch wir wissen, daß wir eine Seele haben, was eine Seele, wie sie beschaffen sey und woher? wissen wir nicht. Ein Bewußtseyn, wie wir von unserer Seele bekommen, ob wir gleich ihre Natur und ihren Sitz nicht kennen, bekommen alle Thiere von ihrem Zustande. Denn sie müssen sich dessen

bewußt seyn, wodurch sie sich alles übrige gleichfalls bewußt sind: sie müssen von demjenigen ein Bewußtseyn haben, dem sie gehorchen, von dem sie geleitet werden. Jeder von uns merkt, es sey etwas, das unsere Triebe erregt; was es sey, weiß er nicht: daß es eine Thatkraft sey, weiß er, was sie ist, oder woher sie ist, weiß er nicht. Wie Kinder, so haben auch die Thiere ein Bewußtseyn ihres wesentlichen Theils, nur nicht deutlich, nicht vollständig genug. Ihr gebt vor, sagt er, jedes Thier betrage sich seinem Zustande gemäß, da aber des Menschen Zustand vernünftig ist, so betrag' er sich nicht als Thier, sondern nach seiner Vernunft. Denn dasjenige, wodurch er Mensch ist, hat der Mensch an sich lieb. Wie kann das Kind seinem vernünftigen Zustande gemäß handeln, da es noch nicht vernünftig ist? Jedes Alter hat seinen eignen Zustand, in einem andern befindet sich das Kind, in einem andern der Erwachsene, in einem andern der Greis. Alle richten sich nach dem Zustande, in dem sie sind. Das Kind hat keine Zähne: es richtet sich nach diesem seinem Zustande: die Zähne sind hervor gekommen: es handelt diesem Zustande gemäß. Denn auch die zum Getreide und zur Frucht werdende Pflanze findet sich in einem andern Zustande, wenn sie aufkeimt, und kaum über die Furche hervor ragt, in einem andern, wenn sie stärker geworden, und im zwar weichen, aber seine Last tragenden Halme dasteht, in einem andern, wenn sie gelb wird und sich nach dem

Boden

Boden neigt, und seine Aehre verhärtet ist: in welchen Zustand sie auch kömmt, den behauptet sie, in den schickt sie sich. Anders ist das Alter des Kindes, des Knabens, des jungen Mannes, des Greises beschaffen: doch bin ich noch eben der, der ich als Kind, als Knabe, als junger Mann war. Denn obgleich Jedes einen ganz andern Zustand mit sich bringt, so bleibt doch die Sorge für den gegenwärtigen Zustand die nämliche. Denn die Natur empfiehlt mir nicht den Knaben oder jungen Mann oder Greis, sondern mich mir selbst an. Daher sorgt das Kind für seinen Zustand, in dem es sich gegenwärtig als Kind befindet, nicht, in den es als Jüngling kommen wird. Denn auch der Zustand, in welchem es gebohren worden, ist der Natur deswegen nicht minder gemäß, weil es noch in einen höhern überzugehen hat. Zuerst sorgt das Thier für sich selbst. Denn es muß etwas seyn, worauf die andern Dinge Bezug bekommen. Ich suche Wollust. Für wen? Für mich, also sorg' ich für mich. Ich meide Schmerz: um wessentwillen? meinetwegen, also sorg' ich für mich. Wenn ich alles aus Sorgfalt für mich thue, so ist meine Hauptsorge, die für mich selbst. Diese Sorge ist in allen Thieren, und wird nicht eingepflanzt, sondern angebohren. Die Natur zieht ihre Geburten und wirft sie nicht von sich: und weil der Vormund in der Nähe der sicherste ist, so ist Jeder sich selbst anvertraut. Darum, wie ich im Vorhergehenden gesagt, kennen die schwächlichen durch die Mutter ausge-

schütteten, oder auf irgend andere Art zur Welt ge= kommenen Thiere so gleich, was ihnen schädlich ist, und vermeiden das ihnen Tödtliche: auch den Schat= ten der vorüberfliegenden und vom Raub lebenden Vögel scheuen sie, weil sie ihnen gefährlich sind. Kein Thier kömmt ohne Furcht des Todes zum Le= ben hervor. Wie, sagt er, kann ein neugebohrnes Thier die ihm entweder heilsamen, oder tödtlichen Dinge kennen? Eestlich ist die Frage, ob es die Dinge kennt, nicht, wie es sie kennt. Daß sie aber die Kenntniß haben, erhellet daraus, weil sie dann nichts weiters thun, wenn sie es eingesehen haben. Warum flieht die Henne nicht vor dem Pfau, war= um nicht vor der Gans zurück, und den so viel klei= nern, ihr nicht einmal bekannten Habicht flieht sie? Warum fürchten die jungen Hühner die Katze, den Hund fürchten sie nicht? Es offenbart sich, daß sie eine nicht durch Erfahrung zusammen gesammelte Kenntniß dessen, was ihnen schaden würde, besitzen: denn ehe sie noch eine Erfahrung machen, hüten sie sich. Ferner, damit du nicht dafür hältst, es ge= schehe zufälliger Weise: sie fürchten weder etwas, was sie nicht müssen, noch vergessen sie jemals die= se ihre Beschützung und Sorgfalt. Das Fliehen vor dem Schädlichen bleibt sich bey ihnen stäts gleich. Ueberdieß werden sie auch im Fortleben nicht furcht= samer. Hieraus erhellt, daß sie nicht durch Erfah= rung dazu gelangen, sondern durch angebohrne Liebe zu ihrer Wohlfahrt. Auch ist langsam und man= cherley, was Erfahrung lehrt: was die Natur zu

besitzen

besitzen giebt, haben Alle so wohl gleich, als auf der Stelle. Wenn du es inzwischen foderst, will ich sagen, wie jedes Thier das ihm Schädliche einzusehen beginne. Es ist sich bewußt, daß es aus Fleisch bestehe, daher ist es sich bewußt, was das sey, wodurch das Fleisch zerschnitten, verbrannt, zerstört werden könne. Was, um zu schaden, bewaffnete Thiere sind, deren Gattung wittert es als zuwider und feindlich. Diese Dinge sind unter einander verbunden. Denn Jedes sorgt für seine Wohlfahrt, und was ihm wohlthut, darauf geht es aus, was ihm Schaden bringen würde, scheut es. Es giebt einen natürlichen Abscheu gegen das, was einem zuwider ist. Ohne daran zu denken, ohne Vorsatz geschieht, was die Natur befiehlt. Siehst du nicht, welch einen Scharfsinn die Bienen zur Erbauung ihrer Wohnungen haben, wie viel Uebereinstimmung in der einzeln zu verrichtenden Arbeit? Du siehst nicht, wie von keinem Sterblichen nachahmbar jenes Spinnengewebe ist, wie viel Müh' es braucht, die Fäden einzutheilen, die einen statt der Grundfeste gerade zu weben, die andern rund herum und aus dem dichtern Gewebe hie und da hinauslaufend, um kleinere Thiere, zu deren Schaden sie angelegt werden, wie in Netze verwickelt fest zu halten. Eine solche Kunst wird mitgebohren, nicht gelernt. Darum ist kein Thier gelehrter, als das andere. Du wirst die Gespinste der Spinnen gleichförmig sehen, ein gleiches Loch in allen Winkelzellen. Alles ist unbestimmt und unähnlich, was die Kunst

 lehrt

lehrt: was noch die Natur vertheilt hat, bekömmt eines wie das andere. Diese hat nichts mehr, als die Aufsicht über sich selbst und ihre Geschicklichkeit gelehrt. Daher fangen sie zu lernen und zu leben zugleich an. Und es ist auch kein Wunder, daß sie damit gebohren werden, weil sie ohne das vergebens gebohren würden. Das erste Lebensmittel hat ihnen die Natur in der Beharrlichkeit der Sorge und Liebe für sich selbst mitgetheilt. Sie könnten nicht in gutem Zustande bleiben, wenn es nicht schon in ihrem Willen läge. Und das war ihnen nicht nur für die Folge an und für sich nützlich, sondern keine Sache würde ihnen auch ohne dasselbe genützt haben. Aber bey keinem wirst du Geringschätzung seiner selbst, nicht einmal Vernachlässigung wahrnehmen. Die sinnlosen und unvernünftigen Thiere, wenn sie gleich zu allem Uebrigen träge sind, haben zum Fortleben Witz genug. Du wirst sehen, daß, die für andere unbrauchbar sind, sich selbst nicht entstehen.

Inhalt.

I.

Seite.

Trag die Zeit ab, weil sie noch dein ist. Sie zu nützen, ist das einzige Mittel, gegen ihre Eilfertigkeit. 1

II.

Das Lesen allerley Bücher schadet. Man muß bey bewährten Schriftstellern stehn bleiben, und sich aus einem täglich eine Stelle zum Durchdenken auswählen.

Nicht, wer wenig hat, sondern, wer nach mehrerm geilt, ist arm. 3

III.

Wenn du nach reifer Ueberlegung einen zum Freund aufnimmst, so öffne ihm dein ganzes

Seite.

Herz — einem andern gehört der Name Freund nicht. Gegen Jedermann, oder gegen Niemand sich aufschließen, ist so gut ein Fehler, als rastlos unruhig seyn, oder nie aus der Ruhe kommen. 5

V.

Nimm nichts Auffallendes in deinem Aeußerlichen an, es schadet der Philosophie. Unsere Außenseite komme mit dem Volke überein, wer uns näher betrachtet, sehe den Unterschied.

So wie du nichts mehr hoffst, wirst du nichts mehr fürchen. 8

VI.

Ich habe mich vieles gebessert, ich will dir die Arzeneyen schicken, die mir geholfen haben. Alle Weisheit möcht' ich nicht ohne Erlaubniß, sie mittheilen zu dürfen, besitzen. Aber persönlicher Umgang mit dem Lehrer nützt mehr, als das Lesen seiner Schriften. 11

VII.

Je größer der Kreis von Menschen ist, unter den wir uns mischen, desto mehr Gefahr. Blu-

tige

Inhalt.

Seite.

tige Spektakel schaden den guten Sitten, wie böser Umgang und böse Beyspiele. Trächt nicht nach dem Beyfalle des größern Haufens. 13

X.

Unvernünftige und Böse darf man nicht allein lassen. In der Einsamkeit entwickelt sich ihre Bosheit.

Leb mit den Menschen so, als säh' es Gott, red mit Gott, als hörten es die Menschen. 17

XI.

Schamröthe kömmt und geht ungeheißen. Man kann sie, wie alle Gebrechen, unmerklicher machen, aber nicht ganz vertreiben.

Such dir einen guten Mann aus, und glaub fest, er seh' all deine Gedanken und Handlungen. 19

XII.

Seneka nimmt die sein Alter ankündigenden Erinnerungen mit Freuden auf. — Auch das Alter hat seine Wollust — Keiner ist so alt, daß er nicht noch einen Tag hoffen dürfte. —

Wer

Seite

Wer am Abend sagen kann, ich habe gelebt, der steht an jedem Tage zu neuem Gewinn auf. 23

XIIII.

Trag die aufmerksamste Sorge für deinen Körper, doch wirf ihn auch ins Feuer, sobald es Vernunft, oder Stand, oder gethanes Versprechen fordern. Laß uns auf einen sichern Posten zurückziehn, wo uns nicht der gewaltthätige Arm des Mächtigern, wo uns weder Haß, noch Neid, noch Verachtung erreicht.

Der genießt seinen Reichthum am besten, der sinen Reichthum am wenigsten braucht. 26

XVI.

Die handelnde Philosophie ist für das Leben unentbehrlich: es mag nun ein Gott oder ein unvermeidliches Schicksal über das Universum herrschen: denn sie lehrt Gott gehorchen und sich über die Anfälle des Ohngefährs wegsetzen.

Wo du nach der Natur lebst, bist du nie arm: wo nach der Einbildung, bist du nie reich. 32

Seite.

XX.

Die Philosophie muß handeln, nicht Worte machen. Standhaft in seinen Entschließungen seyn, und sich immer gleich handeln, ist das Kennzeichen eines weisen Mannes.

Armuth lehrt Freunde kennen. Lieb weder den Reichthum, noch fürchte die Armuth. Schreib dir Tage vor, an denen du wie ein Armer lebst. Bey seinem Reichthum arm seyn, ist groß: keinen besitzen, sicherer. 36

XXIII.

Es ist eine ernste Sache um die Freude. Sie entspringt aus dem Bewußtseyn eines guten Gewissens, rechtschaffener Gesinnungen, redlicher Handlungen, und dem gleichmüthigen Beharren auf dem erwählten Wege.

Die leben schlecht, die immer von neuem zu leben anfangen. 40

XXV.

Die eingewurzeltsten bösen Fertigkeiten sind unheilbar. — Der Aermste ist reich genug,

wenn

Seite.

wenn er das Nothdürftigste hat. — Bey allen deinen Handlungen denk' dir die Gegenwart eines Mannes, bey dessen Anblick auch Bösewichter, ihre Schandthaten zu vollbringen, sich scheuen. — Der gute Mann muß sich je mehr in sich selbst zurück ziehn, in desto größerer Gesellschaft er sich befindet. 44

XXVIII.

Herumreisen lindert deinen Gram nicht. Sey ruhig in dir, so wirst du am volkreichsten Orte ruhig, und am abgesondertesten glücklich, so wird die Welt dein Vaterland seyn. — Doch wähl dir, wenn du kannst, immer einen stillen Aufenthalt, wohin die Thorheiten der Welt weder reichen, noch hallen.

Ein Zeichen der Besserung ist, seinen Fehler einsehn. 47

XXVIIII.

Die Weisheit säe ihre Lehren nur da aus, wo sie Früchte hoffen darf. — Der Böse lacht nicht lange. — Du kannst nicht ein guter Mann und der Liebling der Stadt zugleich seyn. 50

Seite.

XXXIIII.

Das Wachsthum eines Schülers ist der Ruhm seines Lehrers. — Um ein guter Mann zu werden, ists nicht genug, sich zu bessern angefangen haben, man muß auch nie damit aufhören. 54

XXXV.

Werd ein guter Mann, damit du mein Freund wirst. — Freundschaft nützt allezeit, Liebe schadet oft. — Leb weise, das ist nicht wetterwendisch. 55

XXXVII.

Sey unermüdet im Dienste der Philosophie. — Sie lehrt dich das Unvermeidliche überwinden. — Von ihr hängt Wohl und Glück, und, was über alles andere ist, Freyheit ab. — Willst du dir alles unterthan machen, sey der Vernunft unterthan. 57

XXXVIII.

Unterricht im Gesprächston wirkt mehr, als weitläuftige Reden. — Für ein empfängliches Herz braucht man wenig Worte. 59

Seite.

XXXVIIII.

Die Nacheiferung alles Guten und Schönen ist der vortreflichste Zug eines edelmüthigen Charakters. — Es ist ein großer Geist, wer die Größe nicht achtet, und Mittelmaaß lieber hat, als Uebermaaß. — Die Begierde muß sich in Unerreichbaren verliehren, so bald sie die Gränze der Natur übersprungen. 60

XXXXI.

Gott ist nahe bey dir, ist mit dir, ist in dir. Göttliche Kraft senkt sich in uns, himmlische Allmacht wirkt den herrlichen gesetzten Geist, ihn, der keinem andern Gute nachstrebt, als das sein eigen ist. Was ist aber das dem Menschen eigne Gut anders, als gesunde Vernunft, die, wozu sie gebohren ist, erfüllt? 63

XXXXII.

Viele Laster kommen nur darum nicht zum Ausbruche, weil der, indem sie bereit liegen, nicht eine Macht, seinem Willen gleich, besitzt. — Was sich der Mensch auf Kosten seiner Ehre, Freyheit oder Zeit verschafft, glaubt er nicht erkauft zu haben, denn er hat nichts Werthloseres,

Seite.
loseres, als sich selbst. — Meistens schmerzt nicht der Verlust, sondern der Gedanke, verlohren zu haben. 66

XXXXII.

Denk nicht, verborgen zu leben: dem Auflauern deiner Nachbarschaft entgehst du nicht. — Der Thürhüter hat nicht Stolz, sondern Gewissen in den Weg gestellt. — Sind deine Handlungen redlich, so mag sie Jedermann wissen: sind sie schändlich, was nützt's, daß sie Niemand weiß, da doch du sie weißt. O du Unglücklicher, wenn du diesen Zeugen nicht achtest! 69

XXXXIIII.

Die Weisheit fragt nach keinen Stammbaum. Sokrates war kein Patricier. In einer ewig abwechselnden Geschlechtsfolge haben Könige Sklaven, und Sklaven Könige zu Ahnen gehabt. — Der von der Natur zur Tugend Geschaffne ist allein edel gebohren. Er kann sich aus jedem Stand über das Schicksal hinaus schwingen. 71

XXXXV.

Die Weisheit zu erlernen, brauchst du nicht viele, nur gute Bücher. — Es kömmt auch nicht auf Wortkrämereyen an — oft versteckt man Laster unter Namen von Tugenden. —

Seite.

Es kömmt auf die großen Fragen an: Wer ist glücklich? Was ist gut? 73

XXXXVII.

Verhalt dich gegen den Niedrigen, wie du willst, daß sich der Höhere gegen dich verhalte. — Schätz deine Sklaven nach ihrem Herzen, nicht nach ihren Verrichtungen, und würdige sie nach diesem Maaßstabe deines Umgangs, deines Vertrauens. — Vergiß nicht, wie die Könige gegen uns, deiner eignen Schwäche gegen sie. 78

L.

Wir schieben gern die Schuld auf unsere Verhältnisse, oder auf Andere, wenn sie an uns liegt. — Besserung hat gar keine Anstrengung nöthig, wenn das Herz nur noch nicht verhärtet ist: aber auch das verhärteste Herz läßt sich durch hartnäckige Bemühungen bezwingen. 84

LII.

Unentschlossenheit verräth Thorheit. — Wir brauchen Lehrer, die uns mit ihrem weisen Unterrichte beystehn. — Wie müssen sie beschaffen seyn? — Der Weise verachtet allen Beyfallslärm. 87

LVIII.

Des Weisen Freude ist allein wahre Wollust. Nicht Ehre und die Vergnügungen der Welt gewähren sie. — Warum klebt die Thorheit am Menschen? Wer ist weise? 91

Seite

LXI.

Such den alten Uebeln ein Ziel zu stecken, und thu ohne Verdruß, was du thun mußt: alsdann wirst du gut leben und gut, das ist, gern sterben. 98

LXII.

Man hat zu seiner Veredlung Zeit genug, wenn man sie nur anzutragen weiß. 99

LXIII.

Betraure deinen verstorbnen Freund nicht allzusehr. Wer seinem Schmerz nicht durch Vernunft ein Ziel setzt, dem setzt es die Zeit. Nichts ist aber für einen vernünftigen Menschen schimpflicher, als des Trauerns müde, aufhören, traurig zu seyn. Um ihn nicht so bald zu vergessen, verwandle deinen Schmerz in angenehme Erinnerung an ihn. 101

LXVII.

Ist alles, was gut ist, auch wünschenswerth? — Krankheiten, Foltern und grausame Todesarten standhaft und geduldig zu ertragen, ist wünschenswerth. — Die Tugenden sind aufs innigste in einander verbunden. 105

LXXI.

Guter Rath fehlt oft aus Mangel eines bestimmten Lebensplans, der zur Erreichung des höchsten Guts, das ist, der Tugend, angelegt

Seite.

seyn muß. Ohne Tugend giebt es kein Gut: durch sie ist alles gut. — Alles hat seine Zeit, gebohren werden, wachsen, sterben. Der vollendete Weise geht auf dem widrigen Wege des Schicksals nicht unempfindlich, aber standhaft fort: der Schüler der Weisheit hält oft in seinem Gang inne, doch weicht er nicht zurück. 111

LXXIII.

Die unschädlichsten und dankbarsten Unterthanen eines Staats sind die Weisen, die in abgeschiedner Einsamkeit sind und den Wissenschaften leben, denn sie fühlen den ganzen Werth der Ruhe, die sie genüßen. Nicht so die Bediensteten im Staate. Ihr undankbarer Geiz kennt kein Maaß der Befriedigung, so wie die Thorheit der Menschen einen unvernünftigen Unterschied zwischen Besitz und Eigenthum macht. — Worinn übertrifft Jupiter einen guten Mann? 123

LXXVI.

Weise werden lernen, schändet kein Alter. Man darf darinnen nie müde werden. Vervollkommte Vernunft ist Tugend und da sie nur der Mensch ausschließend besitzen kann, des Menschen einziges und größtes Gut. Sie ist die Mutter aller edlen Empfindungen, aller großen Handlungen und einer unerschütterlichen Seelenstärke, die kein Unfall weder überrascht noch beugt. 128

LXXXVIII.

Seite.

LXXXVIII.

Eins der größten und gewöhnlichsten Uebel der Menschen ist, daß sie keinen Plan für ihr zukünftiges Leben entwerfen und nie ihr vergangenes überdenken — Trunkenheit ist eine tausendfache Quelle von Lastern und Unglücksfällen. Sich berauschen ist, sich freywillig wahnsinnig machen. 139

LXXXVIII.

Die freyen Künste und Wissenschaften oder die sogenannten Wissenschaften des guten Tons tragen zwar zur Bildung eines guten und weisen Mannes etwas bey, aber ihn selbst bilden sie nicht. Betracht hierüber die aufgestellten Beyspiele aus der Grammatik, Musik, Geometrie, Astronomie — Unter den freyen Künsten ist die wahre Kenntniß des Guten und Bösen und unserer selbst und all das Wichtige, was die Philosophie allein lehrt, die einzig wahrhaft freye Wissenschaft. Viele Kenntnisse des guten Tons machen lästige, allzugesprächige, naseweise, selbstgefällige Menschen. Tracht nicht darnach, daß man bey dir ausrufe: O welch ein gelehrter Mann! Ueberlaß die Eitelkeit mehr als hinreichend zu wissen, Andern, und sey mit dem bäurischen Titel zufrieden: Das ist ein guter Mann. 148

LXXXX.

Daß wir wohl leben, ist die Frucht der Weisheit: diese aber ein Geschenk der unsterblichen Götter, wie unser Leben selbst. Weisheit ha-

Seite.

ben sie Keinem, Fähigkeit, weise zu werden, Allen verliehen. In den Zeiten der verdorbenen Menschheit, deren Bande noch kein Geiz zerriß, war der vernünftigste und gutherzigste Mensch der Erste, der Regent, der seinen Unterthanen nichts ärgeres drohen konnte, als daß er die Regierung niederlegen wolle. Damals verbarg das Strohdach Freyheit und Ruhe: itzt wohnt unter Marmor und Gold Sklaverey und rastlose Leidenschaft. Schloß und Riegel und alle zu Bedürfnissen gewordene Künste unserer Zeiten haben listige, keine weise Menschen erfunden. Diese Erfindungen und die daraus entsprungenen Leidenschaften haben die Vernunft erst zur Weisheit, die Gutherzigkeit zur Tugend empor getrieben. 163

LXXXXVIIII.

Es giebt auch eine Thorheit der Thränen. Es giebt Scheinübel, die die Menschen Gewohnheitshalber betrauern. Der Schmerz über Verlohrne ist nicht nur eitel, er ist auch undankbar, er denkt nicht an den Genuß, den er gehabt, sondern nur an den, den er verliehrt. Wer nur am Gegenwärtigen Freude hat, beschränkt den Genuß der Dinge auf einen kleinen Raum — Wen das Loos getroffen, gebohren zu werden, dem bleibt, sterben, übrig. — Die Zeit, die man lebt, ist im Leben das Wenigste — Es ist Unmenschlichkeit, nicht Geisteskraft und Tugend, den Leichenzug der Seinigen, ohne gerührt zu werden, mit anzusehn. Es giebt Thränen, die die Gewalt der Natur

Seite.

auspreßt, oder sanftere Erinnerung an unsere Verlohrnen hervorlockt — Laß beyden ihren Lauf, aber verbieth ihn denen, die aus Mode und Sitte fließen — Erinnre dich, deines Sohnes, der dir vorausgegangen, oft! feyr' oft sein Andenken! aber es ist, wie in der Freude, so im Schmerz und in den Thränen ein Genug! 181

CIII.

Kümmere dich nicht um die Unfälle des Zufalls. Denk, wie viel du bey dem Menschen Gefahr läufst, der des Menschen gefährlichster Feind ist, damit du daran denkst, was des Menschen Pflicht sey. 192

CVII.

Deine Sklaven sind dir entflohen. Dergleichen und noch weit ärgere Zufälle eräugnen sich unaufhörlich. Sie sind Gesetz und Einrichtung der Natur, die Alles weise geordnet. Darum laß uns auf jedes widrige Eräugniß gefaßt machen, und mit der eines rechtschaffnen Mannes würdigen Denkungsart den Tribut unserer Sterblichkeit ohne Klage bezahlen. Es ist klein und niederträchtig, von der Einrichtung der Welt schlimm zu urtheilen, und eher die Götter, als sich meistern zu wollen. 194

CXIIII.

Das Genie verfällt nach dem Ton und Geschmack seiner Zeit auf mancherley Arten des Ausdrucks und Stils. So wie die Sitten einer bürgerlichen Gesellschaft nach und nach er-

kranken,

Seite.
kranken, so wird auch die Art sich auszudrücken allgemein üppiger. Lebens- und Redeton charakterisiren sich wechselsweise, nur muß letzterer keine Nachahmung seyn. Erhalt oder mach deinen Geist gesund, und dein Ausdruck und Stil, wie dein Aeußerliches, wird stark, kraftvoll und männlich seyn. Wo du aber nicht Herr über dich selbst zu seyn trachtest, da reißt dich Unmäßigkeit jeder Gattung mit sich fort. 198

CXV.

Der Mann, dessen Stil so ängstlich rein und abgeplättert ist, beschäfftigt sich auch mit Kleinigkeiten. Von geputzten und durchsalbten Jünglingen wirst du nie etwas mannhaftes, gründliches hoffen. Die Art, sich auszudrücken, ist das Gesicht der Seele. Welch einen Anblick müßte die Seele eines Rechtschaffnen gewähren, wenn es uns verstattet würde, sie anzuschauen! Aber erkennen können wir sie auch unter dem schlechtesten Kittel, wie wir unter den glänzendsten Strahlen der Geburt, oder hohen Standes, oder großen Reichthums einen niedrigen Geist und ein Herz ohne Tugend erkennen könnten, wenn wir uns nicht wie Kinder mit Spielsachen täuschen ließen. Allein es geht uns nichts über Gold; darum wir alles das, was uns am liebsten ist, golden nennen. 208

CXXI.

Haben alle Thiere ein Bewußtseyn ihres Zustandes? 216

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seneca, Lucius Annaeus

Briefe des L. A. Seneka

Dessau 1783

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Class.345
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11088649-8
VD18 10276408-003